It. sing.
1457
y 12

zi 3 86/2.84
It. sing. 1457 y (2
<36606390190012
<36606390190012
Bayer. S

Eschler!

c

Wien
und
die Oesterreicher,
sammt
Reisebildern
aus
Schwaben, Baiern, Tyrol und Salzburg.

Von
Frances
Mistreß Trollope.

Aus dem Englischen
von
Johann Sporschil.

In drei Bänden.
Zweiter Band.

Leipzig, 1838.
Verlag von Georg Wigand.

T 67/235

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniss.

Dreiundzwanzigster Brief:

Schwierigkeit Wohnungen zu erlangen. — Aussehen und Lage Wiens. — Reinlichkeit der Straßen. — Die St. Stephanskirche.

Vierundzwanzigster Brief:

Die Augustinerkirche. — Canovas Denkmal der Erzherzogin Christine. — Canova's Theseus. — Die kaiserliche Burg. Gemächer der Kaiserin Mutter. — Die Isis von Canova. Rückkehr des Hofes von Prag. — Musik im Volksgarten.

Fünfundzwanzigster Brief:

Dürrenstein. — Rückkehr von da. — Krems. — George Sand.

Sechsundzwanzigster Brief:

Neue Wohnung. — Preis der Wohnungen. — Vorstädte. — Oeffentliche Gärten. — Gebäude. — Privatpalläste. — Oeffentliche Plätze. — Buntes Gemenge der Bevölkerung. Das Theater.

Siebenundzwanzigster Brief:

Besuche. — Zweifelhafter Rang. — Ball im Augarten. — Schönbrunn. — Die Wien. — Garten von Schönbrunn. Die Gloriette. — Die Menagerie. — Die Bären. — Goldfische und Silberfische.

Achtundzwanzigster Brief:

Gespräch mit einem Wiener.

Neunundzwanzigster Brief:

Ausflüge auf das Land. — Die Spinnerin am Kreuz. — Wägen. — Mödling. — Tempelritter. — Besitzung des Fürsten von Liechtenstein. — Die Wiege von Oesterreich. Die Briel. — Menge von Burgen. — Schloß Liechtenstein. — Laxenburg. — Die Ritterburg. — Baden. Das Helenenthal. — Heiligenkreuz. — Sitzendorf. — Schöner Weg durch den Wald. — Wildeck. — Johannisstein.

Dreißigster Brief:

Die vornehmsten Gebäude der Stadt. — Die Burgseite. — Oeffentliche Gebäude. — Palläste des Adels. — Der Stock im Eisen. — Elegante Gesellschaft. — Unterscheidungen, die für Fremde schwer zu begreifen sind.

Einunddreißigster Brief:

Abschied des Sommers. — Schnee. — Das Holzsägen. — Die Oper. — Getäuschte Erwartung. — Mademoiselle Löwe. — Strauß und Lanner. — Johann Cramer. — Monodie auf die Malibran. — Judensynagoge. — Madame Rettich als Desdemona. — Othello.

Zweiunddreißigster Brief:

Allerheiligentag. — Die Musik steht der zu Insbruck nach. Der Erzbischof. — Armerseelentag. — Die kaiserliche Gruft. — Trauer um den verstorbenen Kaiser. — Oesterreichische Loyalität.

Dreiunddreißigster Brief:

Der Novembermarkt. — Griechen. — Türken. — Böhmen. Ungarn. — Juden. — Armenier. — Stellung der Juden in der Gesellschaft zu Wien.

Vierunddreißigster Brief:

Recherche de l'Absolu. — Diner bei Sir Frederic Lamb. Marschall Marmont. — Der Fürst Metternich. — Gespräch über den Charakter des Ministers. — Dinergesellschaft zu Wien.

Fünfunddreißigster Brief:

Die Zeughäuser. — Verzierungen des kaiserlichen Zeughauses. Kriegerische Denkmäler. — Napoleon. — Maria Louise. Gustav Adolph. — Carbonari. — Das städtische Zeughaus. — Fieschi. — Gottfried von Bouillon. — Türken. — Diner beim Fürsten Metternich. — Die Fürstin.

Sechsunddreißigster Brief:

Der Prater. — Musik. — Leidenschaft für Unterhaltung. Seltenheit der Betrunkenheit. — Zufriedenheit. — Frankreich und England. — Oesterreich und Amerika. — Geschicklichkeit der Kutscher. — Güte des Pflasters. — Anzahl der Equipagen.

Siebenunddreißigster Brief:

Kaiserliche Bibliothek. — Mangel an Raum. — Aufstellung der Bücher. — Niederlage der kaiserlichen Porzellanfabrik. — Oesterreichische Monopolien. — Maria Theresia.

Achtunddreißigster Brief:

Neuigkeiten aus Portugal. — Nothwendige Zurückhaltung im Anführen von Gewährsmännern. — Gespräch über die von England ergriffenen Maßregeln. — Anführung aus den Times. — Zusammentreffen.

Neununddreißigster Brief:

Oesterreichische Ansichten von England. — Oesterreichische Freiheit von Vorurtheilen. — Vorliebe für England. — Seltenheit des Reisens. — Vertrautheit mit der engli=

schen Literatur. — Werthschätzung Shakspeares und Byrons. — Abneigung gegen die neuere, französische Literatur. — Ausnahme im Salon der Gräfin von St. Aulaire. — Die Erörterung solcher Gegenstände wird offenbar als mauvais ton betrachtet.

Vierzigster Brief:

Installation von elf Rittern des goldnen Vließes. — Reichthum des Costüms. — Ungarische Große. — Der Thron. Tribune der Kaiserin. — Die Plätze der Ritter. — Einzug des Hofes und seines Gefolges. — Pracht der Gewänder. — Ceremonie des Ritterschlages. — Vorbereitungen zum Bankett. — Das juste milieu. — Ursprung des Ordens des goldnen Vließes.

Einundvierzigster Brief:

Grüfte. — Furchtbare Schau. — Zerstörung der Särge. Art die Todten während der Pest zu begraben.

Zweiundvierzigster Brief:

Der Herzog von Reichstadt. — Benehmen des Kaisers Franz gegen ihn. — Der Wiener Congreß. — Anekdoten vom Herzoge von Reichstadt und seinem Großvater. — Geheime Vorschläge Frankreichs im Jahre 1830. — Fürst Metternich's Antwort darauf. — Charakter und Gemüthsart des Herzogs von Reichstadt. — Inschrift seines Sarges.

Dreiundvierzigster Brief:

Die Oper. — Don Juan. — Thalberg. — Paganini. — Vergleich des Piano und der Violine. — Vieuxtemps. — Bürgerliche Aristokratie. — Die Banquiers von Wien. Ihre Stellung in Bezug auf die vornehmsten Cirkel. — Vorrechte der Fremden. — Eine Gesellschaft.

Vierundvierzigster Brief:

Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste. — Glanz der Kaufläden. — Bonbons und ihre Unbequemlichkeiten. — Christ-

bäume. — Vermählung der Erzherzogin Therese mit dem König von Neapel. — Anzug der Herren. — Wir werden dem türkischen Botschafter vorgestellt. — Die Esterhazy'sche Bildergallerie.

Fünfundvierzigster Brief:

Allgemeines Streben nach Unterhaltung. — Antheil der niederen Stände hieran. — Gegensatz mit dem reformirten Temperamente Englands. — Besuch beim Christbaum der Fürstin Metternich. — Eine andere Gesellschaft am heiligen Abend. — Der Christtag. — Der Mangel einer Kirche oder Kapelle für englische Protestanten.

Sechsundvierzigster Brief:

Das Concert der Königin von Neapel. — Erleuchtung mit Wachslichtern. — Oesterreichs Diamanten. — Tracht der ungarischen Damen. — Die Kaiserin von Oesterreich. — Thalberg. — Vieuxtemps. — Die Minister. — Die Botschafter. — Lebewohl der jungen Königin. — Empfang bei dem neapolitanischen Gesandten. — Für den Carneval verheißene Festlichkeiten. — Abreise der jungen Königin. — Fürst Dietrichstein. — Der Herzog von Reichstadt. — Der letzte Tag im alten Jahre. — Großer Empfang bei dem Fürsten Metternich am Neujahrstage.

Siebenundvierzigster Brief:

Unwissenheit der Engländer im Betreff Oesterreichs. — Gleichgültigkeit der Oestereicher hierüber. — Ihre bessere Kenntniß Englands. — Anekdote von Edinburg Review. — Anekdote von Quarterley Review. — Falsche Urtheile. — Wirkung des österreichischen Systems auf die unteren Volksclassen. — Frau von Staël. — Herr von Lamenais und George Sand. — Das Princip des größten Glückes.

Achtundvierzigster Brief:

Wissenschaftliche Soirée bei dem Baron Jaquin. — Gegensatz zwischen dieser und allen übrigen Wiener Gesellschaf-

ten. — Soirée bei dem Baron Hammer. — Seine asiatische Bibliothek. — Arabische Sprüche. — Der Graf von Montbel. — Seine Bemerkungen über die Wirkungen der Revolution. — Trennung zwischen Grundbesitzer und Pächter. — Heimkehr emporgestiegener Soldaten. — Anekdoten.

Neunundvierzigster Brief:

Ball der Fürstin Metternich. — Der französische Botschafter. — Der preußische Gesandte. — Ballanzüge. — Unwahrheiten in Betreff Oesterreichs. — Romeo und Julie.

Fünfzigster Brief:

Menschengedränge auf dem hohen Markte. — Ein Mord. — Gesetze Oesterreichs. — Aussetzung des Verbrechers. — Besuche des Publikums. — Verwandlung der Strafe. — Anekdote von dem Kaiser Ferdinand. — Wirkung der Begnadigung auf den Verurtheilten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dreiundzwanzigster Brief.

Schwierigkeit Wohnungen zu erlangen. — Aussehen und Lage Wiens. — Reinlichkeit der Straßen. — Die St. Stephanskirche.

Wien, den 20. September.

Es hielt ziemlich schwer, daß wir eine passende Wohnung fanden und selbst diejenige, deren wir uns jetzt erfreuen, müssen wir am ersten des nächsten Monates wieder verlassen, weil sie der Baron .... zu seiner Winterresidenz gewählt hat. Wir hoffen aber in der Zwischenzeit im Stande zu sein uns dauerhafter anzusiedeln. So viel, was mich und die Meinigen betrifft. Und nun laß mich Dir, soviel ich kann, den ersten Eindruck, welchen Wien auf mich gemacht hat, mittheilen. Bis jetzt vermag ich nur von dem allgemeinen Aussehen und der Lage zu sprechen und hierin ist, wie gewöhnlich geschieht, die Wirklichkeit ganz anders, als es mein vorher entworfenes Bild war. Wegen der Wichtigkeit Wiens, und seines Ruhmes in der Geschichte von Europa, erwartete ich, daß diese Stadt fast so viel Raum bedecken würde als Paris; eine Vermengung der Begriffe von Wichtigkeit und Umfang, die, wie ich gerne gestehe, meinen Scharfsinn eben nicht zur größten Ehre gereicht. Statt

daß Wien so groß ist wie Paris kann eine Gesellschaft Damen in einer Stunde um seine Mauern gehen und die ganze Zeit über plaudern; kurz es hat ungefähr drei englische Meilen im Umfange. Das ist die vollkommenste Wahrheit, und doch müßte ich, wenn ich Dir sagte, der Umfang betrage dreißig Meilen, zweifeln, ob Dir diese Angabe einen falschen Begriff von dem allgemeinen Aussehen und Wesen Wiens geben würde, als jene nackte Wahrheit in Dir erregen muß. Es ist äußerst natürlich, daß man glaubt, eine Hauptstadt, deren Umfang drei (englische) Meilen nicht überschreitet, klein, enge und in keiner Art imposant aussehe; komm aber und betrachte Wien und Du wirst erfahren, wenn Du es nie zuvor erfahren hättest, wie leicht es sei, die Wahrheit zu sagen und doch einen Eindruck hervorzubringen, der falsch ist.

Wien im eigentlichen oder vielmehr buchstäblichen Verstande ist, um mich einer Redensart des Horaz zu bedienen, „der geringste Theil seiner selbst.“ Die Stadt, vorzugsweise so genannt, der Mittelpunkt des schönen Ganzen, ist von Festungswerken umgeben, welche vielleicht die herrlichste Stadtpromenade in der Welt bilden. Die Höhe der Mauer, welche diese glorreiche Terrasse tragen, wechselt nach den Unebenheiten des Bodens von funfzig bis siebzig Fuß, und der Spaziergang gewährt durch mehrere Basteien, verschiedene Pflanzungen an Zierbäumen und ein paar öffentliche Gärten, durch welche es nie zu gehen verwehrt ist, große Abwechselung. Die Fenster einiger der schönsten Häuser der Stadt gehen nach der Bastei, wie die ganze Promenade allgemein genannt wird, und mehrere Häuset haben ihren Eingang auf ihr; in den letzteren Fällen ist durch eine Ausfahrt von der Straße unten ge-

sorgt, welche weder der Schönheit noch der Bequemlichkeit dieser mit Sand bestreuten Terrassen Eintrag thut.

An der Außenseite dieser herrlichen Mauer, deren Bauart alle Bewunderung verdient, läuft ein, jetzt in Spazierwege von großer Schönheit und Anmuth sowohl zum Fahren als zum Gehen verwandelter Graben. Hier genießt man stets auf der einen oder anderen Seite der Stadt einen vollkommenen Schutz vor den Winden, mit denen die benachbarten Berge sie nur zu häufig heimsuchen. An dem äußeren Kreise des Grabens erhebt sich das Glacis*), welches gleichfalls der Gesundheit und dem Vergnügen der Einwohner gewidmet, an vielen Theilen mit Bäumen bepflanzt und allenthalben mit wohlerhaltenen Gängen und Fahrwegen durchschnitten ist.

Dann kommen die Vorstädte, welche außer da, wo der Donaukanal fließt, einen vollkommenen Halbkreis um die Stadt bilden. Wenn ich Dir sage, daß die Wohnhäuser der Vorstädte fünfmal zahlreicher sind als die der Stadt, so wirst du verstehen, was ich mit den Worten meinte: „Wien ist der kleinste Theil von sich selbst.“ Ein Grund, warum diese eigenthümliche Anordnung so viel Vergnügen gewährt, ist die äußerst schöne Aussicht, die man von verschiedenen Punkten der Alleen und Fahrwege hat; das Kahlengebirge als Hintergrund erhebt sich und eine Menge von Gegenständen voll Schönheit und Interesse bieten sich ganz in der Nähe dem Auge dar, wenn man um die Stadt geht. Aber noch ein anderer Grund und zwar von

*) Die Wiener sprechen allgemein „Die Glaçis,“ was, da dieses Wort die Feldbrustwehre, die Festungsabdachung heißt, wohl nicht so gefehlt ist. Anm. des Uebers.

weit größerer Wichtigkeit, ohne welchen aller Genuß verleidet wäre, ist vorhanden: die vollkommene Abwesenheit von Schmutz und äußerer Belästigung jeder Art. Wie das zugeht, ist mir unbegreiflich; aber weder in den Straßen der Stadt, noch auf ihren edlen und ausgedehnten Wällen, noch unter ihren Mauern in dem tiefen breiten Graben, noch auf dem weiten Glacis stößt man auf irgend einen Anblick oder Geruch, welcher die Sinne beleidigen oder das Gefühl verletzen könnte.

Dies wird dadurch noch außerordentlicher, daß die Bevölkerung sehr dicht ist, die Straßen sehr enge sind und das System der Reinigung, obschon dem von Paris weit überlegen, doch dem von London unendlich nachsteht. Dennoch kann man durch jede Gasse und jedes Gäßchen von Wien mit völliger Ungestraftheit gehen.

Diese höchst lobenswerthe städtische Eigenthümlichkeit macht es mir unmöglich durch was immer für einen Theil der Stadt oder über den schönen Kreis von Leben und Bewegung, der sie umgiebt, zu gehen, ohne mein Staunen und meine Bewunderung dieser vollständigen Reinlichkeit zu wiederholen. Die historische Wahrhaftigkeit zwingt mich aber hinzuzusetzen, daß die auf den Straßen so bemerkenswerthe Abwesenheit aller üblen Gerüche den Reisenden durch das Thor seines Hotels keineswegs begleitet. Auch muß ich gestehen, daß wir in unseren mühsamen Forschungen nach einer Wohnung manche Treppen hinangestiegen sind, wo wir das, was ein naseweiser Engländer den „Continentalgeruch" genannt hat, hinreichend wahrgenommen haben. Soweit ich die Hauptstädte Europas kenne, muß ich sagen, daß London und Wien um die Palme streiten, welches von beiden es weit vor allen an-

deren großen Anhäufungen von Menschen am weitesten in der Kunst gebracht hat, sie zusammen zu drängen, ohne daß ihre nahe Nachbarschaft ein Ungemach wird. London hat für das Innere seiner Häuser das gethan, was in Wien für das Aeußere seiner Straßen geschehen ist.

Außer den Häusern, wo wir eine Wohnung zu finden hofften, haben wir mit Ausnahme der schönen St. Stephanskirche noch keine andern Gebäude näher besehen. Man kann zwischen dem Glauben wählen, ob die Kathedrale gebaut worden sei, um es der Stadt gleich zu thun, oder die Stadt der Kirche wegen. St. Stephan ist als Metropolitankirche klein; aber die Schönheit vieler ihrer Theile und die anmuthige, feierliche und harmonische Wirkung des Ganzen, stellen sie ohne Widerrede in die Reihe der Kirchen vom allerersten Range. Gleich vielen anderen Kathedralen hätte sie sollen zwei Thürme erhalten, aber der zweite steht noch nach vier bis fünfhundert Jahren unvollendet da.

Es ist aber schwer zu entscheiden, ob es gerechter sei zu sagen, daß der vollendete Thurm mit jedem möglichen Fehler in allen andern Theilen des Gebäudes versöhne, oder daß seine leichte und anmuthige Gestalt die Bitterkeit des Gefühls erhöhe, daß der reiche Bau nicht durch einen zweiten, ähnlichen Thurm, der sich auf der andern Seite zum Himmel erhebt, vervollständigt worden ist. Dieser erhabene Thurm hat eine Eigenthümlichkeit, die ihn, so weit ich mich erinnern kann, in seiner Art einzig macht. Statt daß er wie der von Antwerpen, Straßburg, Salisbury u. s. w. auf einer mächtigen Unterlage ruht, erhebt er sich, allmälig dünner werdend, gleich von dem Erdboden.

Diese Stephanskirche ist mit ihrem dunklen, weichen Farbentone *), ihren reichen Bilderwerken, ihren anmuthigen Verhältnissen und dem unbeschreiblichen Wesen von feierlicher, religiöser Heiligkeit, die über jedem ihrer Theile schwebt, so äußerst schön, daß es meiner Meinung nach nicht leicht ist, ein unparteiisches Urtheil über jene Abweichung von den gewöhnlichen Regeln zu fällen. Ich halte es für wahrscheinlich, daß ein Thurm von gewöhnlicher Schönheit neben einem gewöhnlichen Bauwerke keine gute Wirkung haben würde; aber ich kann mir es kaum als möglich denken, daß irgend Jemand, der auf dem Stephansplatze steht und diese zarte Pyramide betrachtet, fähig wäre zu sagen: „Dieser Thurm würde besser sein, wenn er anders wäre als er ist."

Dieses Meisterwerk, das sich bis zur majestätischen Höhe von fünfhundert Fuß erhebt, neigt sich gegen den Gipfel merklich von der Senkrechte ab. Ein Herr, auf den man sich, wenn ich mich nicht irre, verlassen kann, sagte mir, daß dies die Wirkung des Bombardements der Türken bei der zweiten Belagerung von Wien im Jahre 1683 sei; und ein anderer hat mir gesagt, es rühre von dem Bombardement der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1809 her; und ein Dritter, der dabei stand, als wir den Thurm betrachteten, versicherte, diese schiefe Neigung komme von einem Erdbeben *). Die Ursache, möge

*) Dieser würde noch viel schöner sein, wenn die hohen Fenster aus Glasgemälden beständen, wie die in der Kapelle rechts vom Kirchenthore. Anm. des Uebers.

**) Der Steinmetz der St. Stephanskirche, Herr Jäger, der als Gehalt einen Dukaten bezieht, und trotz dem, daß er an einem Beine lahm ist, mehr als einmal auf dem Knopf des Thurmes war,

welche immer sein, so ist der Schaden sehr beträchtlich gewesen, und diese ungeheure Wucht von zart durchbrochenem Gestein wird nun durch ein eisernes Gerüst von ihnen getragen, von dem man glaubt, daß es den Thurm so sichere, als wäre derselbe niemals erschüttert worden.

Das Innere dieser herrlichen Kirche ist so schön wie das Aeußere. Die Pfeiler, welche das Schiff tragen, sind die am reichsten verzierten, die ich noch gesehen habe; und die außerordentliche Verschwendung von Steinbildwerk an den Pfeilern, den Kanzeln, den Altären und Denkmälern *), giebt dem ganzen Gebäude fast das Ansehen eines Museums, zu welchem jeder fromme Steinarbeiter des Mittelalters es sich zum Stolze anrechnete, etwas beizutragen.

Aber selbst dieser Reichthum würde jene außergewöhnliche Wirkung des harmonischen Dunkels, das jedem,

---

verwirft alle diese Ansichten, wovon die zweite ohnehin höchst ungereimt ist. Hätte sich nämlich der Thurm in Folge eines Bombardements oder Erdbebens oben geneigt, so müßten, da er nur aus durch Kitt verbundenem Granit besteht, sich auf einer Seite Risse zeigen. Es zeigen sich aber keine Risse, und es ist auch keine Spur vorhanden, daß es je solche gab. Herr Jäger ist der Meinung, daß die Spitze schief gebaut worden sei und zwar zufällig, weil in jener hohen Luftgegend in Folge der eigenthümlichen Lage Wiens eine beständige starke Strömung herrscht, die gar wohl verursacht haben mag, daß beim Bauen das Senkblei unmerklich aus der perpendiculären Richtung verschoben wurde.

Anm. des Uebers.

*) Unter diesen Denkmälern befindet sich ein sehr räthselhaftes. Die Aufschrift desselben lautet: „Hier lieg ich Simon Paur, meuchelmörderisch aus Neid erschossen.“ Wer war dieser Simon Paur? Anm. des Uebers.

der die St. Stephanskirche in Wien betritt, ergreift, nicht hervorzubringen im Stande sein, wenn nicht die merkwürdig gleichförmige und allgemeine Färbung wäre, die jeden Theil des Gebäudes umschwebt. Die Abstufung der Färbung zwischen den Wänden und den vielen reichgearbeiteten Gegenständen, die sich gegen sie abzeichnen, ist zwar etwas merklich, aber gleich Murillo's braunen Mädchen bietet das Ganze dem Auge nichts, das jene milde Reihe gedämpfter, weicher, helldunkler Farbentöne, die so lieblich zu betrachten sind, stören könnte.

Ich hatte lange und aufmerksam diese schönen grauen Wände betrachtet, und, ich kann sagen, die Harmonie ihrer Färbung genossen, ohne auch nur im mindesten zu begreifen, warum in ihnen ein so dunkler Reichthum liege, daß selbst die unverletzte und heilige Feierlichkeit der Westminsterabtei in meiner Erinnerung daneben zu erbleichen schien, bis endlich Herr H— ausrief: „Die Mauern sind angestrichen."

Es schien in dieser Behauptung fast eine Lästerung zu liegen, und es wurde ihm auch von mehr als einer Stimme lebhaft widersprochen. Bei genauerer Untersuchung zeigte sich indessen die Thatsache als vollkommen begründet; nicht nur ist das Gestein mit irgend einer dunklen Farbe angestrichen, sondern an vielen Stellen sieht man noch die farbigen Linien, obschon sie meistens verwischt sind, um die Kittlagen zu bezeichnen, durch welche die Steine an einander gefügt sind *).

Was die Ursache dieses Auftragens einer künstlichen

*) Sie sind es auch inwendig durch Eisenstangen.
Anm. des Uebers.

Oberfläche gewesen sein mag, ob etwa um eine frühere Entweihung durch Tünche zu bedecken, oder um das verwitternde Material zu schützen, vermag ich nicht in Erfahrung zu bringen. Der Beweggrund möge aber welcher immer gewesen sein, so ist die Arbeit doch mit einer solchen Aufmerksamkeit auf die allgemeine Wirkung vorgenommen worden, daß es ganz unmöglich ist, sie nicht zu bewundern.

Die Rückkehr des Kaisers und des Hofes von Prag wird am 22. erwartet. Seine Krönung dort als König von Böhmen war von schmerzlichen Umständen begleitet, denn der Erzbischof *), welcher das ehrenvolle Vorrecht hat, die heilige Salbung zu verrichten, starb vor wenigen Tagen an der Cholera.

Man hat uns gerathen, diese Abwesenheit der kaiserlichen Familie zu benutzen, um die Erlaubniß zur Besichtigung der Gemächer der Burg zu erhalten; eine Erlaubniß, die, wie ich glaube, der ganzen Welt gewährt wird, aber zur Hälfte benutzt werden kann, wenn der Hof hier residirt, und so haben wir denn den morgenden Tag zu dieser Besichtigung bestimmt. Es ist fortwährend sehr warm und das schöne Wetter so beständig, daß ich anfange mich meines Dürrensteiner Gelübdes zu erinnern. Gewiß ist es räthlicher, einen sonnenhellen Tag unter diesen schrecklichen Felsen zuzubringen, als zu warten, bis die Aequinoctialstürme kommen und mit ihrer schauerlichen Musik die Romantik dieses Platzes erhöhen.

Wir werden jedoch, wie ich vermuthe, es kaum über

---

*) Ein Bruder des Wohlthäters Böhmens, des Oberstburggrafen Chotek. Anm. des Uebers.

uns vermögen, Wien für einige Tage zu verlassen. Wir müssen den Einzug des Kaisers sehen, müssen eine Oper hören, müssen bei einer Art Musikfest zugegen sein, das in einen der öffentlichen Gärten gegeben und wobei die Prager Krönungsmusik aufgeführt werden wird, und es giebt noch so manches andere Muß außerdem, daß ich, wenn ich mich füge, unvermeidlich meineidig werden würde, denn Dürrenstein und seine schwarzen Riesen würden bis dahin ganz im Schnee begraben sein.

Vierundzwanzigster Brief.

Die Augustinerkirche. — Canovas Denkmal der Erzherzogin Christine. — Canova's Theseus. — Die kaiserliche Burg. Gemächer der Kaiserin Mutter. — Die Isis von Canova. Rückkehr des Hofes von Prag. — Musik im Volksgarten.

Wien, den 27. September.

Da wir uns unmittelbar nach dem Frühstück aufmachten, um die kaiserliche Burg zu besehen, glaubten wir, daß wir vorher Zeit genug haben würden, eines von Canovas berühmtesten Werken, welches sich gerade auf unserem Wege dahin befindet, zu betrachten.

Die Augustiner Hof-Pfarrkirche enthält das großartige Denkmal der Erzherzogin Maria Christine, welche mit dem Herzog Albert von Sachsen Teschen vermählt gewesen war. Er war es, der im Jahre 1805 Wien mit dieser prachtvollsten der Cenotaphe der neueren Zeit zu ihrem Andenken bereicherte. Eine Beschreibung dieses vollkommenen Werkes würde wenig nützen, denn wahrscheinlich hast Du eine Abbildung davon gesehen, und wenn auch nicht, würde es mir doch nicht gelingen, Dir einen richtigen Begriff von seiner ungewöhnlichen Anmuth und Schönheit beizubringen. Ich sage Dir nur, daß es aus einer marmornen Pyramide besteht, in der

sich ein Eingang in eine finstere Gruft zu öffnen scheint. Um dieses schaurige Thor befinden sich, wie ich glaube, neun Figuren in Lebensgröße, einen herrlichen Löwen ungerechnet, der einen Theil der allegorischen Gruppe bildet und vor dem Eingange der Gruft ausgestreckt liegt.

Ich habe niemals in meinem Leben eine andere Allegorie bewundert als die Spensers, und diese hauptsächlich darum, weil man so leicht vergißt, daß sie eine Allegorie ist. Aber die Schönheit dieser Bildwerke muß nothwendig das Auge bezaubern, wie wenig sich auch der Verstand mit ihnen vereinigen kann.

Das ganze große Werk ist vom schönsten weißen Marmor und die Kosten sollen zwanzig tausend Dukaten betragen haben.

Die Besichtigung dieses herrlichen Denkmals beschäftigte uns so lange, daß wir, als wir in die Burg kamen, fanden, daß wir zum Morgeneinlaß zu spät, zum Nachmittagseinlaß aber etwas zu früh gekommen wären.

Während der Zwischenzeit gingen wir in den Volksgarten, dessen Hauptzierde ein kleines aber schönes Gebäude, nach dem Muster des Theseustempels zu Athen, ist, welches vor einigen Jahren zur Ausstellung eines anderen großen Werkes Canova's, seines Theseus, errichtet worden ist. Dieses erhabene Bildwerk stellt, wie Du weißt, Theseus dar, wie er im Begriffe ist, den Minotaur zu tödten, und legt ein hohes Zeugniß für die Vielgestaltigkeit des Genies seines großen Schöpfers ab. Wenige Minuten vorher hatten unsere Augen auf Gestalten mit den weichsten und zartesten Umrissen und auf Antlitzen geruht, welche von Anmuth, Frömmigkeit und Liebe strahlten. Jetzt aber erblicken wir seine schöpferische

Kraft in der Hervorbringung eines in seiner furchtbaren Stärke grausigen und von Wuth und Leiden so peinigten Ungeheuers, daß sein Anblick Schrecken einflößt. Daneben steht ein Held, so übernatürlich — in seinem majestätischen Muthe, der zugleich seine Gliedmaßen streckt und über seinen jugendlichen Zügen Ruhe verbreitet, so daß man fühlt, er sei ein Halbgott, ob er gleich im Olymp noch nicht als solcher verkündet worden ist.

Die Gruppe ist kolossal, und wurde ursprünglich auf Napoleons Befehl aufgeführt, der sie in Mailand aufstellen lassen wollte. Sie gewährt allen Verehrern und Jüngern der Kunst eine so glorreiche Gelegenheit die Manier der erstern alten neuern Bildhauer zu studiren, daß ihre Schenkung an das Publikum zu Wien von Seiten des Kaisers Franz eine wahrhaft väterliche Gabe war. Die Thore des Tempels sind vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne geöffnet.

Diesmal verließen wir Canova zu guter Zeit, um uns zu den Schaulustigen zu gesellen, welche bereits in einem Vorgemache der Burg versammelt waren, um den Rundgang durch die kaiserlichen Gemächer zu machen. Das Erste, und das nach einigen gefälligen aber leeren Vorsälen gezeigt wird, ist ein geräumiges und schönes Gemach, genannt: „La salle des cérémonies.“ Die hohen Mauern sahen aus, als wären sie von weißem Marmor, und die Decke wird von einer majestätischen Reihe von Säulen getragen, die rund umher in einer Entfernung von je zehn Schritten prangen. Die Menge von Wachskerzen in diesen edlem Saale müssen ihm, wenn sie alle angezündet sind, das Ansehen eines Feenpallastes geben. Ich sah noch nie einen, für ein

solches Lichtmeer vorbereiteten Saal, denn außer den unzähligen Lüstern und Kandelabern tragen alle Karnieße und Pfeiler eine Menge silberner Wandleuchter, die wenn sie alle Dienste thun, einen den Tag überstrahlenden Glanz hervorbringen müssen.

Die andern Prunkzimmer des Pallastes bieten eine schöne, wenn auch nicht sehr geräumige Reihenfolge von Gemächern, alle mit vielem Geschmacke und Glanz eingerichtet, und mit reichen Teppichen aus der Manufaktur zu Linz geschmückt. Der allgemeine Charakter der Zimmer ist aber mehr wohnliche Heiterkeit und Gemächlichkeit als Pracht, und ich glaube kaum, daß mehr als zwei darunter zum täglichen Gebrauch zu groß oder zu schön sind. In diesem letztern sind die zarten atlassenen Vorhänge, Stühle und Sophas mit weißer Leinwand bedeckt, so daß ihr unbequemer Glanz nur gelegentlich enthüllt wird. Vor ein paar der vornehmsten Salons befindet sich ein langer, vorragender, mit Glas geschützter Balkon, der im Winter mit Blumen angefüllt wird. Er ist mit schönen Teppichen belegt, enthält ein paar kleine Ottomanen, und muß, wenn er durch die warme Luft, die hier in allen Richtungen circulirt, temperirt ist, während den traurigen Tagen des Winters eine äußerst liebliche Promenade sein.

Diese ganze Reihe Gemächer liegt dem Burgthore gegenüber, welches bei weitem das schönste der zwölf Thore ist, die von der Stadt nach den Vorstädten führen. Die Aussicht aus den Fenstern ist herrlich; rechts erhebt sich der majestätische Kahlenberg; dann sieht man einen schönen Abschnitt des Vorstadtkreises, welcher hier einige

sehr schöne Gebäude *) hat, und noch näher den großartigen Thorweg, durch welchen eine Straße von kaiserlicher Breite führt mit Trottoirs und Rasenstücken auf jeder Seite, dann, so weit das Auge reichen kann, links der Burggarten, rechts der Volksgarten, beide von dem hohen Wall eingefaßt, dessen Terrasse über das Burgthor wegläuft.

Nachdem wir den Rundgang durch diese Gemächer vollendet hatten, kamen wir in eine Tribune, deren Fenster in die Hofkapelle gehen. Diese ist ein kleines Gebäude, ohne allen architektonischen Prunk, worin aber die Kirchenfeierlichkeiten, was Musik betrifft mit einem Grade von Vollkommenheit begangen werden, den man sonst nirgends trifft. Die kaiserliche Tribune, in der wir uns befanden, geht nach dem Altare, und außerdem giebt es noch mehrere Tribunen und Emporkirchen, welche für den hohen Adel, besonders der Hofämter bekleidet, vorbehalten sind. Die Kapelle selbst ist mit Sitzen zur Bequemlichkeit des Publikums angefüllt.

Von hier begaben wir uns nach dem etwas veralteterem Theile des Gebäudes, wo sich eine andere Reihenfolge schöner Gemächer befindet, die von der Kaiserin Maria Theresia eingerichtet worden sind, genau in dem Zustande bleiben, in dem diese Fürstin sie verlassen hat, und die noch zur Kabinetsberathung und zum Empfangen der Gesandten der auswärtigen Höfe verwendet werden. Diese Gemächer sehen, besonders wenn man von den modernen Salons des anderen Theiles des Pallastes kömmt,

---

*) Die kaiserlichen Stallungen, das ungarische Gardepalais und das Palais des Fürsten Auersperg. Anm. des Uebers.

schwer und düster aus; es liegt aber in ihrer Düsterheit etwas so Ehrwürdiges und Würdevolles, daß wir, ohne es selbst zu wissen, hier länger weilten, als bei der Besichtigung der eleganten Ausschmückung der neueren Zimmer. Alles, das in Berührung mit Erinnerungen an diese außerordentliche Frau bringt, muß nothwendiger Weise interessant sein. Während man durch ihr Reich die glänzende Spur verfolgt, die sie zurückließ und die in allen Theilen desselben so deutlich zu sehen ist, drängt sich der Gedanke an die Gefahren ihrer Jugend und an den unerschrockenen Muth, mit dem sie ihnen entgegentrat, der Seele mit der ganzen Lebendigkeit eines wohlerzählten historischen Romanes auf. Das Besehen der verschiedenen Artikel ihres Schlafgemaches und des Himmelbettes, auf welchem sie starb, und das Anhören der Sagen, die sich fast an jeden Gegenstand hier knüpfen, glich dem Lesen eines Kapitels in einem neuen Werke Walter Scotts.

In Mitte dieser ehrwürdigen Prunkgemächer, welche einen sehr schön getafelten Fußboden, aber keine Teppiche haben, befindet sich ein kleines Zimmer, das man wegen seines geringen Umfanges wohl ein Cabinett nennen kann; dieses allein ist mit reichen Teppichen belegt, und sieht wie eine Ruhestätte des häuslichen Friedens in Mitte einer Welt von Prunk und Etikette aus. In diesem kleinen Gemache sind kleine Büsten von weißem Marmor aufgestellt, Portraits des Kaisers Franz des Ersten von Oesterreich und seiner ganzen Nachkommenschaft. Darunter befindet sich auch der schöne Kopf des jungen Herzogs von Reichstadt, den der Führer uns als einen Gegenstand von überragendem Interesse zeigte.

Hierauf besuchten wir die Gemächer der Kaiserin Mutter, welche diesen Titel führt, obschon ihre Ehe nicht mit

Kindern gesegnet gewesen ist. Nachdem wir über eine Menge Treppen gestiegen waren, befanden wir uns, wie es uns vorkam, in einem zweiten Pallaste, der fast so prachtvoll war, als der erste. Ein Zimmer besonders, dessen Wände, Fenster, und Alles mit weißem Atlas ausgeschlagen und behangen ist, und welches Stühle, Sophas, Ottomanen und Fußschemmel von gleichem Stoffe hat, kam mir eleganter vor, als irgend etwas, das wir unten gesehen hatten. In der Bibliothek der Kaiserin steht eine höchst zarte Bildsäule der Isis, lebensgroß und von Canova, eine nymphenähnliche Schöpfung, durchaus so verschieden als nur möglich in Gestalt, Antlitz und Ausdruck von den unsterblichen Marmorwerken, die wir am heutigen Vormittage besehen haben. Dieser Phidias der neuern Zeit zeigt sich zu Wien zu seinem größten Vortheile. Ich wünschte sehr, daß etwas von unserem überflüssigen Golde nach Italien gewandert wäre, um ihn in England allgemeiner bekannt zu machen.

Aus einem Saale führt eine Thüre in ein großes Gewächshaus, den Wintergarten, wie man dies hier nennt, der mit blühenden exotischen Gewächsen angefüllt ist. Derselbe befindet sich über einem Gebäude, das mit der Burg zusammenhängt, und sieht von außen wie einer der hängenden Gärten von Babylon aus.

Der Ort, wo der Vater seines Volkes, der fast als Heiliger verehrte Franz starb, wird in einem der Gemächer gezeigt, welche die Kaiserin Mutter bewohnt. Sein Bett muß in einer Art Blende gestanden haben, welche jetzt in ein Enggemach mit einer Flügelthüre verwandelt und sehr elegant, obschon feierlich als Betkapelle eingerichtet ist, worin die trauernde Wittwe alltäglich ihre Andacht verrichtet.

Ich habe mehr denn einen glänzenderen Pallast gesehen als die Burg zu Wien, besonders was den Umfang betrifft, aber die geschmackvolle und elegante Einrichtung der Gemächer kann nicht leicht übertroffen werden.

Am folgenden Tage nahmen wir die Einladung unseres Freundes von der See an und besetzten seine Fenster im schwarzen Adler, um den Kaiser bei seiner Rückkehr aus Prag von der böhmischen Königskrönung zu sehen. Der einzige interessante Theil des Schauspieles war die unermeßliche Menschenmenge, welche die Straßen auf dem ganzen Wege von der Leopoldstadt bis in die Burg füllte. Niemals sah ich die Bestandtheile dessen, was in den meisten andern Städten einen Pöbelhaufen gebildet haben würde, so anständig gekleidet, so allgemein reinlich und „gutthuend" im Aussehen, und in Mitte der größten Heiterkeit und Laune so vollkommen ruhig und ordentlich als hier. Zwei einfache Kutschen, jede von sechs Schimmeln gezogen, bildeten das ganze Gepränge. Mehrere Truppenabtheilungen waren indessen aufgestellt, um den Kaiser und König zu empfangen, und auf verschiedenen Punkten der Straßen spielten vortreffliche Regimentsmusikbanden. Der Kaiser und die Kaiserin saßen in dem ersten Wagen, es war aber unmöglich, ihre Gesichtszüge zu unterscheiden.

Am nächsten Abende gingen wir in den Volksgarten, um die Musik zu hören, die zur Ehre der neuerlichen Krönung und der Rückkehr des Kaisers aufgeführt werden sollte. Ein Theil dieser öffentlichen Promenade war rings um das Orchester geschlossen, und der große Raum füllte sich zu einer frühen Stunde. Die Menschen aber, welche außer dem Platze, wo man zahlen mußte, standen, müssen die Musik genau eben so gut gehört haben, mit dem einzigen

Unterschiede, daß Diejenigen, welche ihre zwanzig Kreuzer bezahlt hatten, das Vorrecht erlangten, Eis unter dem Schutze eines halbrunden Gebäudes zu genießen, von wo man eine vortheilhafte Aussicht auf den wohlerleuchteten, eingeschlossenen Raum, das Orchester und das Feuerwerk zum Schlusse hatte. Es gab darin verschiedene Musikbanden, darunter zwei vom Militär, welche an verschiedenen Theilen des Platzes während der ersten Stunde des Abends abwechselnd Walzer spielten. Gegen neun Uhr gab ein Kanonenschuß das Zeichen, daß die Hauptaufführung beginnen werde; die drei Musikbanden vereinigten sich in eine einzige, und führten unter Lanners geschickter Direktion die Märsche, Jubelhymnen und die Chormusik der Prager Krönung auf. Im Augenblicke, wo man annahm, daß die Krone auf das Haupt des Kaisers gesetzt werde, donnerten Kanonen zur feierlichen Musik mit vortrefflicher Wirkung. Das Ganze war herrlich geleitet und zeigte kein geringes Talent von Seite des Anordners, Herrn Lanners, wie ich glaube. Das Fest schloß mit einem kurzen, aber glänzenden Feuerwerke.

Die Zahl der Personen in dem eingeschlossenen Raume muß meiner Schätzung nach zweitausend überstiegen haben, worunter sich viele sehr schöne und wohlgekleidete Frauen befanden. Ich vermuthe aber, daß die Gesellschaft nur zur zweiten Classe der Vornehmheit gehörte, denn noch ist Wien auf dem Lande; wir können auch nicht eher hoffen, Gesellschaft im Hauptsinne dieses Wortes zu treffen, als bis im November die laublosen Bäume sich in der Phantasie vieler Menschen in Ruthen verwandeln, welche während der Dauer ihres geheimnißvollen, winterlichen Todes die lustigen Schaaren vertreiben,

welche die Stadt verlassen haben, um die sonnenhellen Tage ihres Lebens und ihrer Schönheit zu genießen.

Trotz dieses Mangels von haut-ton war die allgemeine Wirkung des Schauspieles ganz eigen heiter und schön; der Abend war so nebelfrei und fast so warm, wie in Sommersmitte, und die Mehrheit der Gesellschaft blieb während der ganzen Zeit im Freien und genoß Eis oder trank Kaffee.

Fünfundzwanzigster Brief.

Dürrenstein. — Rückkehr von da. — Krems. — George Sand.

Dürrenstein an der Donau, 29. September.

Ich schreibe Dir nun von einem Orte, von wo, wie ich glaube, noch niemals ein englischer Brief geschrieben worden ist, denn mein großer Vorgänger in der Bewohnung dieses Felsens, obschon zuverlässig mein Landsmann, hatte nicht viele Gelegenheit, sich dem Luxus des Briefschreibens zu überlassen.

Ich habe Dir vor ein paar Wochen, als wir unter dem Schatten dieser schrecklichen Felsen die Donau hinunterfuhren, geschrieben, daß ich zurückzukehren entschlossen sei, um ohne Oberherrschaft von Fährmann oder Kutscher in dieser kahlen und öden Wildniß nach Gefallen umher zu wandern und die Trümmer jener einsamen Veste zu besuchen, in welcher unser erster Richard eingekerkert gewesen ist. Treu meinem Gelübde bin ich jetzt hier, und so auch meine ganze Gesellschaft, die sich je nach ihren Launen in glücklicher Ungezwungenheit zwischen den Felsen zerstreut hat. Es ist unsere Absicht, einen Tag der Freiheit an dem Platze zuzubringen, wo unser unglücklicher König so viele Tage in Gefangenschaft zugebracht hatte.

Wie mußte sich der königliche Krieger gleich einem gefesselten Adler fühlen, während er auf diesem fürchterlichen Gipfel angekettet war! Ich glaube, man hat diesen Platz in der Hoffnung gewählt, daß die Einöde das Herz des Löwen einschüchtern und seinen königlichen Geist langsam tödten solle, wenn man gleich seinen eingekerkerten Körper leben ließ.

Da ich aber bereits einige erstaunliche Großthaten des Kletterns vollbracht habe und nun unter dem kühlen aber kahlen Schatten einer Felsenmasse ausruhe, Schreibbuch, Feder und Dinte neben mir, ausdrücklich um Dich zum Genossen meiner Wanderung zu machen, muß ich, wie alle wahrhaften Historiker mit dem Anfange beginnen.

Wir verließen Wien gestern Morgen um fünf Uhr, und hatten eine kläglich langweilige Tagereise nach Krems, wo wir heute Nacht schliefen. Zu Stockerau frühstückten wir und sahen da achtundzwanzig dem Kaiser gehörige Hofwagen, die von Prag zurückkamen. Die Gegend, durch welche wir kamen, ist nicht besonders interessant, außer daß wir an einer Stelle eine schöne Ansicht von der Donau, und an einer anderen das Vergnügen hatten, zu wissen, wir führen über die berühmte Ebene, wo die berühmte Schlacht von Wagram *) geschlagen wurde. Nach einem elenden Mittagsessen erreichten wir die kleine Stadt Krems, es war aber zu spät, um einen Spaziergang an der dicht vorüberfließenden Donau zu machen, oder die, wie uns schien, interessante alte Stadt zu besehen.

Um sechs Uhr diesen Morgen brachen wir nach Dürren-

*) Dieser Irrthum muß wahrscheinlich auf einer Namensverwechslung beruhen. Anm. des Uebers.

stein auf, wo wir zeitig genug anlangten, um in die ehrwürdige Kirche vor dem Schlusse der Frühmesse zu gehen. Ich freute mich, wenn ich bedachte, daß die Gebeine König Richards hier nicht liegen.

Die Straße von Krems nach Dürrenstein geht am Rande der Donau, welche hier so schön ist, als es ein Strom nur sein kann, wenn er durch eine düstere und öde Gegend fließt. Das Gasthaus, wo unser Wagen hielt und wir unser Frühstück einnahmen, ist der Ueberrest eines alten Klosters, dessen Fenster fast über den Fluß hängen. Wenn der Geschmack der armen Nonnen, die einst hier aus ihnen sahen, auf das Düstere und Erhabene gerichtet war, muß ihnen die Lage des Gebäudes vielen Trost gewährt haben.

An vielen Punkten der kleinen Stadt, die jetzt nur von armen Winzern *) bewohnt wird, sind Spuren ihrer ehemaligen Stärke sichtbar. Das Entkommen Maximilians des Ersten von Insbruck wird für ein Wunder ausgegeben, aber die Flucht Richards des Ersten aus dem eisernen Gewahrsam seines Kerkers hier, scheint mir unendlich mehr einem Wunder gleich zu sehen.

Sobald wir unser reinliches und wohlschmeckendes Frühstück in einem Gemache, das wir seines Umfanges und seiner angenehmen Lage wegen für das der Aebtissin hielten, beendigt hatten, stiegen wir in den Hofraum des halb in Trümmern liegenden Gebäudes hinunter, und befanden uns durch den thätigen und herzlichen Beistand der ganzen Familie bald in der Verfassung, den Schloß-

*) Diese heißen in Oesterreich Hauer zum Gegensatze der Bauern. Anm. des Uebers.

felsen, der das Ziel unseres Ausfluges war, zu erklimmen. Körbe wurden mit allen zu einem Mahle auf Bergen nöthigen Dingen gefüllt, und dem Sohne unseres Wirthes und der vollendetsten Diana von einem Landmädchen, die ich jemals sah, anvertraut. Barfuß bis zum Knie, hielt sie einen Korb auf ihrem schönen Haupte im Gleichgewicht, einen zweiten trug sie in der Hand, als wäre es nur ein kleiner Köcher voll befiederter Pfeile, und schritt leicht und behend vor der Gesellschaft her. Der Weg führte eine Weile durch das Städtchen, wandte sich dann in rechtem Winkel plötzlich gegen den Strom, brachte uns in eine steinige Schlucht vor einer ungeheuren Felsenmasse, und bog um sie, von wo uns dann ein steiler, schmaler Pfad zu dem fast senkrechten Abhange brachte, der zum Schlosse Dürrenstein führt.

Nachdem wir ein Drittel der glatten Anhöhe erreicht hatten, beschlossen wir, unserer Diana und dem jungen Erben des Gasthauses die Mühe zu ersparen, unsere Vorräthe noch höher zu schleppen. Sie wurden daher entlassen und die Körbe in einer kühlen, bequemen, kleinen Grotte beigesetzt. Nachdem dies geschehen war, ließen wir uns auf dem dürftigen Rasen nieder und begannen um uns zu blicken. Fürwahr es würde sehr schwer halten, einen Platz (Sandwüsten ausgenommen) zu finden, dem die Natur ein so vollkommen ödes Aussehen gegeben hat! Und doch freuten wir uns Alle innig, uns mitten in demselben zu befinden, und es gab zuverlässig niemals eine Gesellschaft, welche mit halb so viel Gier das blumenreichste Paradies, welches Kunst und Natur vereint schaffen können, nach allen Richtungen durchsuchte, als wir

unter diesen wilden Felsen und zerbröckelnden Ruinen umherirrten.

* * *

Es ist so heiß, wie in den Hundstagen; Schatten giebt es auf dem Berge, den wir erklimmen müssen, um zu dem Schlosse zu gelangen, nicht; allein stark am Willen und getrieben von Neugierde gestatteten wir uns nur kurze Ruhe, bevor wir unsere Arbeit wieder begannen.

. . . . . . Und ich habe sie vollendet und raste nun auf einem Platze ziemlich in gleicher Höhe mit der Höhle, worin unser Proviant aufbewahrt ist. Es war ein Werk voll Schweiß und Gefahr, darauf verlasse Dich. Es giebt Ecken, die man beim Hinanklettern überschreiten muß, welche hundertmal schrecklicher werden, wenn man zurückkommt und das Auge senkrecht niederblickt, wie viele hundert Fuß, weiß ich nicht, aber genug, um mir den Kopf wirbeln zu machen, und ohne einen Busch oder vorspringenden Felszinken, um vor Schwindel zu bewahren. Ich bin außerordentlich froh, daß ich innerhalb der Mauern von Dürrenstein gestanden bin, und keineswegs ärgerlich, daß ich wohlbehalten wieder so weit herabgekommen bin.

Auf dem Gipfel dieses kahlen Berges erhebt sich eine formlose, rauhe Felsenmasse, auf welcher der Thurm des Schlosses erbaut ist. Der übrige Theil des Gebäudes steht viel tiefer und hängt gleichsam auf dem Abhange, der sich zur Stadt niedersenkt. Wahrscheinlich war der königliche Gefangene in einem Gemache dieses niedrigeren Theiles eingesperrt, wodurch es ihm möglich wurde, die Stimme seines Minstrels zu vernehmen. Ich kann nun leichter, als wie es mir auf dem Flusse erzählt wurde, begreifen, daß Blondels Stimme von einem thurmarti-

gen Gebäude am Fuße des Felsens gehört wurde, denn ein Theil des Schlosses hängt so vollständig über demselben, daß ich die Möglichkeit sehr gut einsehe, in der Stille der Nacht eine Arie von daher zu vernehmen.

Von diesem niedrigeren Theile des Gebäudes ist jetzt nichts mehr übrig als die Grundlage und hie und da Mauertrümmer, so daß man gerade im Stande ist, dessen Umrisse zu erkennen. Der Thurm selbst ist nur mehr ein wankendes, dachloses Skelet, es steht aber noch genug, um einen Begriff von seiner Architektur zu geben. Man sieht auch noch Ueberreste von den Gewölben und ein paar Capitäler von Säulen, die wahrscheinlich einer kleinen Kapelle angehörten. An einer Stelle bemerkt man an den Wänden schwache Ueberbleibsel von Freskomalerei, so wie von einer Inschrift, die jedoch zu sehr verwischt ist, um sie lesen zu können.

Die Länge des Thurmes beträgt neunundneunzig, die Breite achtundfunfzig, und die größte Dicke der Mauern drei Fuß zwei Zoll. In der Mitte dieses Theiles der Ruine erhebt sich eine ungeheure natürliche Felsenmasse, die der geschickte Architekt so ließ, weil sie einen besseren Bau für ein Verließ abgab, als Menschenhände errichten konnten. Dieser Felsen ist einunddreißig Fuß lang, sechsundzwanzig breit, zweiundzwanzig hoch, und das darin ausgehöhlte Verließ ein niedriges Gemach von sechzehn Fuß Länge und zwölf Fuß Breite; wenigstens nach unserer zwar sorgfältigen, aber vielleicht ungeschickten Messung.

Einige Schafe und Ziegen weiden das dürftige Gras auf dem steilen Abhange unter der Ruine ab, und das wildeste Paar Hirtenjungen, welches menschliche Augen je erblickten, sitzt auf dem höchsten Punkte der Felsen,

gleich als wollten sie, um sich die müßigen Stunden ihrer langweiligen Beschäftigung zu vertreiben, versuchen, wie weit sie sich der Vernichtung ungestraft nähern dürften.

Von dem Platze, den ich mir zum Armsessel und zum Schreibtische wählte, habe ich die Aussicht in einen Abgrund, an dessen beiden Seiten sich ungeheure Massen von schwarzem Granit erheben, dessen Formen so seltsam sind, daß sie eher wie das rohe Bildwerk irgend eines Bildhauers der Wilden als wie das Werk der Natur aussehen. Von dem Flusse aus hielten wir die einzelnen Felsgipfel, womit der Berg wie mit Stacheln versehen ist, für die Ueberreste gigantischer Festungswerke, jetzt aber überzeugen wir uns, daß sie größer sind, als eine Arbeit von Menschenhänden je sein kann. Die gütige Natur scheint die Schlünde dieser grausamen Gegend gleichsam absichtlich mit drohenden Felsenspitzen verwahrt zu haben, um den Menschen zu warnen, hier eine Ruhestätte zu suchen. Ein Ruheplatz war es aber nicht, den der Baumeister dieser düstern Veste schaffen wollte, sondern zur Qual, zur Folter, zur Verzweiflung baute er sie, und fürwahr, er hätte für diesen Zweck keinen geeigneteren Platz finden können.

Durch diese finstere Schlucht muß Richard nach seinem Kerker geschleppt worden sein, denn er ist nur von dieser Seite zugänglich, und wenn sein Löwenherz auf seiner gefahrvollen Bahn je erbebte, so muß es gewesen sein, nachdem er die steile Höhe erstiegen, sein Gefängniß erreicht hatte, und nun auf die düstere Wildniß ringsum blickte und fühlte, wie entsetzlich er von der ganzen Welt getrennt sei. O treuer und anhänglicher Blondel! Dein Name wird leben so lange Richards Name selbst lebt;

deine unerschütterliche Liebe und Treue wird in so unverlöschlichen Zügen aufgezeichnet bleiben, als nur immer die sind, welche seine großen Thaten verewigen! Wenn Blondels kühner Anschlag mißglückt wäre, würde er in dem Felsenverließ oben seinen letzten Seufzer ausgehaucht haben.

Nachdem wir die dürftigen Trümmer des Schlosses untersucht hatten, manche mit größerer, manche mit geringerer Unerschrockenheit, denn sie sind so gefährlich zu betreten, daß keine Teppichdame und kein Teppichritter die Thaten vollbringen würde, die wir ausgeführt hatten, trennten wir uns durch gemeinschaftliches Uebereinkommen bis zur Stunde des Mittagsessens. Jedes verfügte in Folge unserer Reisegesetze über diesen Zwischenraum nach seinem Gutdünken. Die drei Zeichner wurden indessen von einem und demselben Punkte angezogen, T. ist davongeeilt, um den Berg fern und nahe zu besehen, und ich sitze mit Herzenszufriedenheit im Schatten, unter Ruinen und Felsen, die alle zu meiner Wonne beitragen.

* * *

So wenige Menschen nehmen sich die Mühe, die abgelegenen und beschwerlicheren Punkte, welche das Gefühl doch in so hohem Grade anregen, zu besuchen, daß die große Mehrheit, stark durch ihre Zahl, in Masse über „affektirte Uebertreibung" schreit und diejenigen verhöhnt, welche in der Einfachheit ihres Herzens Anderen einen Begriff von dem Eindrucke, den solche Orte machen, beizubringen suchen. So ist zum Beispiele dieser Berg, von welchem ich Dir schreibe, wundervoll berechnet, um jedes gewöhnliche Interesse nnd Gefühl zu verscheuchen und die Seele mit allem dem träumerischen Stoff zu fül-

len, aus welchem die Romantik besteht. Ich weiß aber sehr wohl, meine liebe Freundin, daß Du, der ich meine Erlebnisse so gewissenhaft erzähle, das nicht ertragen kannst. Es ärgert, reizt Dich, bringt Dich in Wuth, und da ich das weiß, so wäre es von mir höchst unedelmüthig, wenn ich den Vortheil, daß Du meine Briefe freundlich liesest, benutzen wollte, um Dich von Dingen zu unterhalten, die Dich anwidern. Ich werde daher kein Wort mehr vom König Richard oder von den Gedanken sagen, welche in mir aufsteigen, wenn ich die Einöde betrachte, auf welcher einst sein Auge ruhte: dagegen will ich in dem „positiven" Geiste der Zeit, in welcher wir leben, Dir mittheilen, daß die Gegend, in welcher dieses alte Schloß Dürrenstein steht, in geologischer Beziehung sehr merkwürdig ist. Insbesondere ist die Bildung der Felsen, obschon, wenn man sie mit dem Auge der Wissenschaft betrachtet, vollkommen in der gewöhnlichen, wohlbekannten Ordnung der Dinge, doch von einer solchen Beschaffenheit, wie sie dem bloßen Liebhaber von Landschaften nur selten vorkömmt. Die verkrüppelten Fichten, die nur von dem spärlichen Almosen der Felsen, an denen sie kleben, zu leben scheinen, heben das kahle Aussehen der Gegend mehr, als daß sie dasselbe störten. Auch ist sie in botanischer Beziehung eben so interessant als schön, denn es wachsen hier die zartesten Blumen an Orten, wo fast jeder Pflanzenwuchs unmöglich scheint.

* * *

Wir haben zu Mittag gegessen, aber das war keine leichte Sache. Zuerst mußten wir Schatten suchen, der groß genug war, um uns Alle vor den Strahlen der heißesten Herbstsonne zu schützen; dann wünschten wir sehr ei-

nen Platz zu entdecken, der hinreichend eben wäre, um uns und unsere Körbe vor der Gefahr zu schützen, über den Berg eher hinunter zu rollen, als unsere Mahlzeit vollendet war. Diese beiden Dinge zu vereinigen, war schlechterdings unmöglich. Zwar sind wir weder nach der Donau hinabgerollt, noch sind wir ganz den versengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen; wir mußten uns aber jedes in einen besonderen Winkel setzen und die Honneurs des Banketts einander mit weitausgestreckten Armen und mit sehr wankender Artigkeit erweisen. Indessen ist die Sache ohne Schaden an Leib und Glied vorübergegangen; die Zeichner sind zu ihrer Arbeit zurückgekehrt; T— ist entschlossen, von dem Gipfel noch eines Berges herabzusehen und auch ich werde nach meiner eignen Manier umherstreifen und mir dabei einbilden, ich sehe mehr als jeder Andere.

* *
*

Ich bin nach meinem alten Hauptquartier zurückgekehrt, muß aber meine Stellung ändern, weil die Sonne die ihrige geändert hat. Es ist nun fünf Uhr, aber noch immer drückend heiß. Die Zeichner haben eine neue Skizze begonnen. T— ist noch nicht wieder bei uns, und während wir auf die Rückkehr unsrer Diana warten (sorge nicht, daß ich in eine poetische Verzückung gerathe, ich meine nicht die Göttin, sondern nur unsere Dorfschönheit), die unsere Körbe holen soll, werde ich Dir ein kleines Abenteuer erzählen, das mir begegnet ist. Nachdem ich wohlbehalten bis zum Fuße des Berges geklettert und gegleitet war, kam ich auf den Pfad vor dem Städtchen, wo wir abgebogen waren um jenen zu ersteigen; ich befand mich bald in einem engen Passe, auf der einen Seite

nackte Felsen, auf der andern Seite ein seltsam verkrüppelter Tannenwuchs und dazwischen einzelne Steinmassen. Dieser Paß wurde jeden Augenblick enger und enger, bis zuletzt der Pfad, wenn ich ihn anders so nennen kann, um die scharfe Ecke eines Felsens bog. Sogleich befand ich mich in einer andern Landschaft; ich war von allen Seiten von Wald umgeben, der zwar noch immer den Bergabhang bekleidete und oft durch scharfe, einzelne Felsen unterbrochen war, aber doch viele hochgewachsene Tannen und andere Waldbäume aufzuweisen hatte.

Es war ein Ort, worauf das Auge trotz der rohen Wildheit gerne weilt, denn die Ruhe ist so tief und die Stille thut so wohl.

Kaum hatte ich mich aber einen Augenblick hier ergötzt, als ich durch einen herrlichen Hund aufgeschreckt wurde. Er war so groß wie ein Neufundländer, hatte aber ein nicht so dickes Fell, und sprang aus dem dichtesten Gebüsch auf eine Weise hervor, daß ich nicht zweifeln konnte, sein Besuch gelte mir. Ich gestehe, über sein Hervorkommen mehr Bestürzung als Freude empfunden zu haben, und daß jene guten Grund hatte, bewies die Art, wie sie verscheucht wurde. Bevor mich noch das schöne Thier erreicht hatte, sprang ein kleines, höchstens siebenjähriges Mädchen aus dem Gebüsch fast dicht neben mir hervor und warf sich auf das edle Thier mit offenbarer Angst, um es zu hindern, auf mich los zu springen. Die Liebkosungen der kleinen blauäugigen Nymphe vermochten mehr, als wahrscheinlich rohere und stärkere Waffen bewirkt haben würden.

„Plus fait douceur que violence.“

Der Hund hielt augenblicklich an, und warf mir einen

Blick zu, der zu sagen schien: „Du bist meinem Gebiß entgangen.“ Dann erwiederte er die Liebkosungen des kleinen Mädchens mit solcher Heftigkeit, daß ich jeden Augenblick glaubte, sie würde niedergeworfen und unter die Füße ihres Freundes aus dem Hundegeschlechte getreten werden. Sie stand jedoch fest und schön, und ich wünschte sehr, Edwin Landseer hätte das Paar mit der wilden Landschaft, in der es stand, und dem blauen österreichischen Himmel, der darüber wie zum Gegensatze glänzte, sehen können. Ich wenigstens habe nie ein Gemälde von besserer Composition erblickt.

Ich gewahrte bald die Ursache des Angriffes, der beinahe auf mich gemacht worden wäre. Sobald diese niedliche Balgerei vorüber war, schlüpfte das Kind über den Pfad, und setzte sich auf ein großes Bündel Reisig und Blätter, welches der Hund offenbar gegen den habsüchtigen Wunsch von meiner Seite, es fortzutragen, vertheidigen wollte.

Während ich noch beschäftigt bin meine kleine Beschützerin und ihren Hund zu bewundern, steigt abermals etwas über den Berg in Gestalt eines alten Weibes herab, das, wie ich vermuthe, die Großmutter der niedlichen Nymphe sein muß. Sie war so beladen, so begraben möchte ich sagen, unter einem Bündel von Blättern und Reisig, daß sie nur von der Leibesmitte abwärts gesehen werden konnte. Indessen fand sie doch, ob durch das Auge oder mittelst des Instinktes, weiß ich nicht, ihren Weg nach dem Orte, wo das andere Bund niedergelegt worden war. Sie warf den frischen Vorrath daneben, packte dem kleinen Mädchen so viel auf, als ihr Köpfchen tragen konnte, bis es auch fast unsichtbar wurde, was ich

sehr bedauerte; denn ich habe niemals ein lieblicheres gesehen. Die alte Frau nahm den Ueberrest und so brachen sie nach dem Städtchen auf, während der Hund vor ihnen herschritt und, wie ich glaube, ihnen den Weg zeigte, denn obschon ihre niederwärts gekehrten Augen ihn erblicken mochten, halte ich es doch für unmöglich, daß sie den Weg sahen, den sie gingen. Die Blätter waren, wie sie mir sagten, Futter für die Kuh.

Hier kommen aber unsere Korbträger. T— hat seine müden Glieder etwas ausgeruht, der Abend rückt mit großen Schritten heran, und die Fahrt nach Krems ist zu schön *), um sie im Dunkeln zu machen, und so müssen wir denn unsere Zeichner rufen und unverzüglich aufbrechen. Lebe denn wohl, Dürrenstein!

* * *

Krems, Donnerstags Abends.

Dieser Tag ist uns wonnevoll vergangen und die Fahrt von Dürrenstein zurück nach diesem Orte ist kühl, erfrischend und in jeder Beziehung angenehm. Ich wünschte aber, wir hätten in dem halbverfallenen Kloster, wo wir frühstückten, auch zu Abend gegessen und übernachtet, denn es war nicht nur eine viel interessantere,

*) Das ist sie und zwar in hohem Grade. Auffallend ist aber, daß die Verfasserin einen der schönsten Gegenstände, den Schmuck der Gegend, ganz übergeht. Ich meine die berühmte Abtei Göttweih, welche gegenüber liegt. Diese ist ein so herrliches Gebäude und liegt so außerordentlich hoch, daß sie weit in das Land hineinschaut und schon von der Verfasserin, während sie von Wien nach Krems fuhr, stundenlang gesehen worden sein muß. Anm. des Uebers.

sondern auch eine weit reinlichere nnd bequemere Herberge. Ich besorge, Du möchtest denken, ich klage zu oft über das kleinliche Elend des Reisens, wie tabacksdurchräucherte Zimmer, schlechte Abendmahlzeiten, schlechtere Betten und dergleichen: allein es wäre nicht gerecht, nur die Freuden eines solchen Ausfluges zu preisen und zu verschweigen, daß derselbe mit mancherlei Ungemach verbunden ist und verbunden sein muß. George Sand*) macht die englischen Reisenden unbarmherzig lächerlich, weil sie an der Wirthstafel niemals, selbst nicht nach einer langen Tagereise mit verwirrtem Haar oder unreinlichen Händen erscheinen. Trotz dieses satyrischen Angriffes muß ich mich aber des Vergehens, daß ich „mes brosses et mon savon" brauche, schuldig bekennen und gestehen, daß ich nicht den geringsten Grund einsehe, warum man, weil man den ganzen Tag über schöne Gegenden bewundert hat, nicht des Abends „les ongles irréprochables" haben dürfe. Ja ich fürchte, daß meine National-exigeance noch weiter geht, und daß ich nicht nur beharrlich darauf bestehe, daß man mich „mes brossses et mon savon" unbeirrt gebrauchen lasse, sondern daß ich außerdem durch den Mangel anderer, Englands eigenthümlicheren Comforts häufiger gestört werde, als dieß von einer Person vernünftig ist, die dessen Gestaden so oft den Rücken gewendet hat.

In diesem Augenblicke zahlen wir die Buße, welche nur zu oft denjenigen auferlegt wird, die von dem gewöhnlichen Wege abschweifen; ja, morgen wird dies in noch höherem Grade der Fall sein, wenn wir die vierzig

---

*) Madame Dudevant, bekanntlich die größte lebende französische Prosaistin. Anm. des Uebers.

(englischen) Meilen einer abscheulichen Straße derb durchgerüttelt werden. Gestern hielt uns der Gedanke, daß wir den heutigen Tag unter den Felsen von Dürrenstein zubringen werden, wunderbar aufrecht. Wie wir aber das lange Gerüttel und Gestoße morgen aushalten werden, muß sich erst zeigen.

Sechsundzwanzigster Brief.

Neue Wohnung. — Preis der Wohnungen. — Vorstädte. — Oeffentliche Gärten. — Gebäude. — Privatpalläste. — Oeffentliche Plätze. — Buntes Gemenge der Bevölkerung. Das Theater.

Wien, den 7. Oktober.

Es ist nicht viel länger als eine Woche, seitdem ich meinen letzten Brief aus Dürrenstein an Dich gerichtet habe, und doch scheint es mir nicht weniger als einen Monat her zu sein, seitdem wir unseren Ausflug dorthin gemacht haben. Wir haben in dieser Zeit viel geleistet und uns überdies auf eine unendlich mannigfaltige Weise unterhalten.

Unser größtes Werk war, daß wir unsere einstweilige Behausung auf dem neuen Markte verließen, und eine bleibende Wohnung auf dem hohen Markte bezogen. Die Wonne, daß man sich nach dreimonatlicher Ortsveränderung endlich wieder „zu Hause" fühlt, ist sehr groß, insbesondere, da wir auf so vielfache und unerwartete Schwierigkeiten stießen, eine Wohnung zu finden. Ich war wiederholt auf dem Punkte zu entscheiden, daß wir uns entweder mit einer Wohnung in der Vorstadt begnügen, oder mit dieser schönen und glänzenden Hauptstadt aus dem abscheulichen Domicil eines Gasthofes Bekanntschaft

machen müßten. Letzteres würde mir einen Anfall von unheilbarer übler Laune zugezogen haben.

Aber wir haben gerade zur rechten Zeit, um eine so verdrüßliche Katastrophe abzuwenden, das Glück gehabt, eine neue und sehr liebe Bekanntschaft zu machen, welche unserer Noth half, indem wir durch sie unsere gegenwärtige luftige nnd angenehme Wohnung fanden. Wir sind daher nun so glücklich, für den Winter förmlich als Einwohner von Wien angesiedelt zu sein. Als avis au lecteur und damit Du für den Fall, als Du hieher kommen solltest, über diesen wichtigen Gegenstand besser unterrichtet sein mögest, als ich es gewesen bin, will ich Dir sagen, daß diese Wohnung, die wir uns glücklich schätzen müssen, gefunden zu haben, aus sieben mäßig großen Zimmern sammt einer kleinen Küche besteht, wofür wir bis zum siebenten Mai des nächsten Jahres hundert Pfund Sterling bezahlen müssen. Das Ergebniß unseres mühsamen Suchens scheint daher zu sein, daß es hier viel schwerer hält, eine Wohnung zu finden, als in Paris; daß sie, wenn man eine findet, theurer und überdies viel schlechter eingerichtet ist. Die Fenster haben zum Beispiele Vorhänge aber keine Rouleaux; die Sophas und Stühle sind statt mit Seide oder Sammt mit rothem Kattun überzogen, und statt der Betten mit Draperien, welche zu Paris ein Schlafgemach häufig in ein Prunkzimmer verwandeln, sind unsere kleinen, hölzernen Liegestätten, obschon sie ziemlich nett aussehen, keine über drei Fuß breit und von Draperie ist auch nicht eine Spur zu sehen.

Ich glaube, daß eine Familie, die einen Winter in Wien zubringen will, besser thun würde, eine unmeublirte Wohnung zu nehmen, und sich Meubles nach ihrem

Geschmacke und Wunsche zu miethen. Die Ausgabe würde nach dem, was ich kürzlich gehört habe, kleiner, an Bequemlichkeit aber und Stattlichkeit viel gewonnen sein. Jedoch diese Weisheit erlangten wir erst, als es zu spät war, aus ihr Nutzen zu ziehen.

In den Vorstädten kann man sehr gute Wohnungen ohne Schwierigkeit und zu viel wohlfeileren Preisen finden; ja ich glaube, daß viele Fremde, besonders Sommerreisende, sie denen in der Stadt vorziehen. Mehrere Vorstädte haben den im Sommer unschätzbaren Vortheil, daß sie große und schöne Gärten besitzen, in welche das Publikum freien Eintritt hat. Der kaiserliche Garten zu Schönbrunn, die Gärten der Fürsten Schwarzenberg und Lichtenstein gehören dazu, deßgleichen der sehr große und schöne Park, welcher der Prater heißt und an Umfang den Hyde Park eben so sehr übertrifft, wie Wien an Ausdehnung von London übertroffen wird. Es giebt noch mehrere andere öffentliche Gärten, von denen ich aber bis jetzt nur die Namen kenne; sie geben, wenn man um die Stadt fährt, ihr ein heiteres, gesundes, ja fast ländliches Aussehen, welches Wien vor jeder anderen Hauptstadt, die ich noch gesehen habe, auszeichnet.

Ich bin nun auf den Wällen um die ganze Stadt gegangen, und fürwahr, wenn der Besitzer von Aladdins Wunderlampe den Genien, welche erschienen, wenn er sie rieb, befohlen hätte, die niedlichste kleine Stadt, die denkbar ist, aus der Erde heraufzuzaubern, damit er sie betrachten könne: so glaube ich sicherlich, daß sie, wenn sie anders verständige und geschmackvolle Genien gewesen wären, etwas Wien sehr Aehnliches, so wie es von seinen Wällen aussieht, hervorgezaubert haben würden.

Von den vornehmsten Gebäuden läßt sich nichtsdestoweniger nicht viel sagen, denn wenn man sie mit denen der meisten anderen Hauptstädte vergleicht, so bieten sie nichts, was in hohem Grade Bewunderung verdiente, die kleine, aber herrliche Metropolitankirche beständig ausgenommen. Es ruht jedoch eine schwere Pracht auf den Bildhauerverzierungen mancher öffentlicher Gebäude. Der kleine, durchbrochene Thurm der Kirche Maria Stiegen nimmt sich von den Wällen sehr schön aus, und die prachtvolle, aber halbbarbarische Front der Karlskirche, welche von dem Vater der Maria Theresia erbaut worden ist, verschönert jeden Punkt, von dem aus man sie sehen kann. Als Privat-Familien-Residenzen dürfte es vielleicht schwer sein, in London oder in Paris Wohnhäuser zu finden, die eben so imposant aussehen, als die der Fürsten Schwarzenberg, Liechtenstein, Esterhazy und Dietrichstein in den Vorstädten. Das Haus des Herzogs von Northumberland in Charing-Croß übertrifft sie als Stadtresidenz zwar alle an imponirendem Aussehen; aber, mit dieser einzigen Ausnahme, kenne ich nichts so Schönes, das man, so wie man es hier findet, in anderen Hauptstädten auf einer Fahrt von zehn Minuten sehen könnte.

Innerhalb der Mauern besteht die Hauptschönheit Wiens in seinen vielen öffentlichen Plätzen. Man zählt deren achtzehn große und kleine, und da die Stadt fast einen Kreis bildet, ist es unmöglich mehrere hundert Schritte zu gehen, ohne auf einen zu gelangen. Auf manchen derselben giebt es schöne mit Bildhauerarbeit verzierte Brunnen, auf anderen mehr oder minder prachtvolle Statuen oder Säulen, die alle dem Raume ein stattliches Ansehen geben. Auf dem Josephsplatze steht eine schöne,

eherne Reiterstatue Josephs des Zweiten, von seinem Neffen, dem letztverstorbenen Kaiser errichtet; die Denkmäler, welche die übrigen öffentlichen Plätze zieren, sind, weil sie sich größtentheils auf Gegenstände des katholischen Glaubens beziehen, schwer zu verstehen, bringen aber eine äußerst edle Wirkung hervor.

Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit der Straßen Wiens ist aber für einen Fremden die bunte Verschiedenartigkeit der Volksmenge. Juden, Türken, Griechen, Armenier, Croaten, Alle in ihren Nationaltrachten, und mit allen den ihrem Volke eigenthümlichen Zügen, Sitten und Beschäftigungen durchschweifen alle Stadtviertel und geben ihr das Aussehen eines ungeheuren Marktes. Wir haben so eben außerhalb der Stadt im Schatten der Bäume eine Gruppe Kärnthner *) getroffen, die so wild aussahen, wie rothhäutige Indianer. Sie waren in eine Art Ueberwurf gekleidet, der die Mitte zwischen Mantel und Decke hielt und sehr malerisch über ihre hohen, schlanken Gestalten hing. Sie trugen Sandalen an den Füßen, hatten die Arme bis an die Ellbogen bloß und langes, gerades, schwarzes Haar, das fast ganz über ihre Schultern niederfloß.

Die Straßen sind jetzt noch nicht sehr mit Equipagen gefüllt; man versichert uns aber, daß wir in wenigen Wochen, wo wir immer gehen mögen, außer auf den

---

*) Corinthians steht im Original, ist vielleicht ein Druckfehler statt Carinthians. Wahrscheinlich hat die Verfasserin entweder ungarische Heubauern oder Kesselflicker gesehen. Ferner erwähnt sie außer den Juden ꝛc. Zangaries. (?) Zigeuner giebt es in Wien nicht, auch heißen sie auf englisch gipsier. Anm. d. Uebers.

Wällen, das Vergnügen haben werden, der Gefahr des Ueberfahrens eben so ausgesetzt zu sein, wie nur immer in Paris selbst.

Am vorigen Abend sind wir zum ersten Male in einem Wiener Theater gewesen. Wir hatten uns fest vorgenommen, zuerst die Oper zu besuchen; aber der Kutscher verstand falsch, oder wir gaben ihm, was wahrscheinlicher ist, einen falschen Befehl und so hob sich denn der Vorhang und zeigte uns, während ich fortwährend glaubte, ich säße im Opernhause, ein Trauerspiel. Anfangs war ich ärgerlich, denn mein Kopf war von der Idee einer deutschen Oper ersten Ranges voll, die ich zu Wien zu finden nicht ermangeln zu können glaubte, aber mich tröstete schnell das schönste Spiel, das ich fast je gesehen habe. Trotz des Nachtheils, daß ich dem Dialog nur sehr unvollkommen folgen konnte, sah ich mich im Geiste doch beinahe in die goldenen Zeiten einer Siddons und eines Kemble zurückversetzt. Die Leitung der Scene ist vollkommen; keine Nachlässigkeit, keine Unaufmerksamkeit, keine Störung findet statt, und das Spiel der Hauptpersonen war so vortrefflich, daß sie durchaus die scenische Täuschung, wie ich sie nur immer in den erregbaren Tagen meiner Jugend gefühlt habe, unterstützte. Die Krone des Abends war Madame Rettich, und ich zweifle, je auf irgend einer Bühne eine vollendetere tragische Schauspielerin gesehen zu haben. Ihre Rolle war keine solche, worin sie die Charakterstärke und Würde einer Lady Macbeth, oder den überwältigenden Strom der Leidenschaft einer Phädra hätte entwickeln können, und daher will ich sie bis jetzt weder mit der Duchesnois, noch mit der Siddons vergleichen: aber in der Rolle einer jungen Gattin, welche über die

Leiden eines verfolgten und untergehenden Gatten wacht, ergriff sie das Gefühl mit magischer Gewalt. Wenn ich mich nicht irre, wird dieses Burgtheater, wie es genannt wird, einer meiner Lieblingsplätze werden, und vor Allem kann ich nirgends für C— einen so guten Unterricht im Deutschen finden.

Das Haus ist sehr dunkel und sowohl häßlich als unbequem *) in seiner Form. Es war früher ein Ballhaus, und zum Ballschlagen paßt es in der That durch seine Gestalt und Verhältnisse besser, als zu seiner gegenwärtigen Bestimmung. Aber der Bau eines neuen Burgtheaters würde, da es zum Hofe gehört, ganz diesem zur Last fallen, und ich habe mir sagen lassen, daß es weit mehr im Geiste der österreichischen Dynastie liegt, Hospitäler, als Schauspielhäuser zu bauen.

---

*) Es ist nämlich viel zu lang im Verhältniß der Breite, als daß man von allen Seiten gut sehen könnte.

Anm. des Uebers.

Siebenundzwanzigster Brief.

Besuche. — Zweifelhafter Rang. — Ball im Augarten. — Schönbrunn. — Die Wien. — Garten von Schönbrunn. Die Gloriette. — Die Menagerie. — Die Bären. — Goldfische und Silberfische.

Wien, 11. Oktober.

In der vergangenen Woche haben wir mehrere Besuche empfangen. Einige unserer Besucher führten den Titel Baron und Baronin, und doch erfuhr ich von Jemanden, der in alle Mysterien der österreichischen Aristokratie eingeweiht ist, mit Gewißheit, daß auch nicht einer darunter bei Hofe erscheine *), oder sich nach dem allgemeinen Herkommen des Landes in die höheren Cirkel der Vornehmen mischen dürfte.

*) Hoffähig ist nur der alte, historische (größtentheils dynastische) Adel. Was den neuen Adel betrifft, ist er nur in einem einzigen Falle gewissermaßen Folge des Reichthums. Die k. k. privilegirten Großhändler haben nämlich das Vorrecht, daß sie, wenn sie ständischen Grundbesitz erwerben, um die Erhebung in den Adelstand nachsuchen dürfen, und daß ihnen diese ohne sehr erhebliche Gegengründe nicht abgeschlagen wird. Das hat, abgesehen vom Range den Vortheil, daß sie die doppelte Gülte nicht zu bezahlen brauchen. In mehreren österreichischen Ländern können Unadelige gar keinen ständischen Grundbesitz erwerben.

Ich muß gestehen, daß mich diese Mittheilung überraschte und ich mir die Sache nur um so weniger enträthseln konnte, weil ich von Anderen, die auch keinen höheren Adelstitel haben, höre, daß sie mit den höchsten Classen umgehen. Ich freue mich indessen auf ihre Bekanntschaft und lebe der angenehmen Hoffnung, daß ich im Laufe der Zeit mit allen zarten Etikettsfragen dieser etikettischen Hauptstadt vertraut werden werde. Man sagt uns aber, daß dazu der Winter herankommen müsse, und bis jetzt haben wir noch den schönsten Herbst, ich möchte fast sagen, Sommer.

Vor einigen Tagen rieth uns ein englischer Gentleman, der sich hier nur sehr kurze Zeit aufhält und natürlich Alles, was die Jahreszeit gestattete, auch zu sehen wünschte, in einen der öffentlichen Gärten zu gehen, wo ein Ball angekündigt war. Wir thaten es, und wenn unsere Neugierde gleich nicht angenehm befriedigt ward, wurde sie doch vollkommen gestillt.

Der Garten selbst, Augarten genannt, hat einen großartigen Umfang und steht mit dem Prater durch eine Allee in Verbindung, welche, wenn sie mit Equipagen und Gesellschaft gefüllt wäre, eines der schönsten Schauspiele in der Welt bilden würde. Die Bäume des Augartens sind in den Alleen sehr hoch und zum Theil so beschnitten, daß sie, wie zu Versailles, grüne Gänge bilden, in denen auch nicht ein Blatt über die gegebene Linie vorsteht und die zusammen wohl mehrere (englische) Meilen betragen. Der Saal, in dem die Leute tanzten, war gut, die Beleuchtung vortrefflich, die Musik weit entfernt schlecht zu sein, und die Tische mit den Erfrischungen sehr zierlich angeordnet: dennoch zeigte sich klar, daß die Gesellschaft durchaus nicht

höher stand, als diejenige, welche man des Sommers an Sonntagen in jeder besseren Schenke in der Nähe von Paris finden kann. Wir blieben nicht lange und als wir heimfuhren, bemerkten wir Zeichen von Lustbarkeit in manchem geringen Gasthause, an dem wir vorüberkamen; woraus wir schlossen, daß heute irgend ein vielgefeierter Festtag *) sein mußte, welches oder welcher Heiligen aber, weiß ich nicht.

Da gestern abermals einer jener herrlichen Tage war, die den Herbst in diesem Lande zu einer so wonnevollen Jahrszeit machen, benutzten wir ihn, um das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn zu besuchen. Hier war es, wo Napoleon, der Erste und Letzte, sein Hauptquartier aufschlug, während seine Truppen im Besitze der österreichischen Hauptstadt waren, und hier bringt auch die kaiserliche Familie einen großen Theil des Sommers zu. Der Kaiser und die Kaiserin sind noch dort, obschon sie fast jeden Abend für ein paar Stunden in die Stadt fahren, um den Vorstellungen im Opernhause oder im Burgtheater beizuwohnen. Im nächsten Monate aber kömmt der ganze Hof bis zum April nach Wien.

Das Lustschloß Schönbrunn liegt ohngefähr eine starke Stunde von Wien und die Straße dahin ist in vortrefflichem Zustande, ein Vorzug, den man nicht immer in der Nähe dieser Stadt findet. Aber ihre macadam'sche Glätte ist Alles, was man zu ihrem Vortheile zu sagen vermag, denn sie führt durch eine so häßliche Fläche, als man sie nur sehen kann, und was noch unendlich schlimmer

---

*) Im Oktober giebt es zu Wien außer den Sonntagen keinen Feiertag. Anm. des Uebers.

für Diejenigen ist, welche weder Taback schnupfen noch rauchen, sie läuft eine beträchtliche Strecke neben dem abscheulichsten aller Flüsse, der Wien.

Dieser schwarze und übelriechende Graben ist ein fauler Fleck in der Schönheit und Reinlichkeit dieser liebenswürdigen Stadt und muß nothwendiger Weise ein der Gesundheit sehr nachtheiliges Miasma erzeugen. Zuverlässig kann dieser Aufnahmspfuhl aller Abscheulichkeiten unter der Regierung der Maria Theresia nicht in seinem jetzigen Zustande vorhanden gewesen sein. Es ist unmöglich zu glauben, daß eine Fürstin, deren Tage man nach den großen und schönen Werken, womit sie ihr Reich schmückte, zählen kann, nach ihrer kaiserlichen Schöpfung zu Schönbrunn im Bereiche dieses schwarzen und schädlichen Stromes fahren und sein faules Gewässer zwischen dem Winde und ihrer Kaiserlichkeit fließen lassen konnte. Was immer die Ursache seiner, wegen der übrigen Reinlichkeit der Stadt mehr als irgendwo anders auffallenden, unbeschreiblichen Unreinigkeit sein mag, muß sich dies erst von der letzten Fahrt dieser Monarchin an seinen unschönen Ufern herschreiben. Wenn solche Dünste, wie sie uns gestern fast erstickten, sie von diesem verpesteten Wasser erreicht hätten, so bin ich überzeugt, daß nicht vierundzwanzig Stunden vergangen wären, bevor fünfhundert Schanzarbeiter und Teichgräber sein seichtes Bett vertieft und jeden Bach in der Nähe hineingeleitet hätten, um der Wien soviel Wasser zu geben, daß sie es werth wird, der Kaiserstadt ihren Namen zu geben *). Ein Geist sehr ehrhafter und gerechter

---

*) Wenn die Verfasserin die Gegend genauer besehen hätte, würde sie sich überzeugt haben, daß in Folge der Höhenzüge ohne-

Sparsamkeit muß, wie ich vermuthe, in dieser Zeit, wo das Geld schwerer zu erhalten und die Arbeit theurer ist, als früher, die Ausführung des riesenhaften Planes, den schmutzigen Wienerfluß in eine Schönheit zu verwandeln, hindern. Indessen wünschte ich sehr, daß irgend einer der Magnaten, deren Stimme Gewicht haben, an einem schönen warmen Morgen, wo die Sonne der Erde gebietet, ihren Weihrauch hinaufzusenden, um ihr zu huldigen, einen Spazierritt von nur zehn Minuten an den Ufern der Wien machen möchte. Dies würde, glaube ich, zu einer schnellen Abstellung des größten Localübels führen, welches die Stadt plagt *).

Aber ich halte Dich auf diesem schlimmsten Theile des Weges nach Schönbrunn unbarmherzig lang auf, und muß das nun gut machen, indem ich Dich sogleich vor die Front dieses Sommerpallastes bringe.

Kaiser und Könige scheinen ein besonderes Vergnügen

---

hin jeder auch noch so kleine Bach der Umgegend in die Wien fließt und fließen muß, folglich nicht hineingeleitet zu werden braucht. Was die Tiefe des Flußbettes betrifft, hat man nicht erst den weisen Rath der Verfasserin abgewartet, sondern sie ist mit großen Kosten mehr als einmal vorgenommen worden und wird bei jeder Reinigung des Flußbettes wiederholt. Das Grundübel ist die Wasserarmuth der Wien, die im heißen Sommer fast ganz vertrocknet. Um es zu heben, müßte man einen Kanal graben und Wasser aus der Donau vor der Nußdorfer Linie, hineinleiten. Ein solches Riesenwerk würde aber, wenn dessen Herstellung anders möglich sein sollte, viele, sehr viele Millionen kosten. Anm. des Uebers.

*) Das sind Redensarten. Die Wien scheidet einen so großen Theil der Vorstädte von der Stadt, daß Niemand, vom Erzherzog bis zum Taglöhner, ihren Gerüchen ganz ausweichen kann. Anm. des Uebers.

darin zu finden, die Sprödigkeit der Natur zu überwältigen und sie an Orten, wo sie eher dräut als lacht, ihrem Willen und Vergnügen zu unterwerfen. Davon sind Zeugen die riesenhaften Arbeiten Ludwigs XIV. in dem Sumpfe von Versailles und im kleineren Maßstabe diejenigen, welche Maria Theresia und ihr Vater dem kahlen Ufer von Schönbrunn zuwandten.

Der Erfolg beider reicht fast hin, um eine solche Laune zu rechtfertigen. Versailles mit seinem Garten wird, so lange es existirt, ein großes Wunderwerk bleiben, und obschon es unmöglich ist, zu läugnen, daß man einen „Brunn," so „schön" wie jenen, welcher der Lieblingsvilla von Oesterreich seinen Namen gegeben hat, in einer viel reizenderen Gegend hätte finden können, ist doch der Platz in seinem jetzigen Zustande des Aufenthaltes eines Kaisers würdig.

Der Pallast selbst, der bequemer als prachtvoll ist, wird nicht gezeigt, wenigstens nicht ohne höhere Verwendung, als die wir mit uns gebracht haben *). Die in der That großartigen Gärten aber sind dem Vergnügen des Publikums so freigegeben, wie die Luft, die über sie hinstreicht.

Solche Ansichten, wie man sie hier genießt, lassen sich jedoch nicht gut graphisch beschreiben. Es ist schon nicht leicht, von Bergen und Gießbächen auf eine solche Art zu sprechen, daß die Seele ein erträglich ähnliches Bild empfängt: aber Alleen, Statuen, Springbrunnen und Blumenbeete sind noch ungefügiger, denn wenn man sie mit auch nur einiger

*) Er wird ohne Protektion gezeigt, freilich muß es aber Niemanden einfallen, das Schloß besuchen zu wollen, wenn der Hof es gerade bewohnt. Anm. des Uebers.

Genauigkeit auf eine gedachte Leinwand bringt, sehen sie so steif und häßlich aus, wie die scenische Perspective eines Dorftheaters. Ein Garten aber wie der zu Schönbrunn gewährt trotz Allem, was man gegen beschnittene Bäume und künstliche Bogengänge sagen mag, einen edlen, ja fast majestätischen Anblick. Seine Schönheit wird durch die geschickte Art, womit jeder Abschnitt des weiten Raumes so angelegt ist, daß er einen Gegensatz zu allen übrigen Abschnitten bildet und die Wirkung des Ganzen erhöht, in einem nicht geringen Grade gesteigert. So verliert sich jener Theil, der nach altmodischer Kunst und mit so ängstlicher Sorgfalt auf Regelmäßigkeit, daß es scheint, als ob jedes Blatt, bevor es wächst, den Gärtner zuvor um Erlaubniß gebeten habe, angelegt ist, allmälig in Rasen und Gebüsch, und zuletzt in eine natürliche Waldgegend.

Etwa eine halbe Viertelstunde von der Gartenfaçade des Palastes erhebt sich ein zwar nicht hoher Berg, der aber, weil er steil und plötzlich aufsteigt, beträchtlicher aussieht, als er wirklich ist. Bis zu dem Punkte ist der weite Raum in dem steifsten Styl altdeutscher Gartenkunst angelegt; hier aber sind die steilaufsteigenden Grasplätze auf beiden Seiten mit Gesträuch und Waldbäumen berändert, unter denen ich mehrere schöne Eichen von einer in England unbekannten Art, die ich aber von Amerika her kenne, bemerkte.

Auf dem Gipfel dieses Berges wurden die Seitenpflanzungen wilder, und dehnen sich, ich weiß nicht wie weit aus, aber in jedem Falle weiter, als wir ihnen folgen konnten. In der Mitte und genau dem Schloße gegenüber steht ein sehr imposantes, dreihundert Fuß langes und sechzig Fuß hohes Sommerhaus, die Gloriette. Eine

fast riesenhafte Flucht von Stufen, die mit kolossalen Trophäen geschmückt sind, führt von allen Seiten zu dem Gebäude, welches aus einer schönen Arcade mit einem großartigen Salon in der Mitte besteht. Von seinen Fenstern, so wie von den geschmackvollen Bögen auf jeder Seite hat man eine sehr schöne Ansicht von der Stadt mit ihrem Hintergrunde von Gebirgen. Hier könnte man ein wundervolles Panorama aufnehmen.*)

Ich weiß nicht ob dieses Gebäude je benutzt worden ist, um Sommerfeste darin zu geben, aber ein zu solchem Zwecke geeigneteres kann es kaum geben. Das Dach des Gebäudes, die Salons, Arkaden und Alles bildet eine Terrasse, von welcher man natürlicher Weise eine weitere Aussicht hat als von unten; ein mächtiges Geländer umgiebt sie, und es sind allenthalben Bänke angebracht, so daß sie eine so wonnevolle Promenade bildet, als man ohne Schatten nur haben kann. Ich möchte mich wohl in einer Sommermondnacht hier ergehen.

Von der Gloriette wanderten wir auf und nieder, in und aus, durch und über so viele Höhen und Tiefen, bis wir uns endlich vor einem Gehäge befanden, das für eine schöne Sammlung von Vögeln, insbesondere Jagd- und zahmes Geflügel, bestimmt ist. Jene liebliche Spielart, der Silberfasan, ist hier in großer Menge und Schönheit vorhanden. Zu Dutzenden kamen diese Thiere nach dem

*) Ist mehr als einmal geschehen, wenn ich nicht irre auch von dem trefflichen Künstler aus Nürnberg, Herrn Wilder, der ein sehr schönes Panorama von Wien von dem Standpunkte der Sternwarte der Burg gezeichnet hat. Anm. des Uebers.

hohen Drahtnetz, das sie einschließt, um das Brod aufzupicken, welches ihnen alle Spaziergänger zuwarfen.

In einiger Entfernung von da kamen wir zu einer Menagerie von wahrhaft kaiserlichem Umfang, welche ihren exotischen Gefangenen mehr Raum und Bequemlichkeit bietet, als dies in Frankreich oder England der Fall ist. Der Löwe sah zwar verdrossen und unlustig aus, aber sein königliches Gespons ist ein schönes Geschöpf, schien offenbar ein wahrhaft weibliches Vergnügen darin zu finden sich zu zeigen, und empfing die Liebkosungen seines Wärters mit höchst liebenswürdiger Sanftmuth. Der Elephant ist klein, man sieht aber seine Bewegungen, des weiten ihm zugemessenen Raumes wegen besser, und was die Kamele und Dromedare betrifft, glaube ich, daß sie sich zu Schönbrun besser befinden müssen, als in ihren heimischen Wüsten. Unser Hauptvergnügen bei diesem Theile unseres Besuches bestand jedoch in Betrachtung (und sie dauerte fast eine Stunde) der unvergleichlichen Grazie und Behendigkeit verschiedener Bären. Ihre Käfige, zwei an der Zahl und in einer eigenen Einfriedigung befindlich, sind an einem mit Wasser gefüllten Bassin, zu dem ein gepflasterter Weg führt, erbaut. Aus der Mitte dieses Bassins ragt ein seltsam gestaltetes, hölzernes Gerüste empor, das lediglich zur Unterhaltung dieses zottigen Volkes vorhanden zu sein scheint. Die reizende Familie bestand aus Vater, Mutter und Sohn, alle offenbar in bester Gesundheit; die zwei älteren Thiere waren aber über die tumultuarischen Zeiten ihrer Jugend weit genug hinaus, um in hohem Grade jene Lust zum Spielen verloren zu haben, wofür ihre Wohnung so vortrefflich eingerichtet ist. Ihr rüstiger Sohn schien aber

von dem wahren Geiste des Scherzens und des Spielens besessen zu sein. Nie hat noch ein lebendiger Klumpe Stellungen von so komischer Plumpheit angenommen, und wenn die Zuschauer geschickt ein Brodstück so warfen, daß es in ziemlich gleicher Entfernung von den Schnautzen aller drei fiel, so brachte das Springen, Bäumen und Tappen des Familientrios unter den Zuschauern eine solche Wonne hervor, daß der Himmel von dem Gelächter wiederhallte. In allen diesen Kämpfen trug aber unwandelbar das ehrwürdige Haupt der Familie den Sieg und den Fraß davon. Einmal nahm dieser häusliche Zwiespalt eine sehr ernste Gestalt an, und zeigte uns, was die echte und wahrhafte Umarmung eines Bären zu bedeuten haben möge. Es war der Bärin beinahe gelungen, sich in Besitz des leckern Bissens zu setzen, dessen Anblick das Blut der ganzen Familie in solches Feuer brachte; sie hatte ihn in der That schon zwischen den Vorderpfoten, ja beinahe schon in dem Rachen, als ihr Herr und Meister auf sie lossprang, sie mit dem, was Armen ziemlich gleichsah, umschlang und sie an seine zottige Brust mit solcher Gewalt drückte, daß fast jedes Frauenzimmer in dem Kreise der Zuschauer aus Mitgefühl aufschrie. Noch lange, nachdem sie aus dieser ehelichen Umarmung losgekommen war, dauerte ihr Geheul und es endete mit einer Klagecadenz, die ziemlich klang: „Wie konntest du mir Das anthun? mir! Deinem armen, treuen Weibe!"

Als wir es über uns gewonnen hatten, uns von den bezaubernden Bären loszureißen, gingen wir durch eine herrliche Allee nach dem freien Platze und schlossen unsere Promenade, indem wir dessen weiten, wohlgehaltenen Raum übersahen.

Ich werde nicht viel von den Springbrunnen, Statuen, Obelisken und Ruinen sagen, die es nach den Gesetzen aller solcher Gärten, auch in dem kaiserlichen Garten von Schönbrunn im Ueberflusse giebt. Diese Zierden sind nicht so prachtvoll wie die zu Versailles, aber in ihrer Art gut. Die Springbrunnen oder wenigstens ihre riesenhaften Behälter haben indessen eine Eigenthümlichkeit: sie enthalten mehr Gold und Silberfische, zehnmal mehr, als ich in allen Teichen, Bassins, Gläsern und Vasen während des ganzen Laufes meines Lebens gesehen habe.

Achtundzwanzigster Brief.

Gespräch mit einem Wiener.

Wien, den 13. Oktober.

Ein anderer neuer Bekannter hat mich eben verlassen. Ich habe ihn nur erst einmal gesehen, wir haben aber sehr offen mit einander gesprochen und zwar über Politik, sogar in Mitte Wiens.

Seine erste Frage war natürlich: „Wie gefällt Ihnen Wien?" worauf ich mit vollkommener Aufrichtigkeit erwiederte, daß das allgemeine Aussehen und die Lage Wiens sehr schön sei, daß ich aber bis jetzt über nichts sonst ein Urtheil fällen könne.

„Ich glaube," sagte er, „daß Sie in Betreff unserer Viel zu lernen haben werden. Ich bin vor nicht langer Zeit in London gewesen, und so prachtvoll auch Ihre große Hauptstadt ist und so viele interessante Gegenstände es für einen Fremden dort giebt, versichere ich doch, daß ich eben so viel, ja fast noch mehr Vergnügen darin, die Ansichten der Engländer über Oesterreich zu sammeln, als in irgend einer anderen Sache gefunden habe."

„Haben Sie dieselben sehr falsch gefunden?" fragte ich. Er lachte und sagte dann: „Ich wünsche, daß Sie

lernen mögen, sich diese Frage selbst zu beantworten, wie Sie es bald zu thun im Stande sein werden. Es kann nicht anders sein, als daß Sie die Ansichten Ihrer Landsleute über uns kennen, denn sie stehen nicht so einzeln, daß man sie hier hört und anderswo gar nicht zu hören bekommt. Unmöglich kann Ihnen entgangen sein, daß man unsern Kaiser und seine Regierung für das wahrhafte Muster und Vorbild von Tyrannen und Tyrannei hält, und daß man die Unterthanen seines Reiches als Sklaven betrachtet, die in mehr als ägyptischer Knechtschaft schmachten. Sagen Sie selbst, ist es nicht so?"

„Ich kann nicht läugnen," versetzte ich, „daß es Viele giebt, die ziemlich die Meinungen hegen, welche Sie so eben beschrieben haben."

„Viele?" rief er aus, „Alle, Alle wenigstens, die mit ihren Meinungen Lärm machen. Es mag einige stille Leute geben, die ihre Meinungen für sich behalten und schweigen, obwohl sie vielleicht besser unterrichtet sind, und auf mein Wort, sie thun recht daran. Ich zweifle, ob es für irgend Jemand gerathen wäre, jetzt in England zu sagen, daß Oesterreich von allen Ländern in der Welt dasjenige sei, welches die mildeste Regierung hat, wo für das Volk mit der größten Liebe gesorgt wird, und wo Ungerechtigkeit jeder Art am wenigsten bekannt ist. Wie glauben Sie, daß eine solche Behauptung von je zwanzig Engländern, die zufällig und ohne irgend eine Auswahl beisammen sind, aufgenommen werden würde?"

„Ich glaube nicht, daß man ihr Glauben beimessen würde, obschon ich mit Ihnen darin nicht übereinstimmen kann, daß es Gefahr brächte, so etwas zu sagen," antwortete ich.

„Gefahr an einen Laternenpfahl gehangen zu werden? vielleicht nicht, wenn man den Platz, wo man den Versuch anstellt, gut gewählt hat; in Irland aber, in irgend einem Theile von O'Connells Lande würde es eine große Verwegenheit sein."

Ich war von dem Tone und der Art, wie er seine Meinung aussprach, etwas überrascht. Obschon seine Ansicht von Uebertreibung nicht frei war, konnte man doch sehen, daß er weit entfernt war, mit den Gesinnungen, welche der Aufreger und seine Anhänger nähren und bekennen, unbekannt zu sein. Ich nahm mir daher die Freiheit, ihn zu fragen, wie es komme, daß ein Mann wie er, ein Oesterreicher, der sich zu solchen Grundsätzen und Meinungen bekenne, die Gesellschaft von Menschen habe suchen können, die ihn doch in keiner Art angenehm sein konnten.

„Ich habe nur die Bekanntschaft Ihrer radicalen Blätter gemacht," erwiederte er. „Ich lese Ihre Sprache mit Leichtigkeit und der Zustand ihrer periodischen Presse ist gegenwärtig so beschaffen, daß ein Fremder durch kein Mittel, als durch das Studium derselben mit dem höchst außerordentlichen Zustande Ihres Vaterlandes leichter und besser bekannt werden kann."

„Ich glaube, daß Sie hierin unrecht haben," sagte ich. „Weit entfernt, daß die radicale Presse Ihnen einen richtigen Begriff von dem Zustande unseres Landes beibringen kann, würden die Gemäßigten und Vernünftigen unter uns fast eher dem Geschwätze eines Marktschreiers oder dem Geprahle eines Branntweinhändlers Glauben beimessen, als diesem fieberkranken Organe."

„Das kann sein, und je mehr Menschen von ähn-

licher Gemüthsverfassung es giebt, desto größer ist die Hoffnung für das arme England, seine Stimme wieder unter den civilisirten Nationen der Erde erheben zu können," antwortete er. „Aber indem ich von Ihrer periodischen Presse als von einem Kennzeichen spreche, wonach ein Fremder den Zustand Ihres Vaterlandes beurtheilen kann, meine ich gar nicht die Kenntniß, die man durch sie in Bezug auf Thatsachen erlangen kann, sondern einzig und allein die wichtigste aller Thatsachen, ihr Dasein. Die ungehemmte Zügellosigkeit, womit es den Herzen und Seelen des brittischen Volkes jede die Pflichten des Bürgers untergrabende Gesinnung, jede an der Wurzel der Religion und Moral nagende Lehre, jedes moralische Gift, zum Verderb und zur Vernichtung alles Dessen, was ein weiser und tugendhafter Herrscher zu pflegen sich bestreben würde, einzuflößen gestattet ist, bildet jetzt die merkwürdigste Erscheinung in England."

Es lag eine zu schmerzliche Wahrheit in diesen Worten, als daß ich sie hätte können mit der Gleichgültigkeit eines leichten Morgengeplauders anhören. Damit das Gespräch nicht gänzlich stocke, sammelte ich mich und fragte meinen Besuch, ob es nicht selbst in Wien einige liberale Geister, wie man sie nennt, gebe, welche die Censur verwünschen und die Götter um die Macht bitten, Alles drucken zu können, was ihnen zu schreiben beliebt.

„Ganz gewiß giebt es solche Menschen," erwiederte er, „aber weit entfernt gefährlich zu sein, sind diese Hoffer auf eine freie Presse unter den harmlosesten, wenn gleich nicht weisesten Völkchen der Welt zu finden. Unsere jungen Poeten und Metaphysiker träumen von neuen Systemen und reden sich ein, daß sie, wenn sie die Erlaub-

niß hätten, drucken zu lassen, was sie wollen, ihre Mitmenschen der Natur der Engel um einige Stufen näher bringen würden. Es ist kaum recht, diese phantastischen jungen Leute „Liberale" zu nennen. Es giebt Viele unter ihnen, die trotz ihres kleinen jugendlichen Enthusiasmus eben so hochherzige und herzensreine Absolutisten sind, als nur irgend jemand von uns."

Ich konnte nicht umhin, bei dieser letzten Phrase zu lächeln, nicht weil irgend etwas wirklich Widersinniges in ihr lag, als vielmehr wegen des Ueberganges, den sie zu Gesprächsformen bot, mit denen ich vertrauter war.

„Sie lächeln?" sagte er, „wohl, weil es vielleicht das erste Mal ist, daß ich Sie vom Absolutismus ohne ein schmähendes Beiwort reden hören?"

„Das nicht," versetzte ich, „aber Ihre Ausdrücke klangen mir etwas neu."

„Wir sind allerdings befähigt, von einem Systeme, dem wir seit Jahrhunderten unsere Wohlfahrt verdanken, mit größerer Ehrfurcht und Liebe zu sprechen, als wir vernünftiger Weise von Anderen voraussetzen können," antwortete er. „Aber der Unterschied zwischen einem Liberalen und einem Absolutisten kann, ohne auf Nationalität Rücksicht zu nehmen, ganz unparteiisch aufgestellt werden. Der Liberale, wie schon der Name richtig genug bezeichnet, wünscht unbeschränkte Macht, in Religion, Moral, Politik und Literatur zu thun, was ihm beliebt, ohne auf die Weisheit oder den Willen von Gott und Menschen Rücksicht zu nehmen. Alles was ihm in irgend einem dieser Dinge Zügel anlegt, gilt ihm als tyrannische Verletzung seiner natürlichen und persönlichen Rechte. Der Absolutist hingegen verlangt und erwar-

tet von denjenigen, die an der Spitze des gesellschaftlichen Vertrages, wovon er selbst einen Theil ausmacht, stehen, daß sie diesen gesellschaftlichen Vertrag kraft der Macht, die er ihnen giebt, aufrecht erhalten, daß sie fest auf ihren Posten stehen, unablässige Wache über die Sicherheit und das Glück des Volkes halten, es vor Gewaltthätigkeit und Tumult jeder Art bewahren, und die Bösgesinnten hindern, diejenigen, welche einfachen Herzens sind, zu ihren Opfern zu machen, indem sie ihnen in Form des Unterrichtes Gift einflößen. Das ist es, was der Absolutist als Vergeltung für den Rang und die Würde verlangt, die er dem Herrscher zugesteht. Die Unterthanen eines Absolutismus, wie es der in Oesterreich ist, fordern bei weitem mehr, als die in den constitutionellen Monarchien, denn wir Alle sehen zu unserem Kaiser als einen Bürgen gegen Unheil und Gefahr jeder Art empor: während Alles, was die Constitutionellen von ihren Königen verlangen, darin besteht, daß diese, nachdem sie sie so hoch gesetzt haben, als ihnen gerade beliebt, nun stille sitzen und sich sagen lassen, daß sie weiter weder von Nutzen noch von Bedeutung wären. Sie verlangen keine Sorgfalt von seiner Seite, keinen Schutz wider Alles, was Parteisucht, Lästerung und zuchtlose Rede gegen sie, ihre Gattinnen und Kinder zu thun vermögen; auch erwarten sie nicht jene Art von väterlicher Liebe, welche das Wohl jeder Familie im ganzen Lande dem Souverain zum Gegenstande der Theilnahme macht. Nein! Alles was die Unterthanen eines constitutionellen Monarchen begehren, ist die Erlaubniß, in den Zeitungen von ihm und seinem Amte mit Verachtung zu reden. Dieses Privilegium ist in der Meinung Ihrer Landsleute die Wesenheit

der Freiheit und um es zu erlangen, nehmen sie keinen Anstand, Vernunft, Geschmack, Ruhe und Ordnung zu opfern. Gewiß werden sie in hohem Grade erstaunen, wenn Sie die Ausdrücke der kindlichen Liebe und Zuneigung hören werden, die hier so inbrünstig für unsere Beherrscher ausgesprochen werden. Vielleicht glauben Sie," fügte er lachend hinzu, „daß wir unter den Spitzen des Bajonettes solche Segnungen zurufen und unsere Vivats mit dem Strick um den Hals schreien? Wenn ich Ihnen rathen darf, so benutzen Sie jede Gelegenheit, die sich Ihnen nur immer darbietet, um die wirklichen Gesinnungen der Bevölkerung dieses Landes gegen den Kaiser und seine Regierung kennen zu lernen. Hören sie darauf in jeder Classe und in jedem Stande und Sie werden finden, daß das Gefühl der Anhänglichkeit an die Macht, welche sie in ihrem glücklichen Zustande der Nationalwohlfahrt und der inneren Ruhe bewahrt, so echt und so natürlich ist, wie nur immer glückliche Kinder für ihre Eltern empfinden können."

Ich habe die Rede meines neuen Bekannten nicht durch die vielen „sagte er" und „sage ich," die darin vorkamen, unterbrochen, sowohl um der Kürze willen, als weil mein Antheil an dem Gespräche von keiner Bedeutung war. Das darf ich aber mit Bestimmtheit von meinen eigenen Gedanken hinzufügen, daß, wenn je ein Mann mit unverstellter Aufrichtigkeit sprach, mein Besuch von heute Morgen dieser Mann war.

Neunundzwanzigster Brief.

Ausflüge auf das Land. — Die Spinnerin am Kreuz. — Wägen. — Mödling. — Tempelritter. — Besitzung des Fürsten von Liechtenstein. — Die Wiege von Oesterreich. Die Briel. — Menge von Burgen. — Schloß Liechtenstein. — Laxenburg. — Die Ritterburg. — Baden. Das Helenenthal. — Heiligenkreuz. — Sitzendorf. — Schöner Weg durch den Wald. — Wildeck. — Johannisstein.

Wien, den 18. Oktober.

Das ununterbrochene schöne Wetter und die dringenden Empfehlungen einiger unserer neuen Freunde, welche in der That wünschen, daß wir die tausend (englische) Meilen, die es uns gekostet hat, um hierher zu kommen, nicht bereuen, haben uns in der vergangenen Woche abermals vermocht, Wien für ein Paar Tage zu verlassen, um einen Theil der Umgegend zu besehen, bevor noch die Bäume ihr Laub verloren hätten.

Von allen Städten, die ich kenne, bietet Wien die meisten interessanten Gegenstände, die von seinen Mauern gemächlich zu erreichen sind. Paris hat sein Versailles, sein St. Germain, u. s. w., London sein Richmond und Greenwich, Brüssel sein Waterloo und München seine

Ebene, über die ein Mensch gallopiren kann, ohne den Zügel anzuziehen, bis Roß und Reiter vor Müdigkeit zusammensinken. Alle diese Dinge scheinen aber fast einen Theil der Städte, deren Anhängsel sie sind, zu bilden, und leiten von diesem Umstande ihr hauptsächlichstes Interesse her. Zu Wien ist dies aber ganz anders. In einer Entfernung von anderhalb Stunden, und in einigen Punkten von noch viel weniger erreicht man Gegenden, welche, und käme man aus Tyrol, durch ihre Wildheit und ihre Schönheit, die Blicke fesseln. Die Gegend um Wien gleicht der Ouverture zu einer Oper und diejenigen Hauptstädter, welche keine Reisen machen, können sich daraus einen ziemlich richtigen Begriff von dem bilden, was das Land überhaupt enthält. Innerhalb einer halben Tagereise von Wien trifft man Felsen, Ruinen, Berge, Thäler, Gletscher*), Wälder, enge Schluchten und furchtbare Abgründe; Alles etwas en miniature, wenn man es mit Tyrol und Salzburg vergleicht, aber von derselben glorreichen Hand gezeichnet und so voll Kraft und Leben, als wäre das Bild zehnmal größer.

Wir fuhren am vorigen Sonnabend zeitig genug aus Wien, um einen herrlichen Sonnenaufgang zu genießen, während wir den Berg zur „Spinnerin am Kreuz" hinauffuhren. Dies ist ein merkwürdiges, altes Steingebilde, dessen sonderbaren Namen die Alterthumsforscher nicht zu erklären vermögen. Man hat uns gesagt, daß man von

---

*) Der Schneeberg ist eine starke Tagereise von Wien entfernt und wie sein Name sagt, mit ewigen Schnee bedeckt, aber kein Gletscher im strengen Sinne dieses Wortes.

Anm. des Uebers.

diesem Punkte die beste Aussicht auf die Stadt Wien habe, ich ziehe aber die von der Gloriette zu Schönbrunn vor.

Die schöne Straße, auf welcher dieses Kreuz steht, bietet an und für sich selbst ein sehr interessantes Schauspiel. Sie ist die Hauptstraße nach Steyermark und lange Züge von ungeheuren Wagen, mit Stroh gedeckt, gleich eben so vielen Getreideschobern und von acht starken Pferden gezogen, bedeckten sie fast ganz. Diese brachten von Triest viele jener Artikel ausländischer Ueppigkeit, die man in den Kaufläden Wiens in solchem Ueberflusse trifft. Andere schwere, von majestätischen, weißen ungarischen Ochsen gezogen, brachten Bausteine und andere schwere Waaren aus Ungarn. Sie wurden von einer Rasse Menschen regiert, was wildes Aussehen betrifft, die malerischesten, die man sich denken kann. Ihr Anzug besteht ganz aus Schaafshäuten mit der Wolle daran, und viele haben die Kragen und Nähte mit einer Art roher Stickerei geschmückt, welche derjenigen, die ich an den Trachten der nordamerikanischen Indianer gesehen habe, wunderbar gleicht.

Wir erreichten die hübsche Stadt Mödling nach acht Uhr und frühstückten wie nur diejenigen, welche einen herbstlichen Sonnenaufgang drei Stunden früher beobachtet haben, frühstücken können. Nach Vollendung dieses nothwendigen Geschäftes besuchten wir die ehrwürdige Kirche, welche einst zu einem Gebäude der Tempelherren gehört hatte, und stiegen dann in die Gruft hinunter. In dieser Gruft sollen vierzig Ritter, welche sich vor dem Haß der benachtbarten Bauern geflüchtet hatten, binnen einer Stunde barbarisch zur Zeit ermordet worden sein, als

die plötzliche Abschaffung des Ordens ihnen Macht und Schutz raubte. Nachdem wir eine Weile in diesem schauerlichen unterirdischen Gewölbe in Gedanken versunken gewesen waren, verließen wir es gerne, um den schönen Berg, der sich hinter der Kirche erhebt, zu ersteigen. Der Fürst Liechtenstein, zu dessen Besitzthum die steile Höhe gehöret, hat Wege aushauen lassen, so daß auch das zarteste Wienerfüßchen darauf bequem schreiten kann. Auf dem Gipfel befindet sich ein scheinbar alter Thurm, den der verstorbene Fürst sowohl zur Zierde als zur Warte hatte bauen lassen, um das enge Thal oder vielmehr den Felsenpaß der Briel, zu übersehen. Dieser Abschnitt der Gegend, so klein er auch ist, bildet ein in seiner Art vollkommenes Gemälde. Die Felsen, aus dem die Seiten dieses seltsamen Paßes bestehen, haben sowohl, was Gestalt, als was Farben betrifft, eine eigenthümliche Schönheit und das dürftige Laub, das hie und da aus ihren Spalten hervorsprießt, hat in dieser Jahreszeit eine Goldfarbe, die dem Farbenspiel der Gegend einen unbeschreiblichen Reichthum verleiht.

Auf der entgegengesetzten Seite dieser Felsenschlucht steht die Wiege von Oesterreich, das alte Schloß Mödling, einst die Residenz der alten Markgrafen*). Es bildet mit

*) Dies ist ein historischer Irrthum, an dem jedoch nicht die Verfasserin, sondern die Quelle, aus der sie geschöpft haben muß, schuld ist. Die Residenz der Markgrafen aus dem Hause Babenberg war die vormalige Ungarnfeste Mölk (Medelich, Medelicium, daher die Verwechselung mit Mödling), und zwar von Leopold I. bis auf Leopold IV. oder den Heiligen, welcher die Residenz auf den Kahlenberg bei Wien verlegte. Die ersten Markgrafen

dem Felsen und Wäldern, die es umgeben, genau den Gegenstand, der nothwendig war, um die Schönheit und das historische Interesse der lieblichen Landschaft zu vervollständigen. Auf dem Boden der Schlucht führt eine schmale aber vortreffliche Straße nach anderen Theilen des herrlichen Besitzthumes des Fürsten Liechtenstein, und neben ihr befinden sich viele niedliche Landhäuser, welche im Sommer von Wien aus sehr bevölkert werden.

Die Zeichner von unserer Gesellschaft schlugen ihr Hauptquartier auf einem Felsen auf, von wo man eine gute Ansicht vom Schlosse Mödling und seinem ganzen, schönen Zubehör hatte. T— und ich, wir wanderten durch das Gehölze nach dem Schlosse Liechtenstein. Die Pfade, welche dahin führen, sind so angelegt, daß man einen Berg erreicht, von wo man einen unermeßlichen Raum offenen Landes bis Presburg übersieht.

Als wir uns dem neueren einer Villa ähnlichem Hause und den Ueberresten der alten Burg, die sich nicht weit davon auf einem steilen Felsen erhebt, näherten, geriethen wir in kein geringes Erstaunen, als wir auf vier bis fünf nicht fernen Höhen der umliegenden Landschaft nicht weniger als eben so viele Burgruinen erblickten, welche die Schönheit der Gegend, die ohne sie keine bemerkenswerthen Punkte geboten hätte, sehr erhöhten. Nichts destoweniger waren alle diese Burgen einander so befremdlich nahe, daß wir uns schlechterdings nicht enträthseln konnten, warum und wie sich so viele kriegerische Barone des Mittelalters

liegen auch in der Stiftskirche von Mölk begraben. Mödling war größtentheils den nachgebornen Söhnen angewiesen.

Anm. des Uebers.

in eine so nahe Nachbarschaft zusammengedrängt haben, während es doch allbekannt ist, daß sie Personen waren, denen ein weiter Raum ans hundert vortrefflichen Gründen wesentlich nothwendig war.

Endlich wurden unsere vergeblichen Vermuthungen dadurch zur Ruhe gebracht, daß wir einen Jäger begegneten, der uns sagte, daß alle diese stattlichen Gebäude von dem verstorbenen Fürsten bloß zum Schmuck seiner Besitzungen aufgeführt worden wären. Sie müssen große Kosten verursucht haben, denn sie sind geräumig und einige darunter trefflich entworfen. Nie ist noch eine Nachahmung mit besserer Wirkung geglückt, mit Ausnahme eines runden, antiken Bogenganges in einer unerquicklichen Waldecke, der in Anbetracht des Ernstes der Gegend ziemlich wie Flitterkram aussah *). Diese Burgen waren der Natur, oder vielmehr dem natürlichen Verfalle getreu und ohne irgend eine Uebertreibung weder der Schönheit noch Häßlichkeit, nachgebildet.

Nachdem wir über diese Anhäufung mittelalterlicher Rittermacht in das Klare gekommen waren, gingen wir nach dem wirklichen alten Schlosse, welches in der That eine sehr interessante Ruine ist. Es steht gleich den meisten

---

*) Ein anderes Gebäude im antiken Geschmacke, ein griechischer Tempel, steht auf einem der höchsten Bergspitzen, und dient einem sehr edlen Zwecke. Unter ihm liegen die vier Husaren mit dem Offizier begraben, welche den Fürsten Johann Liechtenstein bei Wagram der Gefangenschaft, in die er in Folge seines kurzen Gesichtes beinahe gerathen wäre, mit Aufopferung des eigenen Lebens entrissen. Es ist ein hochherziges, ritterliches, durch und durch heldenmüthiges Geschlecht, diese Liechtensteine, und jeder Oesterreicher ist auf sie stolz. Anm. des Uebers.

seiner Zeitgenossen auf einer isolirten Felsenmasse, die mit vielem Geschmacke und guter Wirkung in den Kreis der Anlagen um das neue Herrenhaus hineingezogen worden ist. Man hat die größte Sorgfalt angewendet, um diese ehrwürdigen Steine an einander zu kitten, welcher Umstand, sammt der guten Acht, die man gewiß stets auf sie haben wird, dem Gebäude eine Dauer für viele Jahrhunderte sichert. Ein paar Gemächer sind hinreichend bewahrt oder wiederhergestellt worden, um einigen interessanten, vortrefflich erhaltenen Familienbildnissen, welche an den uralten Wänden hängen, zum Schutz zu dienen. Es giebt wahrscheinlich wenige alte Ueberbleibsel der Feudalzeit von gleichem Alterthume, welche von den Tagen, die vergangen sind, einen eben so richtigen Begriff beizubringen vermöchten.

Unser nächstes Ziel war der kaiserliche Garten zu Laxenburg. Als wir hier ankamen, fanden wir, daß weder Einlaßkarten, noch andere Förmlichkeiten nothwendig waren, um uns Zutritt zu verschaffen. Wir nahmen daher den Führer, der sich uns anbot, wie wir ausstiegen, an, und verfügten uns sogleich in die eben so schönen als großartigen Anlagen.

Hier trifft man weder beschnittene Bäume, noch Springbrunnen, noch Statuen, sondern genau eine so geschickte Mischung von Wiese, See und Waldgrund, wie die Landschaftsgärtner von England uns gelehrt haben, sie jeder andern Art von Zier vorzuziehen. Im Mittelpunkte dieses wahrhaft paradisischen Gartens befindet sich ein äußerst glänzendes — Spielwerk, möchte ich sagen, welches der vorige Kaiser aufführen ließ. Es ist unmöglich, sich irgend etwas, das doch nur zum Zeitvertreib geschaffen wurde, zu

denken, welches eine fürstlichere Empfindung und Phantasie verriethe, als diese herrliche Ritterburg. Das Gebäude ist gleich jenem am Rheine, das einem der preußischen Prinzen gehört, in genauer Nachahmung einer Ritterburg des Mittelalters erbaut, das zu Laxenburg nur in einem viel größeren Maßstabe. Obschon der inneren Einrichtung nach nicht so bewohnbar, ist es doch im Ganzen glänzender. Wir gelangten auf einem kleinen Kahn, der an Seilen lief, über den Schloßgraben, der breit genug war, um eine ansehnliche Wasserfläche zu bilden, und traten in den Hof, wo wir Diener fanden, um uns umher zu führen. Ich sah mich in diesem schönen Hofe um, ob es, wie in dem Schlosse des preußischen Prinzen, einige jener grimmigen und stattlichen Hunde gebe, welche die Ritter der alten Zeit so sehr liebten. Ich sah jedoch keine, sollte aber meinen, daß es eine schöne Zugabe zu einem solchen Platze sein müßte, wenn der Hof mit Falken und Hunden versehen wäre.

Die Halle ist mit vielem Kriegsgeräthe aus dem Mittelalter geschmückt, worunter Manches darum ehrwürdig ist, weil es Helden gehört hat, die längst im Staube modern, zum Beispiel der Sattel Maximilians des Ersten und der Jagdschild Karls des Fünften. Ueberdies gab es da Turbane und Rüstungen, welche bei einem der Besuche, den die Krieger von Constantinopel den Kriegern von Wien machten, erbeutet worden waren. Hierauf traten wir in eine schöne, runde Halle mit fünfzehn weißen Marmorstandbildern, welche eben so viele Kaiser aus dem Hause Oesterreich, von Rudolph von Habsburg an, vorstellten. Zwei leere Gestelle harren der noch nicht vollendeten Statuen

Karls des Sechsten und seiner unsterblichen Tochter Maria Theresia.

Es ist ganz unmöglich, alle die verschiedenen Gemächer, durch die wir gingen, anzugeben; sie sind zahlreich und interessant, und noch viel schwieriger wäre es, alle die reichen und merkwürdigen Gegenstände, die sie enthalten, zu schildern. Das Getäfel dieser Gemächer ist fast eben so bemerkenswerth, als die Menge seltener Schätze, die sich in ihnen befinden. Es ist vielfältig in Form und Zeichnung, aber bewunderungswürdig fein und aus dem schönsten Holze gearbeitet, das man damals in Europa kannte. Dieses Getäfel ist fast ohne Ausnahme aus den reichen Klöstern genommen, welche kurz vor dem Bau der Ritterburg aufgehoben worden waren. Ein paar ungeheure und prächtig verzierte irdene Oefen kamen von dem Salzburger Schlosse, welches, obschon es noch steht und viele Spuren seiner früheren Wichtigkeit beibehalten hat, jener prunkenden Verzierungen nicht mehr bedarf, die dazu gehörten, als ein souverainer Fürsterzbischof daselbst residirte. Ein herrliches Kabinet hätte ich gerne genauer untersucht, denn die Fächer der Wand waren von Giulio Romano gemalt.

Die Wände eines kleinen Gemaches sind mit den verschossenen rothen Sammtmänteln der ersten Ritter des goldenen Vließes behangen. Sie zeichnen sich durch außerordentliche Schwere und Reichthum aus, und die von der Zeit fast zerstörte Farbe erhöht nur ihren Werth als Schmuck des dunklen Getäfels in dem Zimmer, wo sie aufbewahrt werden.

Damit nichts fehle, was diesem Muster der Feudalzeiten Kraft und Wahrheit giebt, ist die Ritterburg auch mit einer unterirdischen Marterkammer und mit einem

Verließe versehen. In letzterem liegt auf der letzten Stufe, die hinunter führt, grausam mit Ketten beladen, ein unglücklicher Tempelritter; das heilige Kreuz auf seiner Brust ist von der kläglichen Berührung mit den Steinen seiner elenden Wohnung ganz beschmutzt und zerrissen. Als wir näher traten, um ihn zu betrachten, erhob er plötzlich seine Arme so hoch, als seine rasselnden Ketten es gestatteten. Die Täuschung war vollkommen, fast so gut wie die des graukopfigen Mönchs in dem Beichtstuhle zu Heidelberg.

Aber von allen Vorrichtungen, um die Menschen zu überreden, sie lebten einige hundert Jahre, bevor sie geboren worden waren, sagte meiner Phantasie am besten ein geräumiger Turnierplatz mit Schranken, Eingängen und Gezelt zu, Alles groß genug, um im Falle der Noth einigen hundert edlen Rittern und schönen Damen zum Spiele zu dienen. Kurz ich bin, Dank sei es Sir Walter Scott, im Stande, das Urtheil zu fällen, daß dieses edle Anhängsel zur Ritterburg in allen Punkten so genau ist, um auch dem gelehrtesten Alterthumsforscher zu befriedigen.

Es ist kaum möglich, daß irgend etwas mehr unterhalten konnte, als die Besichtigung dieses interessanten Gebäudes; wie es aber gewöhnlich bei allen Dingen, welche die Aufmerksamkeit im hohen Grade, erregen, der Fall ist, stand auch die Ermüdung im Verhältnisse dazu. Es wurde fast dunkel, als wir den Garten verließen, und ich will hoffen, daß der Weg von Laxenburg nach Baden nicht sehr schön sei, denn bei der Dunkelheit und bei der allgemeinen Schläfrigkeit der Gesellschaft glaube ich, daß keines von uns zu sagen vermag, ob der besagte Weg bergauf oder bergab, durch Wälder oder über Flächen ging. Alles, was wir wissen, ist, daß wir um acht

Uhr einen sehr bequemen Gasthof in Baden erreichten, dankbar ein frühes Abendbrod einnahmen und gleichfalls früh zu Bette gingen.

* * *

Der folgende Tag war Baden gewidmet, zu dessen warmen Bädern und lieblicher Gegend die Wiener, Kranke wie Gesunde, zu Tausenden vom frühesten Sommermonate bis zum spätesten Herbstmonate strömen.

Man hatte uns so viel von der außerordentlichen Schönheit der Gegend um Baden gesagt, daß wir die Besichtigung der Stadt, welche sie ihrer Berühmtheit wegen doch forderte, so schnell als möglich abzuthun bemüht waren. Wir brachen daher vor dem Frühstücke auf und nachdem wir einen Gang durch den Park, wie die kleine, dichtbepflanzte Promenade genannt wird, gemacht, und einige der vornehmsten Gebäude, von dem keins besonders merkwürdig ist, besehen hatten, beschlossen wir unsere Forschungen mit einem Besuch an der Hauptquelle des äußerst gehaltreichen und heißen Mineralwassers.

Wir traten in einen engen, unterirdischen, etwa vierzig Schritt langen Gang, der mit ehrwürdig aussehenden Ziegelwerk gewölbt war, das nicht unwahrscheinlich aus den Zeiten der Römer stammen mochte, da diesem den warmen Bädern so zugethanem Volke die Quelle unter dem Namen Aquae Cetiae wohl bekannt war. Dieser Gang führte zu der Stelle, wo das Wasser hervorbricht, und in einer Art Cisterne aufgefangen wird, woraus dichter Dampf aufsteigt, der das Athmen und Sehen erschwert.

Fast am Eingange zu dieser heißen und schwefligen Gallerie befindet sich ein kleines, steinernes Becken, in das

die Quelle träuft. Dieser kleine Behälter war etwa halb voll, und in ihm genoß die Ueppigkeit des warmen Bades ein — Frosch, wohl das letzte Thier, das ich in einem weder süßen noch kühlen Wasser umherzurudern zu sehen gehofft hätte. Sowohl seine Gestalt als seine Farbe war ungewöhnlich und hielt ziemlich die Mitte zwischen Kröte und Frosch: ob aber das kleine Thier wirklich einer andern Species angehörte, oder ob es blos aus Kränklichkeit, die es durch eine warme Badecur zu heilen hoffte, blaß und schief aussah, bin ich nicht Naturkundige genug zu entscheiden.

Nach dem Frühstücke machten wir uns auf, das berühmte Helenenthal zu besuchen. Baden liegt hart am Eingange des Thales, welches sich hier, nachdem es sich zwischen den Bergen des Wienerwaldes hingewunden hat, in die ebene Gegend ausmündet, die sich bis Wien hindehnt.

Die Natur scheint diesen lieblichen Fleck zu einem der Punkte bestimmt zu haben, wo Wildniß, Schönheit und Rauheit Anmuth sind. Das Helenenthal ist fast nur ein enger Paß zwischen zwei steilen und felsigen Bergen, durch den das Flüßchen Schwächat fließt. Ich kann diesen Fluß kaum schön nennen, denn er ist, wenigstens in dieser Jahreszeit, so seicht, daß an manchen Stellen sein breites Winterbett vollkommen trocken liegt. Nichts desto weniger erhöht sein felsiger Kanal die Lieblichkeit der Wildniß. Man kann auf mehreren malerischen Brücken, die sich für das Auge der Badegäste so reizend ausnehmen, als sie für ihre Füße bequem sind, hinüber, herüber und wieder hinüber gelangen. Aber in den Tagen der alten Zeit war es nicht Sitte, für die Bequemlichkeit und das Vergnügen von Fremden, die in die verborgenen Gründe dieses dunk-

len Thales dringen wollten, auf solche Art zu sorgen, denn der Zugang von der Ebene her wird von zwei Schlössern bewacht, deren morsche Mauern sich noch auf den felsigen Gipfeln der Berge auf beiden Seiten erheben. Diese benachbarten Burgen, die sich über die Schlucht drohend anblicken, heißen Rauheneck und Rauhenstein, und befinden sich gerade in dem Zustande des Verfalls, wo ein Gebäude, das keine architektonische Schönheit durch den Einsturz der Hälfte seiner Mauern zu verlieren hat, sich zu seinem besten Vortheile ausnimmt. Sie sind beide tief in den reichen Wäldern, die sie umgeben und in keinem geringen Grade zur Schönheit des mit Recht berühmten Helenenthales beitragen, gebettet, werden aber nicht von ihnen verborgen.

Nachdem wir die elgante Villa des Erzherzogs Karl, die am Eingange des Thales liegt, besehen hatten, bestiegen wir den Berg, auf welchem das Schloß Rauheneck steht. Gegen den Gipfel zu ist der Berg sehr steil, wir wurden aber durch eine liebliche Aussicht auf das Thal und durch eine großartige Ansicht über Baden und die Ebene bis Wien hin belohnt. Der schönste Ueberrest des Schlosses ist sein wie gewöhnlich auf und in einem vorspringenden Fels gebauter dreieckiger Thurm, dessen Mauern eine große Dicke haben. Es sind im Innern Treppen für Diejenigen angebracht, denen die Aussicht von der kleinen Plattform neben ihm nicht ausgedehnt genug ist. Wir bestiegen ihn auf die dringende Empfehlung des einsam lebenden alten Mannes, der die Schlüssel zum Thurme und ein Buch in Verwahrung hat, worin Alle, die hieher geklettert sind, ihre Namen eingezeichnet haben. Der Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von

Cambridge war der einzige englische Name in dem Buche, mit Ausnahme eines gewissen Doctors Morris.

Nachdem wir den trockenen und glatten Pfad über den Berg mit einer Schnelligkeit, die in genauem Verhältnisse zu unserer vorigen Langsamkeit stand, wieder herabgestiegen waren, gingen wir über den Fluß und unterhielten uns sehr angenehm am andern Ufer desselben. Die Felsen sind hier in ihrer Gestalt sehr eigensinnig und stehen häufig isolirt, so daß sie zum Bau solcher Lusthäuser und Terrassen, wie das müßige Volk der Bäder sie liebt, vortrefflich geeignet sind. Auf unserer Rückkehr nach Baden begegneten wir einer großen sehr elegant aussehenden Landpartie, von der Einige auf Eseln, Andere auf kleinen Pferdchen, Andere zu Fuße den steilen und schwierigen Pfad einschlugen, welcher zum Schlosse Rauhenstein führt. Wir fühlten, indem wir sie betrachteten, fast die Lust es ihnen nachzumachen; aber wir waren schon seit mehreren Stunden umhergeklettert, es war ziemlich hoch am Tage und doch hatten wir noch nicht zu Mittag gegessen; wir widerstanden daher der Versuchung, und schlugen den Weg zurück nach unserem Hotel ein. Wir erreichten es indessen nicht eher, als bis wir außerordentlich müde und dadurch von aller Reue, nicht weiter gewandert zu sein, vollständig geheilt waren.

Am nächsten Morgen brachen wir, sobald es licht geworden war, nach Heiligenkreuz auf. Der Weg dahin führt durch das Helenenthal und gewährt eine so schöne Fahrt, als man sich nur denken kann. Das Dorf Heiligenkreuz hat außer der ausgedehnten Abtei mit ihren Gärten und ihrem Calvarienberge, wenig aufzuweisen. Wir verließen den Ort so wie das Thal und kamen über einen hohen

Berg nach Gaden. Von da führte ein für den Wagen fast unfahrbarer Feldweg am Rande eines namenlosen Baches nach Sitzendorf, wo wir frühstückten.

Unser nächstes Ziel war das verfallene Schloß Johannisstein, welches uns nicht nur als eine schöne Ruine, sondern auch als einer der schönsten Punkte auf der herrlichen Besitzung des Fürstens Liechtensteins geschildert worden war. Es schien jedoch nicht leicht zu halten, dahin zu gelangen. Man versicherte uns, daß der Wagen auf dem Wege, welcher sich für unsere Liebhaberei des Sehens am Besten eignete, nicht fahren könne, weßwegen wir zuletzt beschlossen, der Beschwerlichkeit eines langen Marsches im Sonnenschein zu trotzen und zu Fuße die wildesten Pfade des schönen Reviers, in welchem Johannisstein liegt, zurückzulegen. Wir sandten daher den Wagen nach Sparbach und wurden dafür mit einem jungen Führer versorgt, der sich verpflichtete uns Alles zu zeigen, was wir nur irgend zu sehen wünschen würden.

Der Sonnenschein war von der besten deutschen Art, durch keine einzige Wolke gebrochen, und der Pfad, den wir zu gehen hatten, sowohl steil als rauh. Dennoch war es unmöglich, uns unserer Freiheit nicht zu freuen, denn die Gegend war von einer Beschaffenheit, daß man entweder zu Fuße gehen, oder reiten mußte, um sie zu genießen.

Den ersten Halt, nachdem wir unsere Wanderung begonnen hatten, machten wir im Schlosse Wildeck, das auf der Karte als eine Ruine verzeichnet, in der That aber ein sehr merkwürdiges altes, zwar fast unbewohntes, allein nicht in Trümmern liegendes Gebäude ist. Es befindet sich genau in dem Zustande, in welchem ein altes Haus

den größten Eindruck auf die Phantasie macht, hinreichend erhalten, um genau zu zeigen, was es gewesen ist, und doch dem Verfalle nahe genug, um zu bürgen, daß keine erneuernde Hand die Heiligkeit seines Alterthums verletzt hat.

Das Schloß Wildeck ist das Eigenthum der Geistlichen von Heiligenkreuz, welche die Gemächer beinahe geleert haben. Es giebt da indessen noch eine beträchtliche Anzahl alter Portraits mit Rahmen von so reichem Schnitzwerke, daß sie für die Verkäufer alterthümlichen Glanzes auf dem Quai Voltaire eine wahre Schatzgrube wären. Dieses merkwürdige alte Haus ist jetzt der Obhut eines Bauern und seiner Familie anvertraut, die uns durch die lange Reihe verlassener Gemächer führten, welche mich sehr an Mistreß Radcliffe und ihren Udolpho erinnerten. Die Lage dieses Schlosses bildet das wahre Muster der Waldeseinsamkeit und doch kann man in wenigen Stunden von Wien dahin fahren.

Von Wildeck gingen wir durch den Wald nach Johannisstein, jedenfalls die malerischeste Ruine, die wir gesehen haben. Die Gegend ringsum ist das vollständigste Ideal eines Jagdgrundes, in dessen verschlungenen Gebüschen noch ein schöner Schlag von Wildschweinen haust. Wir brachten ein paar wonnevolle Stunden zu, indem wir das elfenartige kleine Thal durchwanderten, welches sich unter dem kühnen Felsen, worauf die Ruine steht, hinschmiegt; und als wir hinreichend ermüdet waren, suchten wir Sparbach und den Wagen, was Beides viel näher war, als wir vermutheten.

Selbst Tyrol kann, wenngleich sein Maßstab größer ist, kaum etwas Schöneres aufweisen, als einige

Punkte des Weges, den wir nun durch die Briel nach Mödling fortsetzten. Von dem letztgenannten Orte bis Wien kann man, wie ich Dir schon geschrieben habe, bequem vor dem Frühstück fahren. Die Nähe solcher Gegenden muß der Hauptstadt im Sommer einen Reiz geben, dessen sich keine, die ich kenne, rühmen kann. Wir erreichten unsere Wohnung auf dem hohen Markte gegen acht Uhr.

Dreißigster Brief.

Die vornehmsten Gebäude der Stadt. — Die Burgseite. — Oeffentliche Gebäude. — Palläste des Adels. — Der Stock im Eisen. — Elegante Gesellschaft. — Unterscheidungen, die für Fremde schwer zu begreifen sind.

Wien, den 25. Oktober.

Bevor die Wintercirkel beginnen, suchen wir emsig mit allen den vornehmsten Gebäuden der Stadt Bekanntschaft zu machen. Diese sind meiner Meinung nach interessanter als prächtig, besonders wenn man sie mit den schönen Bauwerken von Paris, den glänzenden neuen Schöpfungen von München, oder mit vielen prachtvollen Gebäuden zu London vergleicht. Wären indessen die schönsten Gebäude von Wien über einen so großen Raum ausgebreitet, wie er den Architekten in minder dichtbevölkerten Städten vergönnt ist, so glaube ich, daß die Vergleichung ganz anders ausfallen würde.

Die Reichskanzlei ist von jeher als eins der schönsten Gebäude von Deutschland gerühmt worden, und wenn man gleich zugeben muß, daß jetzt mehrere in Baiern, z. B. die Pinakothek, die Glyptothek, die bewunderungswürdige Walhalla sie übertreffen, so liegt doch gewiß viele Würde in der Front, welche die ganze der kaiserlichen

Burg gegenüber liegende Seite einnimmt. Sie wurde von dem berühmten Fischer von Erlach, dessen Name hier in hoher Achtung steht, im Jahre 1728 erbaut. Ursprünglich war sie wirklich die Kanzlei des deutschen Reiches, jetzt sind aber ihre Gemächer für verschiedene Mitglieder der kaiserlichen Familie eingerichtet.

Die Wappen des Kaisers Karls des Sechsten überragen den Mittelpunkt des Gebäudes und die ganze Façade ist gleichförmig und erhaben; den schönsten Theil desselben aber bilden zwei hohe Thorbögen, einer an jedem Ende des Gebäudes, durch welche der öffentliche Fahrweg geht. Diese majestätischen Bögen sind von außerordentlich kolossalen Gruppen von Mathieti geziert, die verschiedene der Arbeiten des Herkules vorstellen. Diese Gruppen, wenngleich vielleicht etwas zu massiv, sind doch äußerst großartig.

Der von dem reichen und prachtliebenden Herzog Albert von Sachsen = Teschen auf einer der Basteien gebaute Pallast, jetzt die Residenz seines erlauchten Erben *) des großen Feldherrn Erzherzog Karl, ist eine wahrhaft fürstliche Wohnung und setzt die Linie der kaiserlichen Gebäude, die mit der Staatskanzlei, worin jetzt der Fürst Metternich residirt, beginnt, weithin fort.

Diese Seite der Stadt mit ihrer geräumigen Umgebung von Gärten, dem herrlichen Abschnitte des Vorstadtkreises und dem imponirenden Hintergrunde des Kahlengebirges ist wahrhaft prächtig, und wenn auch die Ge-

*) Die Erzherzogin Christine, Gemahlin des Herzogs Albert, hatte Seine kaiserliche Hoheit schon in ihrem Testamente diesem als Erben substituirt. Anm. des Uebers.

bäude, einzeln genommen, anderen an architektonischer Würde nachstehen müssen, giebt es doch in keiner Stadt, die ich kenne, ein so schönes Ganzes.

Die Hofkanzlei für Böhmen und Oesterreich, und die für Ungarn und Siebenbürgen sind sehr edle Gebäude: aber die nöthige Sparsamkeit mit dem Raume in einer Stadt, wo jeder Fußbreit des Grundes und Bodens so kostbar ist, hindert, daß die reichen Verzierungen sich dem Auge so vortheilhaft darstellen, als es anderenfalls geschehen würde.

Die Universität ist schön, wenngleich einfach, aber hier sind die Straßen abermals so dicht aneinander gedrängt, daß ein Fremder leicht kommen und gehen könnte, ohne von dem Dasein dieses Gebäudes Kenntniß zu erlangen: es müßte ihn denn auf diesen Gegenstand die Neugierde aufmerksam machen, zu erfahren, wo denn die vielen jungen Männer wohnen können, die man täglich auf den Wällen in ihren wallenden akademischen Gewändern trifft *).

Die Kriegskanzlei auf dem Hofe und die kaiserliche Münze sind sehr schöne Gebäude; jene wurde ursprünglich von den Souverainen von Oesterreich bewohnt **),

---

*) Die Verfasserin meint die jungen Theologen, Alumnen Paszmaniten (aus Ungarn), Convictisten, Benediktiner u. s. w. die in Wien studiren, aber keineswegs in dem Universitätsgebäude wohnen. Die übrigen Studenten sind, mit Ausnahme der Zöglinge des k. k. Convicts und des Theresianums, welche Uniformen tragen, durch keine besondere Tracht ausgezeichnet.

Anm. des Uebers.

**) Niemals; vielmehr war die Hofkriegskanzlei ursprünglich ein Jesuitercollegium, weßwegen die Kirche auf dem Hof auch die

diese von dem Prinzen Eugen von Savoyen. Das ehrwürdige Ständehaus von Niederösterreich ist seines hohen Alterthums und seiner malerischen gothischen Bauart der Besichtigung wohl werth. Die Bank ist ein schönes Gebäude im neueren Style und steht seit noch nicht zwanzig Jahren.

Was die Palläste des hohen Adels, die man uns gezeigt hat, betrifft, so ist es unmöglich, von ihnen eine richtige Schilderung zu entwerfen; ich zweifle aber gar nicht, daß diese prachtvollen Wohnhäuser, wenn sie weniger eingeengt ständen, sich weit mehr zu ihrem Vortheile ausnehmen würden. Aber auch so ist es, wenn man die Fürsten- oder Grafenkrone über den Wappen der Liechtensteine, Schwarzenberge, Lobkowitze, Stahremberge, Harrache, Esterhazy, Bathyany, Kinsky, Schönborne, Auersperge, Palfy u. s. w. prangen sieht, unmöglich, nicht stehen zu bleiben und ihre massive, obschon halbverborgene Pracht, die man von keinem Punkte der Straße aus gehörig übersehen kann, zu betrachten und sich die Großthaten, die sich an diese Namen knüpfen, in das Gedächtniß zurück zu rufen.

Was aber für den Fremden merkwürdiger ist, als der äußere Glanz der zahlreichen und festverschlossenen Palläste des Adels, das ist die unglaubliche Menge schöner Wohnungen, welche man zu Wien unter einem Dache antrifft. Das Bürgerspital ist eins dieser Häuser. Es führt diesen Namen, weil es einst wirklich ein Bürgerspital war;

„obere" Jesuiterkirche heißt, zum Unterschied von der „unteren" oder jetzigen Universitätskirche. Wohl aber stand auf dem Hof einst die alte Burg. Anm. des Uebers.

seit geraumer Zeit ist es aber in eine wahrhaft staunenswerthe Sammlung von Wohnungen verwandelt worden. Es enthält, wie man mir gesagt, zehn abgesonderte innere Höfe, zwanzig Treppen, ist an vielen Punkten mit großer Eleganz eingerichtet, hat zweihundert Bewohner und bringt eine jährliche Rente von hundertsiebzigtausend Gulden.

Ein anderes dieser riesenhaften Wohnhäuser ist der Trattnerhof auf dem Graben, vor Zeiten wirklich der Stadtgraben, jetzt aber ein in ihrem Mittelpunkte befindlicher äußerst belebter und von der schönen Welt bewohnter Platz. Der Trattnerhof trägt jährlich funfzigtausend Gulden ein. Diese Häuser, so wie viele andere in der Stadt, können aber in Bezug auf ihre Größe und ihren Werth nicht lediglich nach dem beurtheilt werden, was man von ihnen über der Erde sieht, da mehrere drei bis vier Treppen tief in die Eingeweide der Erde hinunter gehen. Diese tiefen Keller tragen zwar allerdings zur äußeren und sichtbaren Schönheit der Stadt direkt nicht bei, wohl aber in hohem Grade indirekt, indem sie verbergen, was nicht angenehm zu sehen wäre. Diesen unterirdischen Gewölben verdankt man ohne Zweifel die merkwürdige Abwesenheit aller kommerziellen Erinnerungen an die Art, wie die Luxusgegenstände der vier Welttheile Allen, die ihrer bedürfen, aufzuwarten gezwungen werden; denn die Ballen, Kisten, Fässer, Tonnen und alle die zahllosen Anhäufungen unschöner Vorbereitungen zur Eleganz, welche man anderswo zuverlässig dann und wann zu sehen bekömmt, sind, wie ich vermuthe, Klafter tief unter dem Pflaster begraben, und nur sehr wenig oder nichts davon begegnet den Blicken in der Oberwelt.

Ein Haus indessen auf dem Hof beweist den Werth des Häuserertragnißes in Wien, ohne daß man in diese finstern Tiefen hinabzusteigen braucht, denn es thürmt sich bis zur wunderbaren Höhe von acht Stockwerk zum Himmel. Fünf, sogar sechs Stockwerke sind gewöhnlich, acht ist aber gewiß das nec - plus - ultra der babylonischen Bestrebungen, die Wolken zu durchdringen.

Für den Fall, als Du Dich je auf einem schönen öffentlichen Platze zu Wien, welcher der Stock im Eisen heißt, befinden und über diesen seltsamen Namen Dir den Kopf, wie ich zerbrechen, ja, nur noch verwirrter werden solltest, wenn man Dir den Gegenstand, woher der Name rührt, artig zeigt, will ich Dir offenherzig mittheilen, was ich nicht ohne beträchtliche Schwierigkeit und nur nachausharrender Forschgier in Erfahrung gebracht habe.

Der „Stock im Eisen Platz" liegt sehr nahe bei der St. Stephanskirche, welche außer den ursprünglichen Mauern der Stadt, bis zu denen ein Wald reichte, erbaut worden ist. Die Bäume des Waldes verschwanden allmälig und es blieb nur einer stehen, denn er war der sicheren Ankunft jedes Handwerkers, der die Stadt erreichte, gewidmet. Jeder Angekommene schlug einen langen Nagel in den ehrwürdigen Stamm zum Beweise, daß er angekommen sei und zwar angekommen in der Verfassung seine gute rechte Hand zu gebrauchen. Im Verlaufe der Zeit wurde das Einschlagen eines Nagels in dem Stock im Eisen wirklich eine Großthat der Kraft, gerade als wollte man denselben mit aller Gewalt in einen eisernen Block treiben, denn dazu war der Baum geworden.

Nach Maaßgabe, als der Wald zurückwich, drang

die Stadt vor; selbst die Festungswerke des alten Wiens wurden vorgeschoben, und die Metropolitankirche, statt außerhalb der Mauern zu liegen, wurde ihr Mittelpunkt: der Stock im Eisen blieb aber und bleibt noch, eine dichte und festgefügte Masse von vielen Millionen Nägeln. Er hat jedoch die Umrisse, welche der Stamm zeigte, als er noch Baum war, nicht ganz verloren, und die abgehaunen Aeste haben hie und da eine Erhöhung, die einen Rumpf nicht unähnlich sieht, zurückgelassen, so daß man erkennen kann, wo sie weggehauen worden sind.

Diese seltsame Reliquie ist jetzt durch eiserne Klammern an ein Haus auf dem „Stock im Eisen Platz" befestigt und mit drei eisernen Schlössern verwahrt, deren Schlüssel, wie die Sage geht, von seiner höllischen Majestät selbst strenge verwahrt und von Niemanden gefunden werden können, der beim Suchen nicht sein ewiges Seelenheil einsetzt. Und fürwahr diese schwarze, ungestaltete, geheimnißvolle Masse wird mit der größten Sorgfalt bewahrt, steht jetzt dicht neben dem glänzenden Ausstellungsfenster eines Juwelirs und dräut im seltsamen Gegensatze zu allen den niedlichen Modesachen, die er enthält. Der Stock im Eisen ist in der That seit Jahrhunderten so unverletzt und unberührt geblieben, als ob wirklich irgend eine schreckliche Gefahr mit Antastung desselben verbunden wäre.

* * *

Wir fangen an, von der Ankunft einiger Derjenigen, welche in Wien die Gesellschaft par excellence bilden, zu hören, und leben in der Hoffnung, daß uns das Schicksal oder der Zufall auf irgend eine oder die andere Art in den Be-

reich derselben bringen werde. Inzwischen machen wir Bekanntschaft mit Vielen, deren freies Benehmen und vornehme Lebensweise in andern Ländern gewiß die Voraussetzung rechtfertigen würden, daß sie zu der obigen so bevorzugten Classe gehören. Hier hat man jedoch in solchen Dingen eine eigene Methode, welche wahrscheinlich nicht ohne guten Grund angenommen worden ist, aber einen Fremden in Verlegenheit setzt, das Räthsel zu lösen.

Als ein Beispiel dieser Art von Verlegenheit führe ich an, daß ich nur selten eine Frau gesehen habe, deren Person, Geist und Benehmen vollständiger dem Begriffe entspräche, den man mit dem Worte „elegant" verknüpft, als die Baronin P—, mit der wir kürzlich bekannt geworden sind, welche überdies reich ist und ein sehr schönes Haus macht. Sie ist bereits Großmutter, könnte aber mit vollem Rechte wie eine der Heldinnen Molieres sagen: „quand je me suis mariée, je jouais encore de ma poupée," denn wenn gleich das blühende Roth von ihren Wangen gewichen ist, hat sie doch außerdem keinen einzigen ihrer Reize verloren. Ihre zarte Gestalt ist so anmuthig, wie nur immer die Jugend selbst, und ihre Augen haben einen Ausdruck von Sanftmuth und Verstand, dessen ich mich lange mit Wonne erinnern werde. Im Benehmen scheint sie genau das zu vereinigen, was bei französischen und englischen Damen am meisten bezaubert, und wenn man sie als ein Muster der österreichischen Damen nimmt, muß man in der That anerkennen, daß sie geschaffen sind

„Aus jedes Volkes bester Eigenschaft."

Sie spricht französisch und englisch mit derselben Leich-

tigkeit als ihre Muttersprache, und ich habe über kein Werk in einer dieser drei Sprachen in ihrer Gegenwart reden hören, ohne zu bemerken, daß sie dasselbe genau kenne und kritisch zu beurtheilen wisse. Dennoch hat mir ein Freund, der für mich hier ein ganzes Chor aufwiegt und sich jede Mühe giebt, mir Alles, was ich sehe und höre, klar begreiflich zu machen, die Versicherung gegeben, daß diese elegante und hochgebildete Frau trotz ihres Titels und Reichthumes nicht zu den „Exclusiven," wie man wohl vermuthen möchte, sondern zu den „Excludirten" gehört. Dies ist der Fall, obschon sie als Zugabe zu allen ihren Ansprüchen auf die höhere Gesellschaft, die ich bereits erwähnt habe, allgemein wegen ihrer in jeder Beziehung vortrefflichen und liebenswürdigen Eigenschaften verehrt und gepriesen wird.

Ist das nicht eine Mysterium? Für mich, muß ich gestehen, um so vollständiger, daß ich zu dessen Erklärung die Fülle meiner eigenen Erfahrung abwarten muß, denn nichts, was ich bis jetzt gehört habe, setzt mich auch nur entfernt in den Stand, es zu begreifen. Wenn mir hierin Licht wird, werde ich es auch Dir mittheilen; aber alle meine bisherigen Begriffe von Patriciern und Plebejern sind hier durch die Thatsache, daß die Dame, von der die Rede ist, auf ihrem Wagen eben so gut ein Wappen mit einer Krone führt wie ein Reichsfürst, schlechterdings in Verwirrung gebracht.

Während wir einer Erweiterung unserer Kenntnisse in solchen Dingen entgegen sehen, gewährt es uns hohes Vergnügen, uns in der Vorhalle des Tempels der Vornehmheit zu ergehen, bis die Zeit kommt, wo seine Thore ge-

öffnet werden, wobei wir inbrünstig hoffen, daß uns Pilgern der Einlaß nicht verweigert werde. Bis jetzt aber befinden wir uns in der Lage von Personen, welche weither gekommen sind, um irgend eine große Vorstellung zu sehen, aber vor dem noch unaufgezogenen Vorhange sitzen.

Einunddreißigster Brief.

Abschied des Sommers. — Schnee. — Das Holzsägen. — Die Oper. — Getäuschte Erwartung. — Mademoiselle Löwe. — Strauß und Lanner. — Johann Cramer. — Monodie auf die Malibran. — Judensynagoge. — Madame Rettich als Desdemona. — Othello.

Wien, den 30. Oktober.

Eine plötzliche Veränderung ist über die Oberfläche dieser wandelbaren Welt seit meinem letzten Schreiben gekommen. Indem ich aus meinem Fenster sehe und jeden Gegenstand in Schnee eingehüllt erblicke, ist mir der heiße Ausflug nach Liechtenstein und Baden wie ein Traum und doch sind es nicht viel mehr als zwölf Tage her. Unser schöner Sommer ist dahin! Er hat indessen lange genug gedauert und uns vortreffliche Dienste erwiesen: wir müssen daher von ihm mit Dankbarkeit, nicht im Aerger Abschied nehmen und unsere Gedanken und Hoffnungen einem Wiener Winter und dem, was er uns an Neuem und an Unterhaltung bringen kann, zuwenden.

Obschon aber der Erdboden mit Schnee bedeckt ist, obschon wir vor Kälte zittern und beben, wenn wir unsere Oefen für einen Augenblick verlassen, versichert man uns doch fortwährend, daß der Winter, oder vielmehr die Win-

tersaison in Wien noch nicht begonnen habe. In der That sahen wir nur wenige Equipagen, aber in den Läden der Modehändler erscheint der Winterputz, reiche Pelzwerke deuten auf große Kälte und auf das beste Mittel, sich gegen sie zu schützen, und Fenster, wenn nicht so groß, doch eben so wohl gefüllt wie die in Regent Street ziehen das Auge durch die Mannigfaltigkeit aller Arten und Farbenabstufung von Seide, Sammt, Merino und gewürfeltem Zeug an. Eine andere Vorbereitungsmusik gewährt das allgemeine Sägegeknarre, das den ganzen Tag hindurch und auch einen Theil der Nacht vor jedem Hausthor in der Stadt verführt wird.

„Vor jedem Hausthore" ist zwar ein sehr buchstäblicher und richtiger Ausdruck, meint aber, wie ich Dir bereits bemerklich gemacht habe, nicht ganz dasselbe wie in London. Ein Wohnhaus, und ich kann mich dabei auf den Trattnerhof und das Bürgerspital berufen, meint hier nicht ein für eine einzige Familie eingerichtetes Gebäude, sondern eine Anzahl von Wohnungen in einem und demselben Hause. Nicht nur die obgenannten, sondern fast alle Häuser mit Ausnahme der Palläste des Adels sind groß genug, um wenigstens einem halben Dutzend wohlhabender Familien Unterkunft zu gewähren.

Obschon diese Einrichtung Wien mehr Paris als London ähnlich macht, ist sie doch weit entfernt, ganz dasselbe Ding zu sein. Die portes-cochères *), die ich hier gesehen habe, lassen sich in keinem einzigen Falle mit der Eleganz vieler und der Niedlichkeit der meisten in Paris vergleichen, wo sie mit Oleandern und Statuen prangen, und

*) Thorwege.

wo die Höfe mit Tausendschön geschmückt sind oder von Reseda duften. Auch sind die Treppen nicht so gut, die Gemächer aber dürften, wie ich aus der Breite und Höhe der Fenster entnehme (denn bis jetzt bin ich nur in sehr wenige Wohnungen gekommen), größer und höher sein.

Die Palläste des hohen Adels sind äußerst prächtig und offenbar geräumiger als die meisten Herrenhäuser ähnlicher Art in London oder Paris. Auch ihre Eingänge sehen, obgleich sie nicht sehr decorirt sind, herrlich aus; was aber die Zugänge zu den Wohnungen betrifft, die man mit seinen Nachbaren theilen muß, sind sie weit entfernt glänzend zu sein. Ich gestehe, daß mir unsere reinlichen, mit Teppichen belegten Treppen und Gänge besser gefallen, als alle „Eingänge," die mir hier noch zu Gesichte gekommen sind, und die Art heiliger Fürsorge, die wir beobachten, auf daß nichts Lästiges unseren Wohnhäusern nahe komme, halten uns sehr angenehm von der Berührung mit einer Menge kleiner Uebel ferne.

So zum Beispiele dieses Holzsägen und Spalten! Wir würden uns im äußersten Grade unbehaglich fühlen, wenn dieses oder jedes andere auf unsere Winterheizung bezügliche Geschäft, unserer Hausthüre so nahe und uns so unbequem unter die Füße käme, wie hier. Es giebt wirklich einige wenige kleine Punkte, in welchen sich der wohlthätige, der Vorsehung ähnliche Absolutismus von Oesterreich nicht zeigt, wie man dies wohl wünschen möchte, und dazu gehört dieses Holzsägen. In dieser Jahreszeit ist jede Straße in eine Sägemühle verwandelt, und auch zu Wagen muß man im Zickzack fahren, um weder selbst durch die Holzblöcke umgeworfen zu werden, noch die Männer und Weiber umzuwerfen, welche ihre kreischende Arbeit

auf jeder Seite verrichten. Ich kann keinen sehr triftigen Grund einsehen, warum diese lärmende und lästige Arbeit nicht auf den Holzplätzen verrichtet wird, welche bequem und nahe genug, wenn gleich außer der (eigentlichen) Stadt liegen.

Mit unseren Spaziergängen auf den schönen Wällen ist es für jetzt vorbei, ja ich habe nicht einmal den Muth, auf unseren vormittägigen Forschungen nach Merkwürdigkeiten der Kunst oder Natur zu beharren. Die Veränderung ist so plötzlich und heftig, daß sich auch unsere ganze Lebensweise verändert hat, gleich als wären wir in ein anderes Land versetzt worden. Statt daher lange, vom Sonnenschein erheiterte Morgenausflüge zu verabreden, haben wir Abendunterhaltung durch Musik, wo sie zu finden war, und durch wiederholte Besuche im Burgtheater gesucht.

Das Einzige, was meine Erwartungen bis jetzt in Wien noch getäuscht hat, ist die Oper. Nichtsdestoweniger ist das Orchester bewundernswürdig und die Chöre besitzen die ganze, gewöhnliche Vollkommenheit deutscher Correctheit, aber es giebt hier keine einzige Stimme, welche auch nur in irgend einem Grade fähig wäre, eine Oper in einem solchen Style zu tragen, wie man es von Wien zu erwarten ein Recht zu haben scheint.

In dieser Beziehung sind, obschon man uns und zwar mit Recht in Masse für kein musikalisches Volk hält, unsere Ohren kritisch und ist unser Urtheil strenge, weil wir gewohnt sind, daß uns durch die hohen Gagen, welche die Directoren unseres italienischen Theaters bezahlen, die ersten und höchsten Talente gesichert bleiben. Hier kann oder will man solche Preise nicht geben und die Folge davon ist, daß der Gesang dieser wonnevollsten aller Unterhaltungen,

mit Ausnahme der Chöre, durchaus unter der Mittelmäßigkeit steht.

Ich muß bekennen, daß mich das sehr verdroß. Ich hatte von einer Oper in Wien einen sehr erhabenen Begriff; Mozarts, Haydns, Webers Bilder erregten in mir Vorstellungen einer eben so nationellen und vollkommenen Aufführung, als nur ihre Compositionen selbst es waren. In der Wirklichkeit ist es aber ganz anders. Man sagt uns freilich, daß diese merkwürdige Dürftigkeit an Sängern nicht bloß durch die überwältigende Nebenbuhlerschaft von London und Paris, sondern durch die allgemeine Theurung dieses Artikels veranlaßt werde. Die Hiesigen sprechen von der verstorbenen Malibran, als von einem Stern, den sie gehofft hätten, in ihre Sphäre zu ziehen; da aber die Welt einen solchen jetzt nicht besitzt, es müßte denn im Keime sein, so ist man ziemlich allgemein entschlossen, sich für jenen Mangel mit der Meinung von dessen Unvermeidlichkeit zu trösten. Ich kann aber nicht umhin, mich zu erinnern, daß es Kehlen giebt wie die einer Pasta und Grisi, eines Lablache, Rubini und Tamburini, und eben so wenig kann ich die Wirkung vergessen, welche diese in einem Privatconcerte hervorbrachten, wo ich sie, die erste und den letzten ausgenommen, am Abend, bevor ich London verließ, noch gehört habe. Während die Erinnerung derer in mir noch so frisch ist, wird man mir verzeihen, wenn ich, ohne irgend jemandem in der Welt zu nahe zu treten, sehnsüchtig wünsche, diese Sterne möchten jetzt alle zu den vielfachen Freuden dieser eleganten Hauptstadt gehören.

Wenn aber auch nicht die Kehle, haben wir hier doch die Füße einer Grisi, und niedlichere und geschicktere Füße würde es schwer halten zu finden. In der Erscheinung

und dem ganzen Wesen dieser bezaubernden Tänzerin liegt eine ideelle Zartheit, welche schlechterdings einzig ist. Perrot tanzt wie gewöhnlich mit ihr, und man kann nichts Vollkommneres sehen als die Leistung Beider. Der Schritt, womit Perrot über den Boden schwebt und ihn von Zeit zu Zeit gerade nur berührt, wie ein Schmetterling einen Augenblick auf einer Blume ruht, ist wahrhaft schön.

Die mehr als gewöhnliche Kürze der Gewänder des weiblichen Theiles des Balletcorps schien uns anstößig. Diese Kürze rührt jedoch keineswegs aus armseliger Sparsamkeit mit Gaze her, denn was an Länge fehlt, ist an Breite im Ueberfluß vorhanden. Jede Tänzerin gleicht in ihrer allgemeinen „tournure“ der schönen Blüthe der Fuchsia, wenn sie völlig ausgespannt ist, nur daß jene statt vielen Staubfäden bloß zwei hat.

Das Opernhaus ist nicht eben glänzend, aber in Wien ist der Bau eines Theaters, wie ich schon zuvor erwähnt habe, Sache der Nation und es ist einer der unwandelbaren Grundsätze dieser unwandelbaren Regierung, alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden. Das Haus war sehr voll und würde es auch, wie man mir sagt gewesen sein, wenn es viel größer wäre. Jede Loge ist in dieser Jahreszeit genommen, ja die Zahl der Logen reicht für die Nachfragen nicht hin. Die Vorstellung beginnt um sieben Uhr und endet in der Regel schon vor zehn, so daß man auch für das längste Diner vor und für alle Abendgesellschaften nach ihr Zeit genug hat. Dies ist eine vortreffliche Einrichtung, und trägt zur Beliebtheit dieser Unterhaltung sehr bei. Im Burgtheater sind die Stunden dieselben und haben auch hier die Folgen, daß das Haus so viele Zuschauer herbeizieht, als es nur fassen kann. Nur in Eng-

land glaube ich hat man zwei bis drei der herrlichsten Theater in der Welt gebaut und dann die Stunden der Vorstellung und die der Diners so eingerichtet, daß wer immer es wagt die Direction eines dieser Theater zu übernehmen, sicher darauf rechnen kann, nach ein paar Jahren ruinirt zu sein.

Gewiß liegt eine der Ursachen des beständigen Glückes, welches sowohl die beiden Haupttheater in Wien, als die kleineren in den Vorstädten machen, darin, daß sie ihre Darstellungen niemals auf eine ungebührliche Länge hinausziehen. Niemals folgt hier auf ein Trauerspiel eine Posse, oder auf ein Lustspiel ein Melodrama. Der Geschmack des hiesigen Publikums würde eine solche barbarische Mischung nicht vertragen, denn es bringt zu einer Darstellung zu viel ächtes Gefühl mit, als daß es dulden könnte, daß dasselbe im Augenblicke darnach wieder zerstört werde.

Der Kaiser und die Kaiserin waren in Begleitung des Prinzen und der Prinzessin von Salerno und der schönen, jungen Erzherzogin Therese in ihren Logen, als wir die Oper zum ersten Male besuchten. Wir konnten von unsern Plätzen die kaiserliche Loge recht gut sehen. Der Kaiser ist fast von kleinem Wuchse und scheint keiner sehr festen Gesundheit zu genießen; die Kaiserin ist eine herrliche und graziöse Gestalt und in ihrem Wesen liegt einfache und ruhige Würde. Die Erzherzogin Clementine (vermählte Prinzessin von Salerno) ist blaß aber anmuthig und gleicht ihrer Schwester Marie Louise auffallend. Es gab gewiß niemals ein Haus, in dem die Familienähnlichkeit so durchaus bemerkenswerth wäre, wie in dem Hause Habsburg-Oesterreich. Die Bildnisse aus einer fernen Zeit haben

genau dieselbe Eigenthümlichkeit der Physiognomie, und besonders ist die Bildung des Mundes so gleich in Allen, daß man auf diesen kaiserlichen Stamm von Geschlecht zu Geschlecht die Phrase Shakspeares anwenden kann: „Sie verkünden ihre Väter selbst.“

Die erste Oper, welche wir hörten, war die Semiramis, die zweite die Norma. Der Gesang in jener war so schlecht, daß man in der That Pein statt Vergnügen empfand, und von dieser sollte ich vielleicht der strengen Wahrheit gemäß dasselbe sagen, wenn nicht das ausgezeichnete Spiel der Mademoiselle Löwe als Norma mich fast bestochen hätte, die mangelhafte Eigenschaft ihrer Stimme zu vergessen. Sie ist überdies sehr schön und gießt so viel Feuer und Leidenschaft in ihre Darstellung, daß es durchaus unmöglich ist, sie nicht zu bewundern, obgleich man fühlt, daß, wenn die Natur ja beabsichtigt hätte, sie zur Primadonna nicht bloß, was das Spiel betrifft, zu machen, sie bei weitem größere Geschicklichkeit im Beherrschen ihrer durchdringenden Stimme erwerben müßte, als sie jetzt besitzt.

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß Liebe und Geschmack für Musik eine echte und angeborene Eigenschaft des österreichischen Volkscharakters ist, obgleich die Duldsamkeit, womit sie Abend für Abend sitzen und ein solches Gesinge anhören, fast auf das Gegentheil zu schließen berechtigt. Es scheint mir überdies, daß jetzt das Wienervolk unter einem jener Anfälle von Modelaune leidet, dem alle Gesellschaften zuweilen unterworfen sind: aber wenn die natürliche Beschaffenheit ihres Geschmacks und Urtheils gesund und richtig ist, gehen solche Anfälle

wie alle übrigen vorüber und lassen nur wenige Spuren von Schwäche zurück.

Wien leidet jetzt jedenfalls schwer an einem Walzeranfalle, und während Händel, Mozart, Haydn und dergleichen von „feinen Ohren" verbannt sind, herrschen Strauß und Lanner unumschränkt. Dennoch giebt es keinen Einzigen, welcher, sobald dieser Gegenstand auf das Tapet kömmt, sich nicht in Lobeserhebungen jener unsterblichen Meister ergösse. Strauß und Lanner aber schreiben und geigen fort, und alle Welt horcht ihnen zu und zollt ihnen Beifall.

Ein gutgespielter Walzer hat gewiß hohen Reiz und ich habe bis auf diesen Augenblick stets geglaubt, ich hätte eine zu große Vorliebe für diese Art Musik. Ich gestehe aber, daß ich jetzt ihrer müde bin, und es lieber sähe, wenn ich Wien zu einer Zeit besucht hätte, wo in jedem Garten, jedem Theater und jedem Salon die reichen Klänge Mozarts ertönten.

„Ça reviendra," sagte ein Herr, dem ich meine Klage über diesen Gegenstand mittheilte, und ich will glauben und hoffen, daß er recht habe.

Einem Stück neuer Musik habe ich jedoch mit großem Vergnügen zugehört. Das ist die Trauermonodie, welche Johann Cramer zum Andenken der armen Malibran geschrieben hat. Sie ist voll Gefühl und als ich diesem alten Pianisten zuhörte, wie er für mich seine einfache und classische kleine Composition spielte, und die Zartheit und Vollendung seines Spiels bewunderte, welche von keinem einzigen Takte unterbrochen war, wo die Schöpfungen des Geistes der Harmonie dem unechten Ruhme der Fingerfertigkeit weichen müssen, fühlte ich im tiefsten Grunde

des Herzens, daß ich „rococo" unverbesserlich „rococo" wäre und so leben und sterben würde.

Es giebt noch eine andere Art von Musik, die ich in Wien gehört habe, von der ich aber kaum weiß, wie ich von ihr reden soll. Würde ich versuchen, Dir alle die Gefühle zu schildern, welche sie in mir erregt hat, so würdest Du vielleicht glauben, sie habe mich um meinen Verstand gebracht. Es liegt aber in der That in dem Gesange der Kinder Israels, wie man denselben in der Synagoge dieser Stadt hört, eine so seltsame und fremdartige Harmonie, daß es schwer ist, der herrlichen Ausführung volle Gerechtigkeit zu zollen, ohne in die Sprache des Enthusiasmus zu verfallen. Eine Stimme, der jene Brahams in seinen besten Tagen nicht überlegen war, singt die Solopartien in diesen außerordentlichen Gesängen, während ein Dutzend andere Stimmen, darunter die einiger Knaben, den glorreichen Chor füllen. Der Umfang der Stimmen übertrifft Alles, was ich je gehört habe, und bringt, da keine Instrumente zur Begleitung gespielt werden, eine eben so eigenthümliche als erhabene Wirkung hervor.

Einige Stellen in diesen majestätischen Hymnen sind so voll Pathos, daß beim Hören die ganze Geschichte der Nation auf Einen einstürmt. Die Augen füllen sich mit Thränen über die Leiden des Volkes Gottes, wenn man die Worte: „Israel! Israel! Israel!" in jenem klagenden Trauergeschrei hört, welches die Sänger mit so großer Wirkung hervorzubringen verstehen. Aber im nächsten Augenblicke zerstört die Erinnerung an den halsstarrigen Ungehorsam der Juden alles Mitgefühl und man empfin-

Bayerische Staatsbibliothek München

det fast Scham, daß man den Worten Davids von Lippen zuhört, welche seine prophetischen Psalmen in Klängen, die gerade vom Himmel zu kommen scheinen, singen und doch deren glorreiche, vor ihren Augen vorgegangene Erfüllung läugnen:

„Hélas! Ce peuple ingrat a méprisé sa loi,
La nation chérie a violé sa foi.“

Das Gebäude, worin dieses Volk seine religiösen Versammlungen hält, ist im neueren Styl und ohne Ansprüche auf Eleganz gebaut. Die Art, wie der Gottesdienst verrichtet wird, ist dem in der Synagoge zu Frankfurt völlig unähnlich, und die hiesige Gemeinde nennt sich „reformirte Juden.“ Ich wünschte sowohl um ihretwillen, als zur Beruhigung meines eigenen Gewissens, daß die Reform auf etwas Wesentlicheres ginge, als auf das Wiegen des Kopfes, das Erheben auf den Zehen, und andere lächerliche Beweise jüdischer Andacht, welche die Gemeinde zu Wien gänzlich verbannt hat.

Vor einigen Abenden waren wir zum zweiten Male im Burgtheater, welches für Wien ist, was das Théatre français für Paris. Diesmal lieh uns ein theilnehmender Freund seine Loge, um Madame Rettich in der Rolle der Desdemona zu sehen.

Ich nehme fast Anstand, Dir mein Urtheil über die Darstellung mitzutheilen, denn Du möchtest mich sonst für so „coiffée“ mit den Vorzügen dieser hochbegabten Oesterreicherin halten, daß ich dadurch ungerecht gegen meine Landsmänninnen von demselben Berufe werde.

Dennoch muß ich bekennen, daß ich diesen so wahrhaft weiblichen Charakter noch nie mit solcher Geschicklichkeit habe darstellen sehen. Es giebt wohl Niemanden, der die Tragödie Othello versteht und nicht die sanfte, liebevolle und so von aller Zudringlichkeit ferne Zärtlichkeit der Desdemona bewundert; dennoch wird bei uns die Darstellung dieser Rolle als keine Probe eines Talentes ersten Ranges betrachtet. Madame Rettich hat sie indessen im höchsten Grade dazu erhoben und ich habe niemals, selbst nicht in der Constanze der Mistreß Siddons oder in der Phädra der Mademoiselle Duchesnois ein wahrhafteres und wärmeres Bild des weiblichen Herzens gesehen, als in der Darstellung der Desdemona von dieser bezaubernden Schauspielerin.

Als ich diese Rolle unmittelbar nach der Darstellung las, habe ich mehr als jemals gefühlt, wie schön die Dichtung und wie vollendet zart die Entwickelung dieses Charakters ist. Alle Commentare der Welt zusammengenommen, können die Zeichnung des Verfassers nicht so hervorheben, wie dies die Darstellung einer Künstlerin, wie Madame Rettich thut. Die Art, womit ihr liebendes Auge der allmäligen und fast unglaublichen Umwandelung der Gemüthsart Othellos folgt, ist unbeschreiblich rührend. Als er zuletzt in offene Gewaltthätigkeit ausbricht, bringt der Ausdruck, mehr von Staunen und Mitleid als von Entrüstung, welcher sich ihrer sprechenden Züge ja selbst der Bewegung ihres Armes bemächtigt, Shakspeare's Ideal einer sanften Gattin mit so schöner Wahrheit und Natur vor Augen, daß man, wenn man sie sieht, innigst fühlt, wie genau der „große Meister" wußte,

aus welchem sanften Stoffe das Herz eines liebenden Weibes besteht.

Die Desdemona fordert fast mehr als jede andere Rolle, eine so zarte Harmonie der Darstellung, um sie vollkommen zu fühlen und zu verstehen. Ich habe mehr als einmal ihre Abläugnung des Verbrechens Othellos mit ihrer letzten Seufzer als unnatürlich tadeln hören. Bei andern Desdemonen mag dies der Fall sein, aber nicht bei jener der Madame Rettich, denn es ist nicht mehr, als man von der zärtlichen Abgötterei ihrer Liebe für ihn erwartet.

Die Stimme dieser vollendeten Schauspielerin hat einen fast so lieblichen und reichen Klang, wie jene der Mars. Diese Gabe ist, obschon die ganze Welt ihren Werth anerkennt, doch vielleicht von weit wesentlicherer Wichtigkeit, als man gewöhnlich glaubt. Eine schöne, graciöse und von Leidenschaft begeisterte Schauspielerin kann auch ohne diesen Vorzug großen Beifall erringen: aber das freudige Beben, welches der erste Klang eines solchen Organes hervorbringt, die Wonne, womit man jeder Beugung seines Tones zuhört, und die Gier, womit man, wenn es schweigt, auf dasselbe wieder harrt, scheint mir mehr zu thun, um seinen Besitzer zum Lieblinge des Publikums zu machen, als jeder andere Reiz.

Die Gesichtszüge und die Persönlichkeit der Madame Rettich passen zu ihrem Berufe auf eine bewunderungswürdige Weise. „Ihre Gestalt gehört der ersten Ordnung der Schönheit an," wie Sterne von Maria sagt, und obschon ihre Züge nicht regelmäßig schön sind, vermag sie

ihnen doch mit ergreifender Wirkung jeden Ausdruck, den sie will, zu geben. Sie hat herrliche Augen, schöne Zähne und ein äußerst liebliches Lächeln, so daß sie in meinem Andenken stets als eine der hochbegabtesten Schauspielerinnen, die ich je gesehen habe, bewahrt werden wird.

Herr Anschütz gab den Othello und spielte gut. Aber die Erinnerung an jenen ungleichsten aller Schauspieler, den eigensinnigen und unzuverlässigen Kean, spricht gegen ihn. Dieser bemächtigte sich der Rolle und identificirte seine eigenen Gefühle so sehr mit dem feurigen Geiste des unglücklichen Mohren, daß Niemand staunen konnte, wie die Phantasie einer Jungfrau trotz seiner asiatischen Farbe hingerissen wurde. Kein anderer Schauspieler, den ich gesehen habe, hat die Macht besessen, durch die Gewalt der Leidenschaft die widerwärtige Häßlichkeit der schwarzen Gesichtszüge zu überwältigen.

Ich glaube übrigens durchaus nicht, daß Shakspeare die Absicht hatte, die Leichtgläubigkeit seiner Zuhörer auf die Probe zu stellen; er wollte sie niemals überreden, daß die zartfühlende Desdemona sich in einem Schwarzen verliebt habe. Schon das Wort „swarthy*)“ beweist dies, denn wer würde sich je beikommen lassen, dieses Beiwort auf einen Neger anzuwenden? Eben so gut könnte die Cleopatra von einer mit Lampenruß und Oel bemalten Person gegeben werden, als der Lieblingsfeldherr der venetianischen Republik. Ich konnte mir keine bessere Gelegenheit zum günstigen Debut eines hoffnungsvollen

*) schwärzlich, schwarzbraun.

jungen Schauspielers denken, als daß man ihm gestattet, die Rolle des Othello mit langen Locken statt mit wolligem Haar, und einer schönen Olivenfärbung des Gesichtes, statt des schmutzigen Schwarz zu geben. Die Götter im Paradies würden vielleicht anfangs etwas zischen und schreien, aber gesunder Verstand und gesundes Gefühl würden sie bald vermögen, die Veränderung zu billigen, und so würde eine der schönsten dramatischen Schöpfungen der Welt von dem schwarzen Flecke befreit werden, der sie jetzt verunstaltet.

Zweiunddreißigster Brief.

Allerheiligentag. — Die Musik steht der zu Insbruck nach. Der Erzbischof. — Armerseelentag. — Die kaiserliche Gruft. — Trauer um den verstorbenen Kaiser. — Oesterreichische Loyalität.

Wien, den 2. November.

Gestern hörten wir das Hochamt in der Kathedrale zu St. Stephan, und da gerade das Allerheiligenfest war, so hatte sich eine ungewöhnliche Menschenmenge in der Kirche eingefunden, und auch der Gottesdienst und die Ceremonien waren ungewöhnlich lang und glänzend.

Die Stimmen der Juden zu Wien ließen jene der Christen im Vergleiche schwach erscheinen, dafür wurden aber die erhabensten Theile der Feielichkeiten des Tages durch Trompetentusche verkündet. Das Chor war jedoch nicht vermehrt, und die Musik schien unsrem Urtheil jener sehr nachzustehen, die wir zu Insbruck an Maria Himmelfahrttage gehört hatten.

Die Feier war außerordentlich prachtvoll und in der That eine Entfaltung des katholischen Kirchenglanzes höchster Ordnung, die Ceremonien zu Rom freilich stets ausgenommen.

Insbesondere machte der Gang und das Aeußere des

ehrwürdigen Erzbischofs beim Zuge in die Kirche und aus derselben, großen Eindruck auf uns. Es läßt sich nichts Würdevolleres und Edleres denken, und als er im Vorübergehen den sich neigenden Schaaren den Segen spendete, würde ich, wenn ich nicht schon vorher unterrichtet gewesen wäre, geglaubt haben, er stehe durch Geburt eben so hoch als durch sein Amt. Dies verhält sich jedoch anders. Der ehrwürdige Prälat*) ist der Sohn eines Handwerkers, und sein Bruder übt, wie man mir sagt, noch jetzt das Buchbindergewerbe zu Wien aus. Seine Einkünfte sind groß**), aber er lebt sehr einfach, und empfängt wenig Gesellschaft in seinem Pallaste. Sein Vorgänger***) unterschied sich hierin von ihm in manchen Beziehungen, da er von hoher Abkunft war, und eins der Gebote des heiligen Paulus buchstäblicher erfüllte, denn er liebte Gastfreiheit, und gab große und glänzende Gesellschaften im erzbischöflichen Pallaste.

Diesen Morgen haben wir eine Kirchenfeier anderer Art gesehen. Es ist heute nach dem katholischen Kalender „La fête des Morts," oder wie die Deutschen sagen, der „Armenseelentag." Die Kirchen sind alle schwarz behangen, man hörte keine Musik, aber feierliche Todtenmessen

---

*) Sein Familienname ist Milde. Man besitzt von ihm ein sehr geschätztes Werk über die Pädagogik. Anm. des Uebers.

**) Sie sind es weder im Vergleich zu den Einkünften der Bischöfe der englischen Kirche, noch im Vergleich zu jenen vieler anderer, älterer Bisthümer in der österreichischen Monarchie.

Anm. des Uebers.

***) Ein Graf Firmian, Nachfolger des neunzigjährigen Grafen Hohenwarth, des Erziehers des Kaisers Franz.

Anm. des Uebers.

werden vor jedem Altar in der ganzen Stadt gelesen. Vergeblich verbreiten unzählige Wachskerzen von allen Größen, Farben und Gestalten ihr feierliches Licht in hundert Heiligthümern. Die schwarzen Behänge sind für sie zu gewaltig, und das feierlich düstere Aussehen ist allgemein. Jeder Laden ist geschlossen, und die ganze Bevölkerung scheint ihre Herzen der Trauer geweiht zu haben. Die Kirchen sind in allen Theilen der Stadt den ganzen Tag hindurch gedrängt voll, dennoch ziehen noch Schaaren nach den Kirchhöfen außer der Stadt, um die Gräber von Freunden und Verwandten zu besuchen.

Der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses ist aber die kaiserliche Gruft im Capuzinerkloster. Diese Gruft steht an diesem Tage dem Publikum offen*), und wir haben eine geraume Zeit in ihren dunklen Gewölben zugebracht, theils um die letzte Ruhestätte der k.iserlichen Todten zu sehen, theils um den Gebrauch zu beobachten, den das Volk von diesem alljährlich wiederkehrenden Privilegium macht.

Dreiundsiebzig Särge von Erz stehen in feierlichen Reihen längs der Wände. Einige sind äußerst einfach, andere außerordentlich prächtig. Das Grab des römisch-deutschen Kaisers Franz des Ersten und seiner Gemahlin Maria Theresia (denn ein Sarcophag deckt beide) wurde von dieser großen Frau, deren Gebeine darin ruhen, noch bei ihren Lebzeiten errichtet und ist das herrlichste. Aber die Schaaren der Andächtigen, die an diesem Tage kamen,

*) Man kann sie jedoch, wenn man sich an einen der ehrwürdigen Väter Kapuziner wendet, auch außerdem zu jeder Stunde des Tages sehen. Anm. des Uebers.

um den Sarg zu betrachten, der ihren Abgott, den Kaiser Franz von Oesterreich einschließt, war zu zahlreich, um eine genaue Besichtigung zu gestatten.

Wenn ich Dir eben so einfach als vollständig schildern wollte, welche Rührung die Menschenmenge an den Tag legte, die stets zog und stets sich erneuerte, wenn es ihr endlich gelungen war, sich durch die kaiserliche Gruft zu dem Gitter zu winden, wo sie den Sarg des Kaisers Franz erblicken konnte, so würdest Du kaum an die Wahrhaftigkeit meiner Erzählung glauben. Du würdest sie zwar nicht für ersonnen, aber doch für übertrieben halten, und da ich andrerseits hinter der Wahrheit bloß aus Mangel an Vermögen einer so eigenthümlichen und rührenden Scene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zurückbleiben würde, so wird wohl das Beste sein, Dir keine Beschreibung derselben zu geben.

Und doch war von allen Schauspielen, die ich je gesehen habe, dieses gewiß das ergreifendste! Alt und Jung, Reich und Arm drängten sich ans Grab ihres gemeinsamen Vaters; weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurde in dieser beispiellosen „melée“ berücksichtigt, und ich bin vollkommen überzeugt, daß von der ganzen Menschenmenge, die in dieser düsteren Gruft zusammengeströmt war, wir allein das Licht der Fackeln, welche ihr Dunkel erhellten, als bloße Zuschauer benützten. Wir sahen Thränen über manche männliche Wange aus Augen rollen, die an das Weinen wenig gewohnt zu sein schienen; wir hörten Seufzer, die aus Herzen voll Schmerz und Liebe kamen, hörten sie an dem Grabe eines vor fast zwei Jahren Verstorbenen, und dieser Eine war ein — Kaiser! Zwischen ihm und dem Volke, das jetzt noch um ihn weinte, muß

daher ein viel engeres Band bestanden haben, als wir in unserem Lande der Freiheit leicht einsehen können. Hältst Du dies Alles nicht für mehr, als für einfache Wahrheit? Weit entfernt aber, daß ich die Scene mit zu starken Farben geschildert habe, bin ich vielmehr überzeugt, daß das, was ich sagte, durchaus keinen angemessenen Begriff von ihrem feierlichen Interesse, ihrem tiefen Pathos und ihrer seltenen Erhabenheit zu geben vermag.

Wir brachten den heutigen Abend in einer Gesellschaft zu, wo ich gegen mehrere Personen erwähnte, wie sehr mich die tiefe Rührung, deren Zeuge ich in der kaiserlichen Gruft gewesen, überrascht habe. Die Antwort Aller war gleich. „Hätten Sie den Kaiser gekannt, so würde es Sie nicht in Erstaunen gesetzt haben.“ — „Kann es Sie überraschen,“ sagte eine Dame, „wenn Kinder um ihren Vater weinen? Unser Kaiser war für uns mehr als Vater.“

Dies Alles ist mir so neu und so fremdartig, daß es mir vorkömmt, als wäre ich auf einen andern Planeten versetzt. Das einzige Gefühl, mit dem ich bisher bekannt geworden bin (und zwar nur durch Ueberlieferung), und das demjenigen, welches ich das Volk dieses Landes für seinen Souverän ausdrücken höre, nahe kömmt, ist die Liebe und Hingebung der tapferen schottischen Clane der alten Zeit für ihre Häuptlinge. Ich habe oft beklagt, daß die Veränderungen, welche die Zeit in dem alten Bau unserer gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgebracht hat, ein zugleich so hochherziges, so nützliches und meiner Meinung nach so natürliches Gefühl vernichtet haben. Hier finde ich es aber wieder und zwar in einem viel edleren Maßstabe, und die Anzeichen desselben sind so echt, und sein Einfluß wirkt so offenbar auf Veredlung der Natur des gesellschaft-

lichen Vertrages, der die Menschen zu ihrem gegenseitigen Vortheile und zu ihrer Sicherheit miteinander verbindet, daß — — — — doch ich will abbrechen. Wenn ich fortführe, würde ich Gefahr laufen, Hochverrath zu sprechen, selbst gegen die schöne Verfassung unsers glorreichen Englands, wie sie beschaffen war, bevor sie jene Stöße und Wunden erhielt, die sie jetzt so fürchterlich entstellen. Alles, was uns seitdem widerfahren ist, hat aber die Züge dieses einst so verehrten, nun vermodernden Idols aller englischen Herzen so verdunkelt und verfinstert, daß man nicht staunen darf, wenn wir beim Anblicke des Guten, das es anderswo giebt, die Zeit vergessen, in der wir etwas noch Besseres besaßen.

Daß die Gesetze jedes Landes und die auf ihre Verletzung gesetzten Strafen die große Grundlage, auf der alle Staaten ruhen, sein müsse, ist ein so allgemein anerkannter Grundsatz, daß es nicht nothwendig ist, darauf einen Eid abzulegen. Aber eine feste Grundlage ist noch nicht Alles, dessen ein schönes Gebäude bedarf, und außer den wohlentworfenen und wohlbewahrten Gesetzen Oesterreichs besitzen dessen Bürger noch etwas, das gar herrlich dem geliebten Schutze eines väterlichen Hauses gleicht, in welchem sie mit einem aus Liebe und Sicherheit zusammengesetzten Gefühle wohnen.

In der Gesellschaft, aus welcher wir eben zurückgekehrt sind, hörte ich eine Dame, die im vergangenen Jahre mehrere Monate in Paris zugebracht hatte, in drolliger Laune die Wirkung beschreiben, welche die täglichen Berichte ihres Kammermädchens über den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten auf ihre Nerven äußerten.

„Ich bin in meinem ganzen Leben," sagte sie, „so ge-

wohnt gewesen, mit der tröstlichen Zuversicht zu Bette zu gehen, daß ich am andern Morgen aufstehen und alle Dinge ganz ruhig an ihrem gehörigen Orte finden würde, wie ich sie verlassen hatte, daß die tägliche Versicherung, man erwarte einen Straßenaufruhr und es werde wahrscheinlich eine Contrerevolution stattfinden, mich fast stets in einem fieberhaften Zustande erhielt."

„Aber Sie entkamen doch zuletzt," bemerkte ich, „quitte pour la peur."

„Ich möchte das kaum einräumen," entgegnete sie, „denn man ließ mir nicht einmal die Wahl meines épicier. Diese häusliche Angelegenheit wurde meiner Leitung entzogen und ganz nach dem Vorgefühl politischer Unruhen entschieden."

„Votre épicier?" riefen mehrere Stimmen zugleich aus. „Wie konnte die Wahl Ihres épicier von dem politischen Zustande Frankreichs abhängen?"

„Und doch ist es so, ich versichere," sagte die schöne Reisende. „Unser Bedienter, der unser Generalcommissär war, kam eines Morgens zu mir und sagte, daß der Portier des Hauses, in dem wir wohnten, von ihm ziemlich peremtorisch verlangt habe, er solle Alles, was wir von épicerie bedürften, im Laden seines voisin un tel gegenüber kaufen, weil derselbe Nationalgardist ist, es daher wichtig sei, mit ihm in gutem Vernehmen zu stehen, falls neue politische Unruhen stattfinden sollten. Das darf ich doch gewiß," fügte sie hinzu, „politische Einmischung in die Wahl meines épicier nennen."

„Ohne allen Zweifel!" rief ein junger Oesterreicher aus, der kurz zuvor sich in ein beredtes Lob über die glückliche Lage seines Vaterlandes ergossen hatte, „wenigstens

würde," fügte er hinzu, „eine solche Einmischung eine größere Annäherung zu der Tyrannei, unter welcher wir, wie vous autres sagen, leben sollen, als Alles, was uns bisher widerfahren ist."

Das Gespräch kam dann wieder auf den verstorbenen Kaiser, ein Gegenstand, der offenbar das Herz jedes Oesterreichers erwärmt, sein Rang und seine Stellung mögen welche immer sein. Viele sehr liebevolle Züge wurden von ihm erzählt, und bewiesen sämmtlich, welches seltene Band inniger Vereinigung zwischen ihm und seinem Volke bestanden haben muß. Hierauf wurde von der großen Kaiserin, von Maria Theresia, der Königin Elisabeth *) Oesterreichs gesprochen, und man machte uns auf die Menge öffentlicher Bauwerke aufmerksam, welche ihren Namen auf die Nachwelt gebracht haben. Schließlich folgte eine ziemlich lebhafte Erörterung über die politischen Verdienste und Fehler ihres Sohnes Josephs des Zweiten.

Die Einstimmigkeit des Lobes, welches so oft ertönt, als der Name des Kaisers Franz ausgesprochen wird, erstreckt sich nicht mit gleicher Herzlichkeit nemine contradicente auf seinen Oheim. Von den beiden Herren, welche die Hauptredner in dem Gespräche, das der Erwähnung seines Namens folgte, waren, behauptete der Eine, Josephs Urtheil sei eben so richtig, als seine Grundsätze gerecht gewesen, während der Andere nur die Hälfte dieses Lobes gelten ließ und zwar die Vortrefflichkeit seiner Gesinnun-

---

*) Das scheint mir ein sehr unglücklicher Vergleich zu sein, denn die Tugenden dieser Königin wurden durch Grausamkeit geschwärzt, und die Reinheit ihrer Sitten ist nicht über Verdacht erhaben. Anm. des Uebers.

gen anerkannte, aber heftig gegen die Weisheit seiner Maßregeln protestirte.

Diese Erörterung, die fast warm zu werden begann, wurde, wie schon so viele hitzige Gespräche vor ihr, durch die lachende Unterbrechung einer geistreichen Frau zu einem glücklichen Schlusse gebracht.

„Eh bien!“ rief sie aus, indem sie sich an den Antijosephiner wandte, „zugestanden auch, der Sohn der Maria Theresia habe alles das Unheil angestiftet, das Sie ihm zuschreiben, müssen wir da nicht le bon Dieu segnen, daß wir unseres Anfalles von Revolutionismus so leichten Kaufes losgeworden sind! Diese Krankheit hat entschieden alle Merkmale einer heftigen Epidemie, kein Land ist von ihr ganz frei geblieben, und der Kaiser Joseph nahm mit uns den Prozeß des Einimpfens vor, was die Krankheit zwar beschleunigte, aber zuverlässig milder machte. Welcher Staat, der das Fieber der Reform in seinen Adern verspürte, hat darunter so wenig gelitten als wir?“

Diese Frage war unbeantwortbar, oder vielmehr sie wurde durch einen allgemeinen Zuruf der Anerkennung bejaht.

Während von der Kaiserin Maria Theresia die Rede war, wurde von ihr eine Anecdote erzählt, die eine starke Familienähnlichkeit mit vielen Zügen hat, die von ihrem Enkel Franz, dem Helden derselben, bekannt sind. Ihr zweiter Sohn Leopold, damals Großherzog von Toskana, verkündete Oesterreich die Geburt seines Erstgebornen Franz und muthmaßlichen Erben des Thrones durch einen eigenen Courier, welcher den Befehl hatte, die Nachricht der Kaiserin selbst zu überbringen. Es war eben Schauspiel im Hofburgtheater, Maria Theresia war aber unpäßlich und

der willkommene Bote fand sie in ihrem Gemache im Hauskleide. Kaum hatte die Kaiserin die freudenreiche Botschaft erhalten, so eilte sie, ohne die Ceremonien der Toilette abzuwarten, durch den Gang, der zum Theater führte, und verkündete sie ihren glücklichen Unterthanen vom Rande ihrer Loge *).

Diese und so viele andere Züge beweisen, daß hier eine Art von Sympathie zwischen dem Souverain und dem Volke besteht, für welche es, wie ich glaube, schwer halten würde, in irgend einem anderen Lande etwas Aehnliches zu finden. Sie erscheint mir im äußersten Grade charakteristisch für den Fuß, auf dem sie miteinander stehen, und für die Stimmung des Gefühls, welche die Folge davon ist.

---

*) Dies ist wirklich historisch und die Ankündigung geschah in österreichischer Mundart, in der auch der verstorbene Kaiser mit seinem Volke redete. Anm. des Uebers.

Dreiunddreißigster Brief.

Der Novembermarkt. — Griechen. — Türken. — Böhmen. Ungarn. — Juden. — Armenier. — Stellung der Juden in der Gesellschaft zu Wien.

Wien, den 4. November.

Der Schnee bedeckt noch immer die Erde und obgleich nicht tief, reicht er doch hin, den Platz unter unseren Fenstern in ein vollständiges Wintergemälde zu verwandeln. Was die Lebhaftigkeit und das Interesse desselben jetzt erhöht, sind die vielen Buden, welche nicht nur den schönen Hohen-Markt, sondern jeden anderen öffentlichen Platz in der Stadt füllen, der für die Geschäfte eines sehr lebhaften Jahrmarktes hinreichend groß ist.

Zweimal im Jahre (während der Monate November und Mai) verfügt sich ein beträchtlicher Theil des Kleinhandels von Wien aus den Läden auf die Plätze und Märkte, und treibt da lebhafte Geschäfte neben den unternehmenden Kaufleuten aus Ungarn und Böhmen, welche bei dieser Veranlassung Haus und Hof für einen Monat (Her- und Hinreise ungerechnet) des Vortheiles wegen verlassen, zu Wien die Erzeugnisse ihrer Fabriken zu verkaufen.

Das Bauen der Buden unter unseren Fenstern begann

während der letzten sonnenhellen Tage des Oktobers. Jetzt sind sie aber sehr trübselig mit Schnee bedeckt, und obschon die vielfältigen Artikel, welche sie enthalten, Schaaren geschäftiger, handelliebender Seelen herbeiziehen, ist der Anblick dieser temporären Bazars dennoch traurig genug.

Die entschlossene Gleichgültigkeit aber, womit diese fahrenden Kaufleute der Kälte trotzen, flößt uns fast Scham ein, daß wir sie als Gegenstände des Mitleids betrachten. Ihre Pfeifen, wie man mir sagt, von keinerlei Art starker Getränke begleitet, scheinen den einzigen Trost zu bilden, dessen sie bedürfen.

Ausharrlich, zufrieden, ja lustig plaudern sie mit ihren zahlreichen Kundleuten und kümmern sich um die häufigen Schneelawinen nicht, die auf ihre mit Pelzmützen bedeckten Häupter niedergleiten, so oft irgend eine ungewöhnlich lebhafte Bewegung an oder in der Hütte deren steiles Dach rüttelt. Die Waare, welche den Raum unmittelbar unter unseren Fenstern ausfüllt, ist jene Art grobes Töpferzeug, dessen man sich trotz Kupfer, Eisen und Zinn zu jeder Art von Kocherei in gewöhnlichen Küchen bedient. Wenn es unser Wunsch gewesen wäre, das lustige Getreibe des Jahrmarktes zu sehen, so hätten wir keine bessere Gelegenheit finden können, denn wen giebt es unter der bunten Bevölkerung von Wien, der nicht ein „Häfen," ein „Reindel" oder ein „irdenes Gefäß" bedürfte, um darin seine vivres zu kochen, zu dämpfen, zu backen, zu rösten? Dieser Handel unterscheidet sich darin von jedem anderen, daß er fast gänzlich auf dem schneebedeckten Pflaster der Straße getrieben wird, von der etwa hundert Quadratellen in ein Waarenmagazin, das allerdings kein anderes Dach hat, als die bleigrauen Wolken,

verwandelt worden ist. In diesem Raume sind tausende und zehntausende braunglasirte Töpfe und Pfannen aufgeschichtet, von einer Größe, daß kaum ein einziges Ei darin Platz hat, bis zum majestätischen Behälter vieler Gallonen.

Wir haben daher nichts zu thun, als an das Fenster zu treten, um alle die angesehenen Hausfrauen des Bezirkes der Reihe nach kommen und was seit sechs Monaten in der Küche zerbrochen worden ist, ergänzen zu sehen. Das würde an keinem anderen Orte viel Interesse gewähren, in Wien erregt es aber wirklich ein sehr großes. Die Bevölkerung besteht in der That aus so vielen Nationen, daß eine solche Aufeinanderfolge von Gruppen zuverlässig ein malerisches Interesse bietet. Hie und da erblickt man allerdings zu London, wenn man in der Stadt umherwandert, Exemplare der meisten Nationen, welche die Erde bevölkern, aber man sieht sie nicht so, wie hier. Begegnet man einem Griechen, so erblickt man in ihm nur einen verblüfft aussehenden vereinzelten Fremden, welcher, darauf darf man sich verlassen, so schnell wieder davongeht, als er nur kann. Wenn man einen Türken sieht, ist es derselbe Fall; ein böhmischer Bauer erscheint Einem nur als ein Dieb und Vagabond; einen ungarischen bekömmt man niemals zu sehen; Juden begegnen Einem im Verlaufe einer solchen Wanderung allerdings mehr als genug, aber nur in Gestalt von Trödlern mit alten Kleidern, und wenn man einen Armenier ja sieht, ist es nur ein sehr schmutziger Verkäufer von elender Rhabarbara.

Ganz anders verhält sich dies in Wien. Wenn man vor einem der schönsten Häuser in der Stadt stehen bleibt

und fragt, wem es gehört, so lautet die Antwort: „dem griechischen Kaufmann Sina." Wenn man an einem großen Kaffeehause vorübergeht, dessen Aussehen es als Sammelplatz reicher Leute verkündet und dessen Düfte die Luft, indem sie vorüber weht, mit der Zusicherung füllen, daß es das „Museum" des guten Kaffees sei, und man tritt ein, so findet man sich von Turbans und Kaftans, von Hukahs und Meerschaumpfeifen umgeben, während die reichgekleideten Gäste, statt auszusehen, als wären sie traurige Wanderer in einem fremden Lande, durch ihr stattliches Aeußere beweisen, daß sie sich hier als so willkommen und heimisch betrachten, als hätten sie niemals die Stadt belagert und barbarisch die Stephanskirche beschossen. Ein schwarzäugiger, leichtgegliederter Böhme ist hier ein geehrter Diener des Reiches, und wäre er noch so niedrig geboren; und oft besucht ein reicher, böhmischer Fabrikant den Markt in einer Tracht, die das Glück eines Melodramas machen könnte. Ungarn, Slavonier, Croaten, Alle versammeln sich hier in Folge des ausschließlichen Handelsvorrechtes österreichischer Unterthanen, und ihre Anzüge sind, besonders in dieser Jahreszeit, unaussprechlich fantastisch und malerisch.

Was die Kinder Israels betrifft, so würde es keine leichte Aufgabe sein, ihre hiesige Lage genau und gelehrt zu beschreiben. Sie sind in Pelzwerk und feine Leinwand gekleidet und leben prächtig jeden Tag. Soviel darf ich mit Gewißheit versichern, aber in wie weit sie mit den übrigen Mitgliedern dieses christlichen und katholischen Reiches in Eintracht und Liebe verschmolzen sind, oder verschmolzen werden, das ist eine Frage, die ich mich nicht zu beantworten unterfangen werde. Ihr Einfluß als eine

unermeßlich reiche Körperschaft ist sehr groß und dringt weit und tief in einige der wichtigsten Fibern des Staates; aber sie sind deßwegen bei ihren christlichen Mitbürgern nicht mehr beliebt und die Folge davon ist, daß ihre Stellung in der Gesellschaft eine unendlich falschere ist, als die jeder Art Leute, die ich noch zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

Die Liebe dieses halsstarrigen Volkes zum Golde ist so offenkundig und in jedem Lande, in welches ihre thätige Habsucht Eingang gefunden hat, so allgemein anerkannt, daß man es für nichts viel Besseres, als für ein Paradoxon halten wird, wenn ich sage, daß gerade das Uebermaß dieses gierigen Strebens nach Gold den Krebs erzeugt, der so augenscheinlich die Herzensruhe aller israelitischen Stämme in Wien zerstört. Und doch ist es so, oder ich müßte mich sehr irren. Wo ihre Leidenschaft zu Anhäufung von Reichthümern, wie dies fast in allen Städten der Welt der Fall ist, durch die langsame aber sichere Aneinanderreihung von Goldkörnern, nicht von Goldbarren befriedigt worden ist, dort hat ihnen ihr Erfolg Glück gebracht; der Filzmantel des jüdischen Goldschmids wurde wärmer und feiner und seine schwarzäugige Tochter in den Augen aller ihrer Stammesgenossen wegen der Perlenschnüre geehrt, welche die Zärtlichkeit des Vaters ihr zu tragen gestattete, während er vielleicht auf einen guten Markt für dieselben wartete. Das Alles lag in der natürlichen Ordnung der Dinge und diese Milderung der Verdammniß, die über ihnen hängt, erscheint als vollkommen erlaubt. Wenn sie sich aber zum Trotz gegen das Urtheil, das sie zu Wanderern auf Erden verdammt hat, in große und reiche Gemeinden zu sammeln wagen und auch damit

nicht zufrieden sind, sondern sich der Gesellschaft der Christen, die gegen sie aus Grundsatz und Vorurtheil feindselig gestimmt sind, aufpfropfen, so ist es nicht schwer einzusehen, daß die Folge nothwendiger Weise, auf immer verwundete Eitelkeit und stets erneuerte Kränkung des Geistes sein muß.

Ich wünsche von ganzem Herzen, daß jeder in diesem Augenblicke über die weite Oberfläche der Erde zerstreute Jude das segensreiche Licht der Wahrheit erblicken, bei seinem Scheine das Gesetz Gottes richtig lesen lernen und sich somit bekehren möge. Die Art aber, wie dieser Prozeß der Bekehrung hier zuweilen durch Hülfe anderer Gefühle als die der Ueberzeugung zu Stande gebracht wird *), ist nicht geeignet, sehr warme Gefühle billigender Bewillkommnung in der Brust der Christen zu erregen. Wenn wir uns gleich Alle über die Hoffnung freuen müssen, daß die Kinder bekehrter Israeliten aus der christlichen Erziehung, die sie erhalten, Nutzen ziehen werden, so ist es doch gewiß eitel, wenn man erwartet, daß die Ceremonie der Taufe gleich der Berührung eines Zauberstabes Herzen vereinigen, die schon vor der Geburt getrennt waren, oder

*) Mir selbst sind nur zwei Fälle von Juden bekannt, die sich in Wien bekehrten. Sie gehörten beide dem gelehrten Stande an, und waren, wenn es ihnen mit ihrer Bekehrung, was ich jedoch nicht glaube, nicht innerer Ernst gewesen sein mochte, so äußerst klug, daß sie es durch ihr Benehmen gewiß nicht verriethen. Eigentliche, zeitliche Vortheile hat zunächst aus der Bekehrung keiner gehabt, und wenn auch der Eine später eine Anstellung erhielt, war dies doch die Folge seiner unläugbaren Geschicklichkeit. Den Bekehrenden dürfen in keinem Falle unzweckmäßige Mittel Schuld gegeben werden. Anm. des Uebers.

ein Geschlecht und ein Volk aus Elementen machen, die so unvermischbar sind, wie Oel und Wasser.

Glaube nicht, daß diese Bemerkungen ihren Grund in Unduldsamkeit haben, sie sind vielmehr lediglich das Ergebniß der Erfahrung. Jeder, der Wien mit offenen Augen besucht und in Gesellschaft kömmt, wird sich gedrungen fühlen, mit mir in der Meinung überein zu stimmen, daß jeder Versuch, die Christen und Juden durch gesellschaftliche und Familienbande zu vereinigen, wohl für eine Stunde oder für einen Tag gelingen mag, aber niemals beide Theile zur Liebe oder Duldung vermögen wird.

Wo war ich aber, als die Juden sich erhoben und mich als Gefangene mit sich führten? Auf unserem schneebedeckten hohen Markte. Ich war, glaube ich, bemüht, Dir einen Begriff von der bunten Volksmenge zu geben, deren Gesumme selbst durch unsere Doppelfenster dringt, (kein Haus übrigens, vom größten bis zum geringsten, entbehrt zu Wien dieser die kalte Luft ausschließenden Vorrichtung). Dies wird mir aber, wie ich glaube, am besten gelingen, wenn ich Dir die Skizze sende, die Herr H— von dem Thore des Hauses aus, wo ich wohne, aufgenommen hat. Er versichert, daß er dabei die Finger fast erfroren habe, und so hoffe ich, daß Du sie gnädig aufnehmen werdest.

Ich werde heute mit meinem Sohne und meiner Tochter bei unserem Gesandten speisen, und wir hoffen, daß wir die Ehre haben werden, daselbst den Fürsten und die Fürstin von Metternich zu treffen. Ich freue mich innigst darauf, denn von allen ausgezeichneten Männern in Europa ist Fürst Metternich derjenige, dessen Bekanntschaft ich am sehnlichsten zu machen wünsche.

Vierunddreißigster Brief.

Recherche de l'Absolu. — Diner bei Sir Frederic Lamb. Marschall Marmont. — Der Fürst Metternich. — Gespräch über den Charakter des Ministers. — Dinergesellschaft zu Wien.

Wien, den 5. November.

Eines von Herrn Balzac's guten Büchern heißt: „La Recherche de l'Absolu," ein Titel, der vollkommen die Gefühle von Interesse und Neugierde ausdrückt, mit welchen ich gestern das Empfangszimmer des Sir Frederic Lamb betrat; denn wird nicht Fürst Metternich in der ganzen Welt für den „Abriß und die kurze Chronik" de l'Absolu gehalten? Und war es nicht Fürst Metternich, den ich mit der ganzen Sehkraft meiner Augen suchte? Ich gewahrte indessen bald, daß er nicht zugegen sei, denn wir sollten die Ehre haben, auch die Fürstin zu treffen und bis jetzt befand sich noch keine Dame im Zimmer.

Vor Ankunft des großen Ministers war ungefähr ein Dutzend Herren versammelt. Lord Alvanley und der Herzog von Ragusa befanden sich darunter. Ich glaube, ich schrak fast zusammen, als mir der „Maréchal Marmont" vorgestellt wurde. Ich wußte nicht, daß er in Wien sei, und sein Name rief so viele historische mit demselben ver-

knüpfte Umstände in das Gedächtniß, daß mir war, als könne der Schatten Napoleons nicht ferne sein. Der Herzog von Ragusa ist ein hochgewachsener, hagerer Mann mit weißem Haar und kohlschwarzen Augenbraunen. Es ist ein Antlitz, das man, einmal gesehen, nicht wieder vergißt; große Gemüthsbewegungen scheinen über dasselbe gegangen zu sein und wenn es nicht durch das Gespräch erhellt wird, möchte ich fast sagen, daß es den Ausdruck tiefer Traurigkeit zeigt.

Auf ein gegebenes Wort oder Zeichen, verließ Sir Frederic Lamb das Gemach und kehrte mit einer sehr liebenswürdigen Dame am Arme zurück. Ein Herr folgte, den auch das unaufmerksamste Auge, das je „seinen Inhaber vor einem Pfosten bewahrt hat" nicht für einen gewöhnlichen Sterblichen hätte halten können. Ich hatte erwartet, nicht nur einen ausgezeichneten Mann, sondern auch einen Mann zu sehen, der auf der Stirne das Siegel trug, daß er das sei, und weder der Anblick noch das Gespräch des Fürsten Metternich hat hierin je irgend jemanden getäuscht: seine ganze Person, sein Antlitz und Benehmen verkünden hohe Stellung, obherrschenden Verstand und vollendete Eleganz. Er führte mich zum Diner und ich genoß den Vortheil seiner Conversation, denn der Tisch war nicht nur so rund, sondern auch so groß, wie jener des Königs Arthur, und machte daher ein allgemeines Gespräch natürlich unmöglich. Wenn ich Dir mittheilen wollte, was ich von der Beschaffenheit seiner Conversation halte, so möchtest Du vielleicht sagen, daß meine Bewunderung die natürliche Folge sei, daß ich Ansichten hörte, die ich billige; ich werde daher die Erinnerung dessen, was ich hörte, stillschweigend genießen. Nichts=

destoweniger fühle ich mich, trotz meines in der Regel sehr festen Entschlusses, Tafelgeplauder nur mit Verschweigung der Namen zu wiederholen, versucht, eine seiner Bemerkungen mitzutheilen; ich glaube aber in diesem Falle Verzeihung zu verdienen, sowohl wegen der Worte, die für meinen Geist große Weisheit enthielten, als weil der Sprecher zu denjenigen Personen gehört, denen das Loos gefallen ist, daß das, was sie sagen, nicht wieder vergessen wird.

Während er von einigen befremdlichen Mißgriffen sprach, die dann und wann von Staatsmännern gemacht worden sind, sagte er, so viel ich mich erinnern und so gut ich seine Worte übersetzen kann, (denn die Conversation war französisch): „Ich bin der Meinung, daß die Wissenschaft der Regierung auf eben so zuverlässige Principien wie die Chemie zurückgeführt werden kann, nur müßten die Leute, statt zu theorisiren, sich die Mühe nehmen, die gleichförmigen Folgen ähnlicher Combinationen der Umstände zu beobachten." Seine Durchlaucht erzählte mir bei Tische eine Anecdote, die ich ohne Bedenken mittheilen darf, da er sie mit den Worten schloß: „Je vous fais cadeau de cela."

Zur Zeit als der berühmte Rebell Ali Pascha es wagte, seine Fahne gegen seinen Herrn, den Sultan, zu erheben, empfing der Fürst Metternich ein Schreiben von ihm, worin er nach einigen artigen Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung zu dem Zwecke überging, weßwegen er schrieb und der kein anderer war, als den Fürsten zu bitten, ihm sofort einen „Constitutionsmacher" zu senden, weil er willens sei, das Reich, das er „zu erobern im Begriffe stehe," nach dem bewährtesten europäischen

Muster zu regieren." Da wir aber," fuhr der Fürst fort, „zufällig auf dem freundschaftlichsten Fuße mit dem Sultane, den er entthronen wollte, standen, so war ich genöthigt, das Patronat, das er mir so verbindlich antrug, abzulehnen."

Der Fürst ist von mittlerem Wuchse, eher mager als wohlbeleibt, und hat schöne und regelmäßige Gesichtszüge; sein Haar ist ganz grau und der vorherrschende Ausdruck seines Antlitzes mildes Wohlwollen, aber in seinen hellblauen Augen liegt ein Charakter tiefen und ernsten Sinnes, der außerordentlich merkwürdig ist. Sein Aeußeres und Benehmen ist im höchsten Grade würdevoll und anmuthig und über sein ganzes Wesen ist ein solcher Ausdruck unbewegter und philosophischer Ruhe verbreitet, daß ich, wenn ich hätte aus hundert zufällig versammelten Männern denjenigen heraussuchen sollen, der seit fünfundzwanzig Jahren einen stätigen und festen Gang befolgt hat, während Alles außer dem Kreise seines Einflusses fehlte, zitterte und schwankte, zuverlässig keinen Irrthum begangen haben würde.

T— bemerkte über ihn, als wir heimfuhren, daß er genau so aussehe, wie seine Phantasie sich Sir William Tempel vorstellte. Diese Erläuterung ist in der That eine so gute, daß ich zweifle, ob ich eine andere finden könnte, welche die Erscheinung und das Benehmen des Fürsten Metternich mit größerer Annäherung auszudrücken vermöchte.

Die Fürstin, seine dritte Gemahlin, ist eine junge, äußerst liebenswürdige Frau voll Leben und Geist, mit etwas von jener pikanten Muthwilligkeit des Benehmens, welche man einer schönen Dame so gerne verzeiht, be-

sonders, wenn sie durch ein Lächeln von so außerordentlicher Lieblichkeit gemildert wird, wie es um den Mund dieser bezaubernden Frau selbst in Mitte ihrer lebhaftesten Witzworte spielt.

Ungefähr eine Woche vor diesem Diner war ich im Hause einer Dame, welche zu den Ersten gehörte, die mich nach meiner Ankunft besucht hatten. Es war eine Abendgesellschaft, und zwei Zimmer waren mit Gästen angefüllt, aber im dritten befand ich mich während einem Theile des Abends nur mit der Hausfrau und drei anderen Personen, offenbar ihre vertrautesten Freunde. Sie wurden mir Alle vorgestellt, und das Gespräch fiel im Anfange auf das, was Wien Sehenswerthestes besitze. Bibliotheken, Sammlungen aller Art, Palläste, Gärten und so weiter wurden aufgezählt, und einer der Herren sagte zuletzt: „In keinem Falle dürfen Sie die Stadt verlassen, bevor Sie den Fürsten Metternich gesehen haben."

Ich erwiederte und zwar mit voller Wahrheit, daß mich von allen Sehenswürdigkeiten, die er aufgezählt habe, das Vermissen dieser am meisten schmerzen würde.

Hierauf fiel das Gespräch sogleich und ohne einen Schatten von Rückhalt auf den Minister. So vollkommen frei und ungezwungen war die Erörterung, daß ich mich nicht erwehren konnte, darüber eine Bemerkung zu machen und zu sagen, wie ich durchaus nicht erwartet hätte, daß über politische Gegenstände in den Salons von Wien so freimüthig gesprochen würde.

„Es giebt keinen Ort in der Welt, wo es gewöhnlicher wäre, freimüthige Erörterungen zu hören, als hier," erwiederte ein Herr, der ungescheut getadelt hatte, was er Mangel an Begünstigung der Literatur von Seiten der

österreichischen Regierung nannte. „Es existirt kein Ort in der Welt, wo man sich weniger in Privatmeinungen mischt. Obschon es mehrere Punkte in der Politik des Fürsten Metternich giebt, von denen ich glaube, daß ich sie nicht annehmen würde, wenn ich Premierminister wäre, so giebt es doch keinen Punkt in seinem Benehmen, der mir nicht die höchste Achtung einflößte. Ich bin überzeugt, daß er, wenn er statt einer gemäßigten Erörterung die beleidigendsten persönlichen Bemerkungen gegen ihn selbst, falls es ja einen Oesterreicher geben könnte, der sie auszusprechen vermöchte, hören sollte, auch nicht die leiseste Regung von Unwillen zeigen oder fühlen würde. Wenn er aber erführe, daß irgend eine That, oder ein Wort, das die Ruhe und Wohlfahrt des Landes gefährdet, begangen oder ausgesprochen worden sei, so würde er nicht ruhen, bis es auf die eine oder andere Weise gehemmt und unschädlich gemacht worden wäre. Ich behaupte fest, daß es unter allen den gepriesenen Römern, von dem philosophischen Cato bis zu dem mürrischen Cinna keinen echteren und ergebenern Patrioten gab, als es Metternich ist, und was vielleicht noch höheres Lob verdient, nach fünf und zwanzig Jahren einer größeren Macht, als sie je das Loos irgend eines Ministers in irgend einem Lande gewesen ist, bin ich überzeugt, daß kein Mensch zu finden ist, der zu sagen vermöchte, der Fürst Metternich habe ihm ein Leid zugefügt."

Es lag in dem Wesen und der Form dieses entschieden unparteiischen Zeugnisses so wie in der Wärme, womit es die kleine Versammlung, von der keine einzige Person zu dem Privatkreise des Fürsten gehörte, anhörte und billigte, etwas, das wohl geeignet war, einen neuen

Grund der Hochachtung zu der Bewunderung zu fügen, welche die Talente dieses großen Staatsmannes jedem, seine Politik sei was immer für eine, einflößen müssen. Ich dachte daran, als ich seine schöne, ruhige Stirne betrachtete, und glaubte, daß die Heiterkeit, welche sie ausdrückte und die mit den verwickelten Sorgen, denen seine Lage ihn nothwendiger Weise ausgesetzt haben muß, fast unvereinbar scheint, für mich begreiflich wurde, als ich es that.

Bevor die Tischgesellschaft bei Sir Frederic Lamb sich trennte, lud uns die Fürstin zum Diner für Montags ein.

Einer der Punkte, in denen sich Wien von London unterscheidet, ist die Kürze der Zeit, welche den Dinergesellschaften zugemessen wird. Man bleibt zwar fast so lange bei Tische als in London, aber die Herren führen die Damen in das Gesellschaftszimmer in der Ordnung zurück, wie sie sie aus demselben geführt haben, und nach einer halben Stunde bricht Alles auf, und jedes sucht für den Abend Unterhaltung, wo es ihm beliebt. Das ist vortrefflich für Diejenigen, welche das Theater lieben, weil es sie in den Stand setzt, dasselbe zu genießen, ohne daß es störend in ihre übrigen Engagements eingreift: aber für Diejenigen, welche nicht jeden Abend ein Schauspiel sehen wollen, und die, wenn sie keine gute Oper hören können, lieber gar keine wollen, ist dies eine sehr häßliche Lücke, bevor die Stunde zur Soirée erscheint. Viele machen, wie ich höre, während der Zeit ihre Morgenbesuche, oder, was ihnen gleichgelten mag, eine Bewegung, die der Verdauung sehr förderlich sein mag: ich aber ziehe ein paar Mußestunden auf einem Sopha in Begleitung eines starken Thees und eines Appendix zur Conversation der Mit-

tagstafel vor; dann bin ich vollkommen bereit aufs Neue aufzubrechen, aber nicht eher. Das Wegbleiben jener unheilvollen Stunde indessen, welche bei uns die Lippen der Hälfte der Gesellschaft mit rothem Bordeaux, und die Wangen der anderen Hälfte mit dem Grün und Gelb der Langweile färbt, ist zuverlässig ein Vortheil, obschon er meines Erachtens zu theuer mit dem Verkürzen dessen, was so angenehm ist, erkauft wird. Ich halte daher im Ganzen die Londoner Mode für die beste, und kann nur beklagen, daß nichts in dieser Welt hienieden absolut vollkommen ist.

Fünfunddreißigster Brief.

Die Zeughäuser. — Verzierungen des kaiserlichen Zeughauses. Kriegerische Denkmäler. — Napoleon. — Maria Louise. Gustav Adolph. — Carbonari. — Das städtische Zeughaus. — Fieschi. — Gottfried von Bouillon. — Türken. — Diner beim Fürsten Metternich. — Die Fürstin.

Wien, den 9. November.

Die beiden Zeughäuser von Wien gehören keineswegs zu seinen minder interessanten Sammlungen. Die Oesterreicher sind in jedem Sinne des Wortes conservativ, denn sie lieben nicht nur ihre Regierung und ihre Gesetze, die sie seit langer Zeit als bewährt und wohlthätig erkennen; sondern auch jedes andere Denkmal ihrer Geschichte, das dem Zahne der Zeit entrissen werden kann, wird mit Liebe und Ehrerbietung aufbewahrt, und dieses Gefühl ist es, das ihr Vaterland vor allen anderen reich an Localalterthümern *) gemacht hat.

Von den beiden Zeughäusern ist das eine der Nationalbehälter von Waffen und Rüstungen jeder Art, und das

*) Die historischen Denkmäler eines großen Reiches kann man doch wohl keine Localalterthümer nennen.

Anm. des Uebers.

andere der Aufbewahrungsort aller kriegerischen Werkzeuge und interessanten Denkmäler, welche ausschließlich der Stadt gehören.

Das kaiserliche Zeughaus bedeckt eine große Bodenfläche und obgleich ich zweifle, daß der zur Aufbewahrung der Waffen bestimmte Theil so groß sei, als der ausgedehnte Raum, der im Tower zu demselben Zwecke benutzt wird, so ist doch wegen der Art, wie die Gemächer aufeinander folgen, die Wirkung ergreifender. Indem ich dies sage, muß ich jedoch eine Ausnahme zu Gunsten unseres prächtigen Cavallerie-Zeughauses machen, welches Alles, was ich von der Art je gesehen habe, unbedingt übertrifft.

Das kaiserliche Zeughaus bildet ein Viereck, dessen unteres Geschoß von verschiedenen Geschäftsstuben, Vorrathshäusern und Werkstätten eingenommen wird. Der große Raum, den es einschließt, enthält eine Menge Geschütze, jedoch alle, wenn ich nicht irre, in unbrauchbarem Zustande. Um die Mauern des Gebäudes hängen in so zierlichen Kettengewinden, als wären sie das zarte Produkt einer venetianischen Fabrik, die ungeheuren Ketten, womit die Türken bei ihrem Angriffe auf Wien im Jahre 1529 die Donau sperrten: gewiß eine sehr angemessene Verzierung des Nationalgebäudes, an welchem sie hängen.

Das obere Geschoß läuft in ununterbrochner Reihe durch das ganze Viereck, und hier ist es, wo die alten und neuern Waffen des Reiches bewahrt werden, sammt einer höchst außerordentlichen Anhäufung von Reliquien und Merkwürdigkeiten, die mit der Kriegsgeschichte des Landes in Verbindung stehen.

Die Menge der hier aufbewahrten, neueren und in einem unglaublich kleinen Raum zusammengedrängten

Waffen reicht hin, um zweimalhunderttausend Mann vollkommen auszurüsten. Sie sind größtentheils in festen, höchst sinnreich zu architektonischen Verzierungen umgewandelten, Massen angehäuft.

Der Beschauende schreitet durch eine Aufeinanderfolge eleganter Arkaden, wo sich Säulen von Musketen in den zartesten Verhältnissen erheben, bis sie von Capitälern von Pistolen gekrönt werden. Sonnen von Schwertern und Sterne von Dolchen glänzen über seinem Haupte, während hie und da das Gewölbe durch die schwarzen Fittige eines gigantischen Adlers verdunkelt wird, dessen Federn, wenn man sie ausrupfen wollte, tausend Säbel geben würden.

Es liegt in der halbbarbarischen Pracht dieser kriegerischen Verzierungen etwas außerordentlich Eindrucksvolles, und wenn der Führer dann und wann eine kleine, mit Bajonnetten niedlich geriefelte Thüre öffnet und zeigt, daß das, was eine friedfertige Phantasie sich als unschuldiges Mauerwerk und Mörtel träumte, in der That eine Masse aller Werkzeuge ist, die der Mensch je zur Vernichtung seiner Nebenmenschen erfunden hat: so gewährt die Erinnerung, daß sie in den Händen von Freunden statt von Feinden sind, einen wahrhaften Trost.

Aber so fremdartig schön dies auch in Bezug auf Größe und Anordnung ist, beruht doch das hohe Interesse des Zeughauses weniger auf der Macht des Reiches, künftige Kriege zu führen, als auf den ehrwürdigen Denkmälern derjenigen, die es schon geführt hat. Eine Menge von Fahnen, an die sich meistens historische Anecdoten knüpfen, befinden sich unter den kriegerischen Trophäen, welche diesen Tempel des Janus schmücken, und in Zwischenräumen werden, ehrerbietig abgesondert und auf einem eigenen Ge-

stelle, persönliche Ueberreste der ausgezeichnetsten Feldherren, welche ihr Blut für Oesterreich vergossen haben, aufbewahrt. Hut, Degen und die von ihrem Souverain ihnen verliehenen Orden, mit einer kurzen Angabe der Ansprüche eines jeden auf den Dank seines Vaterlandes, bilden eine Reihe der rührendsten militärischen Denkmäler, die ich jemals gesehen habe. So werden auch die Abbildungen mehrerer Kaiser in Büsten und Portraits von dem Volke als Familienandenken aufbewahrt. Von Franz, dem Allgeliebten, werden unzählige Bildnisse mit einer alle Uebrigen so sehr übertreffenden Sorgfalt und Kostbarkeit bewahrt, daß jeder, der weiß, was er für Oesterreich gewesen, sogleich errathen muß, wen sie vorstellen.

Die Rüstungen, welche von allen Fürsten aus dem Hause Habsburg getragen wurden, so lange Rüstungen üblich waren, bilden einen merkwürdigen und interessanten Theil dieser Sammlung. Die Geschichte dieser Art von kriegerischer Wehr kann hier förmlich studirt werden, und zwar um so mehr, weil neben dem reichen Waffenkleid des Fürsten häufig auch die büffellederne und eiserne Rüstung eines seiner Krieger bewahrt wird. Zuverlässig gab es in jenen Zeiten Riesen, oder die Rüstungen sind ausdrücklich zu dem Zwecke, der armen Nachwelt es glauben zu machen, verfertigt worden.

Unter dem Gemenge von Curiositäten, die hier aufbewahrt werden, befindet sich auch das Elendskoller des Löwen des Nordens, Gustav Adolph. Im Rücken, gerade in der Gegend der Lende, sieht man ein rundes Loch, durch welches die verrätherische Kugel, die ihm den Tod brachte, gedrungen war. Das Koller ist von Elendshaut und von außerordentlicher Dicke, besonders die Klappen, welche

mindestens ein Drittel Zoll dick sind. Eine andere Reliquie ist der Luftballon, in welchem Jourdan die Bewegungen der österreichischen Armee vor der Schlacht von Fleurus erkundete.

Unter den eroberten Standarten erkennt man die Napoleons auf den ersten Blick an ihrer gediegenen Pracht; es giebt hier Fahnen fast aller Jahrhunderte und aller Völker, sie kommen aber diesen durchaus nicht an prunkendem Glanz und goldenem Schimmer gleich. Wir blieben natürlich stehen, um sie zu betrachten und zu bewundern. Einige Augenblicke später hielt unser Führer vor einem schwachen, dünnen Stück Seide an, das, wie er uns sagte, eine Fahne der Carbonari gewesen war. „Sie war stark genug," sagte er, indem er sie mit seinem Stocke verächtlich in die Höhe hob, „um zu dauern, so lange man ihrer bedurfte." Die Fahnen des kaiserlichen Helden waren, wie es schien, mit keinem so genauen Vorauswissen der Periode gestickt, wo ihre Nothwendigkeit aufhörte.

Welches Gefühl jene Bemerkung eingab, ist nicht sehr leicht zu errathen; unser Führer war aber offenbar ein höchst patriotischer Oesterreicher, blieb nachher vor einer der reichsten Fahnen Napoleons stehen und sagte: „diese hier ist von den Händen der Erzherzogin Maria Louise von Oesterreich gestickt worden."

Ich erinnere mich, daß man zur Zeit des Fieschi Complottes seine Höllenmaschine eine „sehr sinnreiche Erfindung" nannte, in keinem Falle war sie sehr originell, denn in diesem Zeughause zu Wien steht eine Maschine mit der Jahreszahl 1678, aus welcher mittelst Aufhauen einer einzigen Lunte fünfzig Kugeln nach jeder Richtung und unter jeden Winkel abgeschossen werden konnten. Die Nettig-

keit der Maschine ist außerordentlich und die gedrängte Form und der kleine Umfang sind es noch weit mehr. Der Bau dieses Instrumentes ist in den hundertfünfzig Jahren, die vergangen sind, seitdem dieses mörderische Bijou verfertigt wurde, durch die Wissenschaft nicht vervollkommnet worden, obgleich klar bewiesen war, daß derjenige, der die Maschine abschoß, in keinem denkbaren Falle dadurch verwundet werden konnte. Man sagte uns aber, daß der Bau dieses vollkommenen Mordwerkzeuges unendlich kostspielig sei.

Ich könnte meinen Brief zu einem Band ausdehnen, wenn ich alle die reichen, seltnen, seltsamen, befremdlichen, interessanten Artikel, welche in diesem unermeßlichen Museum bewahrt werden, aufzählen wollte; einen muß ich jedoch erwähnen, weil er mich ohne Vergleich mehr interessirte, als alle übrigen. Dies war die zerfetzte Trophäe, welche aus der Standarte, der Sturmhaube und den Waffen Gottfrieds von Bouillon bestand. Diese fast heilige Reliquie wurde Oesterreich, wie man mir erzählte, von einem Papste überreicht, welcher Papst es war, verbietet mir aber mein treuloses Gedächtniß zu sagen. Ob es aus Ehrfurcht vor seiner Sache oder vor seinem Charakter, oder aus Vorliebe für das herrliche Epos, das den Glanz der Unsterblichkeit um beide goß, gewesen ist, weiß ich nicht, aber ich blieb lange davor stehen und plagte unseren guten Führer, indem ich, nachdem er schon geglaubt hatte, mich fortgebracht zu haben, zurückschlüpfte, um mit bloßer Hand ein Stück dieser heiligen Fahne und die Sturmhaube zu berühren, welche seine edle Stirn beschattet hatte. Ich glaube, dem unbedingten Glauben, daß ich wirklich das betrachtete, wofür es ausgegeben wird, noch nie so dankbar gewesen zu sein

als diesmal. Die Fahne, welche so vielen tapferen Augen leuchtete, ist von karminrother Seide mit Gold punktirt, und obschon vor Alter fast zerfallend, noch immer farbenfrisch. In der Mitte ist ein lebensgroßer gekreuzigter Christus gemalt. Ich zweifle sehr, ob die Ehrfurcht der römischen Kirche für echte Reliquien den Hohn verdient, womit unsere reformirte Weisheit sie betrachtet. Ich gestehe zwar, daß ich es nicht ganz billige, wenn man ihnen wunderwirkende Kräfte zuschreibt, aber diese Frage bei Seite gelassen, liegt doch etwas Rührendes und Liebe Erregendes in der nahen Berührung mit Gegenständen, welche Bezug auf sehr verehrte, längst verstorbene Personen haben.

Es ist zwar abscheulich, durch das städtische Zeughaus bloß zu eilen, aber ich muß es thun, weil ich fürchte, Dich sonst mit diesem Gegenstande zu ermüden; es verdient, statt ein paar Worten im Vorbeigehen, eine lange und beharrliche Besichtigung, denn es ist mit Alterthümern und Merkwürdigkeiten vom höchsten Interesse angefüllt. Eine nur einigermaßen erschöpfende Darstellung derselben zu geben, ist rein unmöglich. Das Gepräge, welches die Sammlung im höchsten Grade trägt, ist ein Gefühl, gemischt aus Grimm gegen die Türken, weil sie ihren Halbmond auf einer christlichen Stadt aufpflanzen wollten und aus Triumph darüber, daß sie so vollkommen zurückgeschlagen worden sind. Türkische Waffen, türkische Fahnen, türkische Sättel, türkische Pauken, türkische Shawle, türkische Turbane sind daher in dieser Sammlung in großer Menge vorhanden. Ein Memento der letzten Belagerung ist ein sehr gräßliches, denn es besteht aus dem Schädel des erdrosselten Veziers, den das Schicksal aller

im Kriege unglücklichen Türken (wenigstens in jenen Tagen osmanischer Barbarei) ereilte; nachdem endlich zwischen der Pforte und Oesterreich Friede geschlossen worden war, übersandte der Sultan diesen grinsenden Ueberrest dessen, der es, wiewohl vergeblich, gewagt hatte, die Ruhe der Stadt zu stören, als Beweis der Freundschaft. Die rothe Schnur, welche sein Unglück bestrafte, befindet sich noch um seinen Nacken, und es würde schwer sein, das Auge irgendwohin zu wenden, wo es nicht einem Zeugnisse des Triumphes der Christen und der Niederlage der Mohammedaner begegnete.

Die Sammlung ist reich an vielen schönen und merkwürdigen Rüstungen. Darunter bemerkten wir mehrere, die von den kriegerischen Bürgern Wiens gebraucht worden waren; sie tragen das Datum 1546 und sind auf der Brust mit Nummern versehen.

* * *

Seit meinem letzten Schreiben haben wir die Ehre gehabt, von dem Fürsten Metternich zur Tafel gezogen zu werden. Seine Residenz ist prachtvoll und das Mahl war äußerst elegant. Der englische Gesandte, Lord Alvanley, mehrere Herren, die wir früher getroffen hatten, so wie andere, die uns fremd waren, gehörten zu den Gästen.

Der Fürst verliert nicht, wenn man ihn öfter sieht und hört, und was die Fürstin betrifft, so ist sie eine so bezaubernde Dame, daß diejenigen, deren Loos sie schließlich von ihr trennen muß, sich bei Zeiten in Acht zu nehmen haben, kein zu großes Gefallen an ihr zu finden. Es liegt eine Lebendigkeit, eine Beweglichkeit in ihrem Antlitze, welche die Aufmerksamkeit mit schwer zu beschrei-

bender Magie anzieht. Sie ist überdies so vollkommen frei von jeder Affectation und von dem Bewußtsein ihrer Schönheit, daß ich, mit einer oder zwei Ausnahmen etwa, niemals eine herrlichere Frau gesehen habe. Diejenigen, welche so glücklich sind, oft in ihrer Gesellschaft zu sein, müssen, wie ich glaube, sich versucht fühlen, an sie Racine's Worte zu richten:

Je ne trouve qu'en vous, je ne sais quelle grace,
Qui me charme toujours, et jamais ne me lasse.

Es ist in der That ein Gesicht und ein Benehmen, das man niemals zu sehen müde werden kann.

Sechsunddreißigster Brief.

Der Prater. — Musik. — Leidenschaft für Unterhaltung. Seltenheit der Betrunkenheit. — Zufriedenheit. — Frankreich und England. — Oesterreich und Amerika. — Geschicklichkeit der Kutscher. — Güte des Pflasters. — Anzahl der Equipagen.

Wien, den 22. November.

Heute haben wir dem Prater unsern dritten Besuch abgestattet, aber eben erinnere ich mich, daß ich Dir ja noch nichts von ihm erzählt habe. Das ist um so sündhafter, weil der Prater einer der wenigen Gegenstände in Wien ist, dem der Ruf hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß ich meinen Zoll der Bewunderung seiner Schönheit noch nicht dargebracht habe, könnte Dich zu dem großen Unrechte verleiten, zu zweifeln, ob auch Alles wahr sei, was man von ihm gesagt hat. Zweifle daher nicht länger, wenn mein Zeugniß Dir genügt, denn da ich über seine ganze weite Oberfläche gefahren, gegangen und wieder gefahren bin, steht mir wohl ein Urtheil zu. Ich glaube zuverlässig, daß keine Stadt in der Welt einen Flächeninhalt von solcher Ausdehnung und Schönheit hat, der mit ihr zusammenhängt und frei und ohne Vorbehalt dem Vergnügen des Volkes überlassen ist.

Dieser schöne Park besitzt in der That jeden möglichen Vorzug, der ihn zu einer Quelle des Genusses für alle Stände machen kann. Sein Umfang ist so großartig, daß unsere drei Parke, und auch noch der Kensington Garten darin stehen könnten, und Platz genug übrig bliebe, daß sie sich nicht um den Raum zu zanken brauchten. Ein Arm der Donau fließt durch; die zahllosen Fahrwege nach allen Richtungen sind vortrefflich; Bäume giebt es in Ueberfluß, viele darunter sind wahrhaft herrliche Exemplare, und die zahlreichen Heerden von Hirschen, die unter ihren Schatten weiden, sind so zahm, daß jeder sentimentale Jean Jaques die Wonne genießen kann, ein Rudel von funfzig zu betrachten, ohne fürchten zu müssen, daß sein Schritt oder seine Stimme sie verscheuche. Ueberdies finden diejenigen, welche so etwas suchen, Kaffeehäuser, Restaurationen, Schenken im Ueberfluß, wo man alle Arten Erfrischungen zu demselben Preise wie in der Stadt haben kann, und von woher in der schönen Jahreszeit jene musikalischen Klänge schallen, die einen so nothwendigen Bestandtheil des Daseins eines Oesterreichers bilden, als die Luft, die er einathmet, oder das Brod, das er genießt.

Dieses merkwürdig starke, nationelle besoin der Unterhaltung und Musik, und die Art, wie die Behörden demselben nicht nur keinen Einhalt thun, sondern es pflegen*), gibt meiner Ansicht nach einen den vornehmsten Schlüssel zu dem Geheimnisse der höhern Ruhe und Zu-

---

*) Das kann man eigentlich nicht sagen. Die Behörden legen nur anständigen Vergnügungen keine Hindernisse in den Weg, alles Uebrige macht sich von selbst. Anm. des Uebers.

friedenheit, welche das Volk dieses Landes vor dem jedes andern auszeichnet.

Man darf, wenn man diesen Gegenstand in Erwägung zieht, nicht zu erwähnen vergessen, daß das Laster der Trunkenheit hier im äußersten Grade selten ist. Man versichert mir dies von allen Seiten als Thatsache, und ich kann zu ihrer Bekräftigung mit Bestimmtheit anführen, daß ich während der drei Monate, die ich bereits unter diesem Volke lebe, noch keinen einzigen Betrunkenen gesehen habe. Wäre dies anders, so würden diese beständigen Zusammenkünfte nach den Arbeiten des Tages wahrscheinlich einen ganz verschiedenen Ausgang nehmen; wie aber die Sachen stehen, kommt man freundschaftlich zusammen, bleibt fröhlich bei einander, und trennt sich unberauscht, ohne daß es diesen Leuten je einfällt, sie wären bei Tumulten besser daran, ohne daß ihnen eine Revolution, was immer für einer Art, auch nur das geringste Vergnügen machen würde. Es würde ein größeres Licht erfordern, als das in der Leuchte des Diogenes brannte, um einen Oesterreicher aus der arbeitenden Classe zu finden, welcher sich bewegen ließe, seinen Walzer, sein Glas Dünnbier und seinen herzensfrohen Gesang für die weiseste Zeitung, die je geschrieben wurde, oder für das Vergnügen hinzugeben, sich selbst über die Beschaffenheit der Regierung, oder über die mangelhaften Einrichtungen der Kirche reden zu hören.

Welche Art, die Stunden der Erholung von der Arbeit zuzubringen, die beste für diejenigen sei, welche Gott in eine Lage, die schwere Arbeit nothwendig macht, versetzt hat, werde ich nicht zu entscheiden versuchen. Dies ist eine Frage, über welche klügere Köpfe als ich bin, mit

Erfolg nachsinnen mögen; ist eine Frage, welche diejenigen, deren Entschließungen auf das Wohl und Wehe von Millionen Menschen Einfluß haben, auf das sorgfältigste erwägen sollen, bevor sie sie als geringe Fügung von sich weisen. Aber sowohl über diese wie über jede andere Frage, in Bezug auf welche praktische Erfahrung von Wichtigkeit ist, dürfen Personen, die diese haben, wenn sie auch gleich nicht scharf zu denken im Stande sind, Zeugniß ablegen; ich werde daher, ohne daß man mir vorwerfen kann, ich mische mich in Gegenstände, die über meine Fassungskraft gehen, die Beobachtungen mittheilen, die ich zufällig in Betreff dieses Gegenstandes zu machen im Stande gewesen bin.

Ich habe Frankreich lange genug als Augenzeuge gekannt, um sagen zu dürfen, daß ich es unter dem Einflusse beider Experimente gesehen habe. Ich habe es mehrmals zwischen den Jahren 1818 und 1827 besucht, und fürwahr, ein Volk, das weniger geneigt war, seine Vergnügungen über die Sorge, die Geschäfte Anderer zu beaufsichtigen, zu vernachlässigen, oder das eine liebenswürdigere Neigung hatte, die Vorschrift zu befolgen: „Faites votre bien avec le moindre mal d'autrui," konnte es nicht geben. Fast dasselbe könnte ich von unserm einst so „lustigen" England sagen: Denn obgleich ich es nie unter dem glücklichen Einflusse der Sorge des gemordeten Karl für seine „Sonntagsspiele und Zeitvertreibe" gesehen habe, erinnere ich mich doch der Zeit, wo seine Söhne das Wurfspiel und Kolbenspiel mehr liebten als eine politische Zusammenkunft, und wo ein Tanz um den Maibaum zuverlässig über die gelehrteste Prüfung des Zehntengesetzes, die je in einem Bierhause vorgenommen

worden ist, den Sieg davon getragen haben würde. Amerika habe ich niemals gekannt, wo die lustigsten ihrer sorgenvollen Bürger sich von ihren unaufhörlichen Arbeiten der Wahlen auch nur einen Augenblick, und wäre es um die heiterste Unterhaltung, welche die Phantasie je erdacht und leichter Sinn je genossen hat, abgewendet haben würden: und eben so wenig habe ich je von einer Zeit in Oesterreich gehört, wo sein Volk das Vergnügen eines politischen Vereins einem Walzer in einer ländlichen Schenke oder einem Gesang in einem Weingarten oder auf einer Ernte vorgezogen hätte. Ich muß daher, um einen richtigen Vergleich anzustellen, Frankreich und England wie sie waren, Frankreich und England wie sie sind, und Oesterreich und Amerika einander gegenüber stellen.

Indem ich dies thue, berufe ich mich jedoch lieber auf das Urtheil Anderer, als auf mein eigenes. Giebt es Jemanden, der so wie ich, bloß als Zuschauer beobachtet hat, und im geringsten zweifeln könnte, welcher Zustand der Gefühle des Volkes die größere Zahl glücklicherer Stunden und den größeren Betrag allgemeinen Wohlbefindens hervorgebracht hat? War der Bauer von Altengland, dessen ganze Politik darin bestand, daß er seinen Hut in die Höhe warf, und in ein lustiges „Gott erhalte den König!" ausbrach, ein unglücklicheres oder glücklicheres Wesen, als der verlegene, zänkische, getäuschte Arbeiter, den man nur in den Bierschenken sitzen und mit gerunzelten Augenbraunen und höchst scharfsinniger Erhebung der Nase dem Cicero des Kirchspiels zuhören sieht, während dieser zur Befriedigung aller Bauerknechte, Kesselflicker und Schneider, die ihn vernehmen, beweist, daß alle Menschen nicht nur im Himmel, sondern auch auf

Erden gleich sind, und daß es die Pflicht jedes Staatsbürgers sei, an der Abfaßung der Gesetze, durch die er regiert werden soll, Theil zu nehmen?

War der Franzose, während er sich damit begnügte, seiner ganzen politischen Unzufriedenheit Luft zu machen, indem er mit einem stolzen, prahlerischen Seufzer ein Wort des Bedauerns um seinen verlorenen Kaiser ausrief, und sich dann selbst und seine belle mit einer contredanse und einer chansonette tröstete, ein unglücklicheres oder ein glücklicheres Wesen als derjenige, welcher, seitdem die Gabe der politischen Philosophie auf die Nation herabgestiegen ist, die Sous, womit er an fröhlichen Abenden den Geiger bereicherte, dem Sekretär seiner Gesellschaft bezahlt, damit dieser in Chiffreschrift die Weisheit niederschreibe, welche das Pistol des Meuchelmörders eine Waffe der Gerechtigkeit, und die Lästerung von Verräthern eine patriotische Hymne nennt?

Und nun stelle man Oesterreich und Amerika einander gegenüber und sage, ob in jenem Stande, der die Mehrzahl in allen Nationen bildet, das sans souci, welches gleichsam für sie geschaffen ist, mehr oder weniger von Glück erfüllt sei, als die rastlosen, brüllenden, tumultuarischen Vorgänge bei dem Wahlen in Amerika, welche die Seele eines jeden Menschen vom Januar bis zum December in einem beständigen Fieber erhalten, und als ihr ausgezeichnetstes Privilegium die Straflosigkeit des Lynchgesetzes und des Branntweintrinkens mit sich führen?

Ich gestehe, daß es mir fast unmöglich vorkommt, daß ein ehrenhafter Mann die Hand auf das Herz legen und sich dafür aussprechen könne, die Köpfe der arbeitenden Klassen mit politischen Erörterungen zu beschäftigen

und zu peinigen. Ein so ungereimter Ausspruch kann, fürwahr, kein ehrlicher sein, und es ist unmöglich anzunehmen, daß irgend Jemand diese Classe zum politischen Werkzeuge macht, außer nach dem Princip der Katzenpfote. Ach, die Armen! wie wenige der Staatskastanien, nach denen man sich in irgend einem Lande raufte, sind den unglücklichen Betrogenen zugefallen, die man von ihren Webstühlen und Schmieden weglockte, um gegen ihre Seelsorger und Brodherrn zu stimmen!

Sollte aber irgend Jemand wirkliche und wahrhafte Zweifel über diesen Gegenstand hegen, so möge er hierher kommen, möge sehen, wie das Nichtvertretungssystem auf die arbeitenden Klassen von Oesterreich wirkt, und dann möge er heimgehen und allgemeines Stimmrecht verlangen, wenn er kann!

Aber ich habe meinen Weg verloren, und bin weit vom Prater abgekommen. Bevor ich ihn verlasse, muß ich Dir sagen, daß ich, so schön er auch als Spaziergang, Spazierritt, oder Spazierfahrt ist, doch bis jetzt in ihm noch keinen solchen Glanz an Equipagen und Gesellschaft gesehen habe, als im Hyde Park oder in den Champs Elyseés. Sein großer Umfang macht dies in der That schwierig, denn viele hundert Equipagen und viele tausend Menschen können seine Schönheit genießen, ohne daß man eine sonderliche Fülle bemerkte. Es giebt jedoch einige bestimmte Tage im Frühling, welche gleich dem Longchamps von Paris, Alles was zu Wien schön und vornehm ist, in diesen herrlichen Park ziehen; dann, sagt man mir, ist das Schauspiel in der That großartig, und muß es fürwahr sein, wenn diese weitausgebreitete und mit herrlichen Bäumen bewachsene Fläche voll Gesellschaft

ist, wie dies bei solchen Veranlassungen buchstäblich der Fall sein soll.

In dieser Jahreszeit erscheinen auch viele Cavaliere und einige Damen zu Pferde, ohne welche Begleitschaft ein solches Schauspiel, meiner Meinung nach, nicht vollkommen sein kann; bis jetzt habe ich aber nur wenig der Art gesehen, das des Erwähnens werth wäre. Die Straßen sind zwar jetzt voll Equipagen, aber weder auf den Straßen noch in dem Park, noch auf dem Glacis, das einen herrlichen Spazierritt abgeben würde*), habe ich bis jetzt auch nur ein Dutzend Reiter gesehen.

Die Wagen haben vielleicht keine so ganz vollendete Eleganz wie die unsrigen; aber die Pferde sind häufig sehr gut, und die Equipagen bekommen in der Regel durch den hinten aufstehenden Jäger mit reichem Federhut ein sehr heiteres Aussehen. In dieser Jahreszeit trägt auch das Aeußere des Kutschers in keinem unbeträchtlichen Grade zur Würde der Ausstaffirung bei, denn er thront hoch oben wie ein majestätischer Eisbär, und ist in den reichen Pelz so eingehüllt, daß es im Zweifel bleibt, ob er eine Nase habe oder nicht. Augen hat er zuverlässig, denn das Kutschiren ist hier keine Kleinigkeit, obschon nur selten Unglücksfälle sich ereignen. Die Straßen sind fast sämmtlich sehr enge und mit Wagen jeder Art so wie mit Fußgängern vollgepfropft, welche, da sie durch kein Trottoir**) geschützt sind, jeden Augenblick in Gefahr schweben,

---

*) Wenn es nämlich zum Schutze der zu Fuße Lustwandelnden nicht verboten wäre, auf „der" Glacis zu reiten.

Anm. des Uebers.

**) Durch kein Trottoir mit Geländer. A. d. U.

überfahren zu werden; es geschieht aber nicht. Die Palme der Geschicklichkeit muß meines Erachtens zwischen den Kutschen und Fußgängern getheilt werden; denn die Art, wie in diesem Augenblicke die ganze Straße voll gemächlich hinwandelnder Menschen erscheint, und im nächsten für eine schnellrollende Equipage geräumt wird, ist ganz außerordentlich. Eines der Mittel, wodurch dieses schwierige aber nothwendige Ausweichen erzielt wird, ist eine Art Geschrei, das der Kutscher ausstößt, wovon ich anfangs glaubte, es bedeute irgend ein beklagenswerthes Unglück; jetzt aber weiß ich, daß es dazu dient, um ein solches zu verhüten. Die Wirkung ist bei Nacht, wo sich alles Volk ziemlich um dieselbe Stunde in die Theater verfügt, höchst befremdlich, denn diese Warnungsrufe kommen einem fast ununterbrochenen Geschrei gleich, welches der Uneingeweihte zuverlässig für die Ankündigung irgend eines großen und allgemeinen Unglückes halten muß.

Das Straßenpflaster ist hier bewunderungswürdig; ob es von der Beschaffenheit der Steine*), oder von der geschickten Art, sie aneinander zu fügen, herrührt, weiß ich nicht, aber ich habe niemals Straßen in so vollkommenem, guten Zustande von einem Ende der Stadt zum andern gesehen. So außerordentlich eben ist das Pflaster, daß das Gehen darauf, statt die Füße zu lähmen wie in Paris, wenn man nur vor den Wägen geschützt wäre, so angenehm sein würde, als auf den herrlichen Fliesen unseres unvergleichlichen Trottoirs.

*) Sie sind Granit, wovon es einige Stunden oberhalb Wien an der Donau unerschöpfliche Brüche giebt.

Anm. des Uebers.

Dieser vortreffliche Zustand des Pflasters rührt aber keineswegs von Mangel an Gebrauch desselben her, denn es gab niemals belebtere Straßen, als es die von Wien sind, seitdem der Winter dessen Bürger zurückgerufen hat, um den Schutz der Stadt zu suchen. Aus Allem, was ich höre und sehe, muß ich folgern, daß der Luxus einer Equipage hier viel häufiger und zu einer tieferen Stufe der gesellschaftlichen Rangordnung hinuntersteigt, als bei uns. Was daher die Zahl der Equipagen, den Geist der Heiterkeit, den sie in ununterbrochener Thätigkeit erhält, und den vergleichungsweisen kleinen Raum, auf dem sie sich bewegen, betrifft, ist der Lärmen überall dem zur vollen Saison*) von London vollkommen gleich.

*) Die Londoner Saison beginnt mit dem ersten März.
Anm. des Uebers.

Siebenunddreißigster Brief.

Kaiserliche Bibliothek. — Mangel an Raum. — Aufstellung der Bücher. — Niederlage der kaiserlichen Porzellanfabrik. — Oesterreichische Monopolien. — Maria Theresia.

Wien, den 23. November.

Die kaiserliche Bibliothek und ihre reiche Sammlung von Handschriften, seltenen Ausgaben und so fort, ist zu allgemein und zu genau bekannt, als daß Du von mir einen langen Bericht über sie verlangen könntest. Ich werde daher nicht sehr gelehrt über diesen Gegenstand sprechen; undankbar müßte ich aber sein, wenn ich Dir nicht sagte, daß in Folge des glücklichen Zufalls, daß wir von dem Grafen G— durch die Säle begleitet wurden, die Stunden, die mir mit Besichtigung derselben vergingen, zu den angenehmsten gehören, die ich in Wien zugebracht habe. Dieser Cavalier bekleidet ein mit der Bibliothek in Verbindung stehendes Amt, dessen Namen ich jedoch nicht weiß; wenn es aber eins ist, das umfassende Kenntnisse und tiefe Gelehrsamkeit fordert, so ist der Kaiser so glücklich, einen in jeder Beziehung dazu wohlgeeigneten Mann gefunden zu haben.

Diese äußerst herrliche Sammlung besteht aus dreimal-

hunderttausend Bänden mit Ausschluß der Abhandlungen, und vermehrt sich natürlich täglich, da alle vorzüglichen Werke, die in irgend einem Lande erscheinen, fortwährend angekauft werden. Ich warf meine Blicke auf die neuesten Nummern des Quarterly und des Edinburg Review, und hatte Lust mit ihnen durchzugehen, da ich nicht einmal ihre einladenden Einbände, seitdem ich England verließ, zu Gesicht bekommen habe.

Das dieser Sammlung gewidmete, oder vielmehr für sie im Jahre 1726 von Kaiser Karl VI. errichtete Gebäude, bildet einen Theil der sich weit ausdehnenden und unregelmäßigen Burg, oder des kaiserlichen Pallastes. Man gelangt zu ihr aus der Residenz durch einen jener schönen, aber sehr schwer zu findenden Gänge, durch welche die Wohnung des Kaisers mit einer Menge von Gebäuden verbunden ist, die alle mittels ihrer von einander weit entfernten öffentlichen Eingänge ganz gesondert zu sein scheinen, nichts destoweniger aber sämmtlich Theile der Burg sind. Das öffentliche Thor zur Bibliothek befindet sich in einer Ecke des Burgplatzes und führt zu einer schönen, von einem eisernen Gitter eingeschlossenen Treppe, über welcher die Inschrift steht: „Bibliotheca Palatina.“

Der Hauptsaal, 240 französische Fuß breit und 54 lang, ist wahrhaft großartig; er hat eine majestätische Höhe und in der Mitte einen ovalen, von acht marmornen Säulen getragenen Dom. Im Mittelpunkte steht ein Standbild Karls VI. und um dasselbe zwölf andere Statuen der Kaiser aus dem Hause Oesterreich. Die Wirkung ist äußerst imposant und würde es noch mehr sein, wenn nicht das stets zunehmende Bedürfniß nach Raum es nothwendig gemacht hätte, in diesem ganzen

glänzenden Saale eine Menge Kabinete anzubringen, welche zwar an und für sich schön sind, aber in keinem Einklange mit den prachtvollen Verzierungen rings um sie sind. Alle Fächer dieser Kabinette sind doppelt und dreifach mit den besten neueren Werken gefüllt, und da diese sich beständig vermehren, so ist es wirklich zu errathen, welchen Ausweg man demnächst ergreifen wird, um sie unterzubringen *). Anderswo würde man diese Schwierigkeit leicht überwinden, indem man einen neuen Saal erbaute: aber man muß nach Wien kommen, um zu begreifen, wie fast unmöglich es ist, einen Platz dafür zu finden. Uns in England, die wir, soweit unsere Erinnerungen zurückgehen, gewohnt sind zu sehen, daß London sich nach allen Richtungen ohne Hinderniß über Felder, Haine und Parke ausbreitet, bis jede Idee einer Schranke für seine Bausteine und seinen Mörtel außer Frage gekommen ist, uns, sage ich, mag die Unmöglichkeit einen Platz zu finden, um einen einzigen Saal zu bauen, befremdlich vorkommen, nichtsdestoweniger findet sie aber statt.

In den anderen zu dieser Anstalt gehörigen Gemächern fällt dem Auge kein Prunk auf. Ein großes Zimmer ist für die Leser bestimmt, welche Bücher nach Belieben verlangen und aus ihnen Auszüge machen dürfen **). Ein

*) Diesem Uebelstande könnte vielleicht noch abgeholfen werden, wenn der Redoutensaal zur Bibliothek gezogen würde.
Anm. des Uebers.

**) Das im römischen Gesetzstyl abgefaßte Dekret Karls VI., welches im Lesezimmer hängt und diese Erlaubniß gewährt, schließt mit den schönen Worten: „Ditius abito, frequentius redito!“
Anm. des Uebers.

anderes Gemach enthält eine sehr werthvolle Sammlung von Büchern von der Erfindung der Buchdruckerei bis zum Jahre 1500, im Ganzen 6000 Bände.

Die Handschriften, welche außerordentlich zahlreich sind, befinden sich in zwei anderen Gemächern. Wir hatten das Vergnügen, unter ihnen viele sehr interessante Dinge zu sehen. Darunter gab es ein botanisches Werk aus dem achten Jahrhunderte, mit bewunderungswürdig genauen Zeichnungen (den Zustand der damaligen Kunst in Betrachtung gezogen) und überraschend wohlerhaltenen Farben. Verschiedene orientalische Handschriften sind von großer Schönheit und viele Meßbücher würden einen langen, ihnen gewidmeten Tag reichlich belohnen. Eines der Letzteren hat außer dem ihm innewohnenden Interesse noch ein anderes, obschon jenes so groß ist, als nur immer herrliche Miniaturgemälde von der Hand des großen Albrecht Dürer und die Vollkommenheit der Farben es bewirken können. Die Legende sagt, daß eine gewisse schöne Gräfin St. Croix, welche diesen kostbaren kleinen Band in den kaiserlichen Händen Karls des Fünften gesehen hatte, ein so großes Wohlgefallen daran fand, daß sie den Kaiser bat, ihr ein Geschenk damit zu machen. Die Bitte wurde gewährt und eines der Blätter ist mit dem kaiserlichen Autograph geschmückt, welches jedoch besagt, daß das Buch dem Grafen St. Croix geschenkt sei. Dieses gnädige Memorandum ist „Karl" unterzeichnet, in schönen großen Buchstaben, deren jeder wenigstens einen Viertel Zoll hoch ist.

Von der Bibliothek gingen wir über den Josephsplatz nach der Niederlage der kaiserlichen Porzellanfabrik. Was man zu sehen bekömmt, ist schön und würde mir, wenn

ich nicht in Paris gewesen wäre, noch viel schöner erschienen sein. Wir sahen mehrere sehr schöne Proben von Malerei, sowohl auf großen plaques mit Copien einiger der größten Meister, als auch auf Schüsseln, Vasen, Theeservices und anderen Artikeln zum häuslichen Gebrauche. Wenn mich aber meine Erinnerung nicht täuscht, so sind sie weder in Bezug auf das Material, noch in Betreff der Ausführung mit den besten Stücken zu vergleichen, die ich im Louvre gesehen habe. Vielleicht könnte ein unparteiischer Vergleich nur dann angestellt werden, wenn man beide Arten nebeneinander sähe, ein Vortheil, den ich hier nicht gehabt habe, da das kaiserliche Porzellan viel zu schön ist, als daß Privatpersonen oder Kaufleute in Versuchung geführt werden könnten, ausländisches einzuführen *).

Die Geschichte dieser, so wie vieler anderen Fabriken, ist unter einem nationellen und historischen Gesichtspunkte interessant, und liefert einen schlagenden Beweis wider Diejenigen, welche die österreichische Regierung beschuldigen, daß sie Monopolien zu ihrem eigenen Vortheile und zum Nachtheile der Klasse der Fabrikanten eingeführt habe.

Ein gewisser Paquier aus Flandern war der erste, der eine Fabrik von feinem Porzellan in Wien anlegte. Dies geschah im Jahre 1718. Da jedoch sein Capital mit seinem Unternehmungsgeiste in keinem Verhältnisse stand, so war er nie im Stande, mehr als zehn oder höchstens zwanzig Arbeiter auf einmal zu beschäftigen. Der Gewinn

---

*) was sie übrigens auch nicht dürfen.

Anm. des Uebers.

von einem so wenig ausgedehnten Geschäfte war natürlich im Verhältnisse auch klein, der kühne Unternehmer gerieth in Schulden, und da die Fabrik auf dem Punkte einzugehen stand, beschloß Maria Theresia, nachdem sie von den Thatsachen in Kenntniß gesetzt worden war, sie für ihre Rechnung zu übernehmen.

Nachdem sie diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, führte sie ihn auch mit ihrer gewohnten Kraft und Schnelligkeit aus. Sie kaufte das Ganze für 45,000 Gulden und setzte dem verdienstvollen Mann, der seine geringen Mittel daran gesetzt hatte, um auszuführen, was an sich schön, für ihn aber zu groß war, um es zur Vollkommenheit zu bringen, eine Pension von 1500 Gulden aus.

Die Fabrik wurde hierauf unter die Oberaufsicht von Personen gestellt, welche die nöthigen Eigenschaften besaßen, um sie ihrem jetzigen Grade von Vollkommenheit entgegen zu führen. Sie beschäftigt nun über fünfhundert Personen und ist für das Land eine Quelle des Gewinnstes und der Ehre geworden.

Achtunddreißigster Brief.

Neuigkeiten aus Portugal. — Nothwendige Zurückhaltung im Anführen von Gewährsmännern. — Gespräch über die von England ergriffenen Maßregeln. — Anführung aus den Times. — Zusammentreffen

den 28. November.

Die Neuigkeiten aus Portugal von den seltsamen Abenteuern, die kürzlich dem jungen Könige und der Königin in ihrem Verkehre mit ihren getreuen Unterthanen begegnet sind, insbesondere die Rolle, welche die erlauchten Vertheidiger der brittischen Flagge vor Lissabon gespielt haben, giebt hier seit den letzten paar Tagen Stoff zum Gespräch. Insbesondere unterhielt mich am gestrigen Abende eine Erörterung, wozu diese Neuigkeiten Veranlassung geben, und nahm für einige Zeit meine lebhafteste Theilnahme in Anspruch. Obschon der Ton durchaus leicht und scherzend war, erhielt ich doch eine bessere Einsicht in die Gesinnungen und Meinungen, welche einige ausgezeichnete Personen hier in Bezug auf England und ihre gegenwärtige Lage hegen, als aus einen halben Dutzend der besten aufgefangenen Depeschen des „Portfolio.“ Obschon ich aber keinen Grund einsehe, warum ich einige der Bemerkungen, welche ich hörte, nicht wiedererzählen

sollte, kann ich sie doch nicht ganz mit der Kraft geben, wie sie zu meiner Seele drangen: denn wenn ich mich hinsetzte und Dir schriebe, daß diese Person Dies und jene Das gesagt habe, so würde ich mich, meiner Meinung nach, eines der abscheulichsten Gesellschaftsvergehen, das begangen werden kann, schuldig machen. Es giebt wenige abscheulichere Dinge, als die Veröffentlichung dessen, was vielleicht nicht unter dem Siegel des Geheimnisses, aber unter dem eines, wenn möglich noch heiligeren Vertrauens gesprochen wurde, des ungezwungenen, unbewachten und furchtlosen Verkehrs der Privatconversation. Dies ist ein Verbrechen, welches unter allen Umständen Haß verdient, hier aber vor Allem der Achtung wegen, die sich schon aus dem Umstande ergiebt, daß man in den Hörbereich solcher Gespräche zugelassen wird. Wenn man in die tonangebenden Salons von Wien einmal gehörig eingeführt ist, so kömmt man leicht in alle übrigen. Der spröde Stolz, die kalte Zurückhaltung, die man dem österreichischen Adel zuschreibt, scheint, soweit es Fremde angeht, nur so lange zu dauern, als nothwendig ist, um die lästige Annäherung jener müssigen Wanderer abzuwehren, welche die Reisezünfte von England, Frankreich und Amerika aussenden und die alle nichts sehnlicher wünschen, als ihre überflüssige Muße den berühmtesten Personen der Länder, durch welche sie reisen, zuzuwenden. Dieser Ehrgeiz ist ohne Zweifel von sehr ehrenhafter Art und fordert nichts, um einen guten Erfolg zu verdienen und zu sichern, als in einer so „uneinwendbaren Form vorgestellt werden, daß sie mit Einem sprechen."

Andererseits ist aber nicht zu läugnen, daß, bis eine solche Vorstellung stattfindet, ein hinreichender Grad von

Zurückhaltung beobachtet wird, um Diejenigen, welche „Fremde" in jedem Sinne des Wortes sind, in sicherer Entfernung zu halten. Dies ist nicht mehr, als wozu jede Person hohen Ranges sich für verpflichtet halten sollte, damit diejenigen, welche zu ihr als zu einem Beispiele und Muster emporblicken, in einem Gegenstande von sehr beträchtlicher geselliger Wichtigkeit keine Mißgriffe begehen.

Wenn aber, wie ich gesagt habe, dieser Einführungsrubicon einmal überschritten ist, so wird die Freiheit des Zutrittes in die Salons des Adels zu Wien so arglos gestattet, daß es schändlich wäre, dieses Privilegium in irgend einer Art zu mißbrauchen. Mit der größten Sorgfalt, mich vor einem solchen Vergehen zu hüten, werde ich dann und wann die Bemerkungen aufzeichnen, die ich vernommen habe, und wenn die Manier, wie ich dies thue, nicht ganz das Pikante hat, das ihr durch eine genauere Angabe der Personen und Orte gegeben werden könnte, so bedenke, daß dieser Mangel nicht gänzlich in meiner Stumpfheit seinen Grund hat.

In einem kleinen Kreise der Art also befand ich mich gestern Abends, und alle Anwesenden waren voll von den eben aus Portugal eingetroffenen Nachrichten. Ich wünschte England wäre gegenwärtig gewesen, um zu hören, wie die verkehrten Maßregeln ihres wirrköpfigen und unverständlichen Kabinets besprochen, erläutert und gerichtet wurden. Wenn Englands gegenwärtiges Kabinet England gewesen wäre, so würde ich zuverlässig aufgestanden und davon gelaufen sein; wie aber die Sachen standen, war mir, als würde der Irrsinn einer theuren Mutter besprochen, ein zwar schmerzlicher Gegenstand, aber keine Beleidigung, wie wenn etwa ein erblicher Wahnwitz, von

dem man glaubte, daß alle ihre Nachkommen darunter leiden, zum Ziele des Gespräches gemacht worden wäre.

„Es ist schwer," sagte der Eine, „zu entscheiden, welcher Theil der Geschichte als Erfolg der berathschlagenden Weisheit des brittischen Kabinets am merkwürdigsten ist. War es der große, originelle Gedanke, ein Geschwader hinzusenden, um diese Thaten kühnen Heldenmuthes auszuführen? Oder die außerordentliche Feinheit, welche dieses unsterbliche Geschwader anwies, sich zu verhalten wie Jupiter in der Höhe, der mit göttlichen Augen den geringen Handlungen kleiner Männer und kleiner Weiber zusieht? Oder endlich das hochherzige Feuer, womit sich die brittischen Truppen, als die bestimmte Stunde kam, in das Gefecht stürzten?"

„Ce n'était pas sur ce ton qu'on a parlé autrefois dans ce même salon des vos actes militaires," flüsterte mir ein freundschaftlich gesinnter Nachbar zu.

„Es giebt Revolutionen von verschiedenen Arten, bemerkte ein Anderer. „Diejenige, welche bereits in England stattgefunden hat, ist so vollkommen, wenn auch nicht so ausgesprochen, als alle, die anderswo verkündet worden sind. Ich erinnere mich der Zeit, vor vier- oder fünfundzwanzig Jahren etwa, wo ein solcher Vorgang auf der Halbinsel, zu St. James und auch zu St. Stephan mit etwas verschiedenen Gefühlen betrachtet worden sein würde. Aber die erleuchtete Menge scheint jetzt sehr daran Gefallen zu finden. Vielleicht wird Lord — de — *) zum Herzoge von Lissabon erhoben werden! Und sein Portrait wird als Seitenstück zu dem des Herzogs von Wel-

---

*) Howard de Walden. Anm. des Uebers.

lington in der Nationalgallerie aufgehangen werden und im Katalog werden beide eingetragen sein als „die brittischen Helden der Halbinsel.“

Dann kamen Worte der Prophezeihung; sie waren aber im kaustischen Tone gesprochen, also werde ich sie nicht wiederholen, besonders da andere Worte in verschiedenem Tone folgten, und zwar meinem Glauben und meiner Hoffnung nach mit eben so richtiger Voraussicht der Zukunft, als mit höherer Milde und Güte.

„Nein!“ sagte diese andere Stimme. „Wenn die befremdliche moralische Krankheit, die sich in manchen Richtungen so ansteckend bewiesen hat, die bestehende Ordnung der Gesellschaft auf der ganzen Erde nicht vollkommen gestört, was ich nicht vermuthe, so wird England in keine andauernde Demokratie versinken. Die Kraft, der hohe Grundsatz, der ausharrende Muth, womit es so viele Jahre die obherrschende Stellung behauptete, die es im Anfange von Napoleons Kriegen genommen und bis zum Durchgange der Reformbill behauptet hat, ist keine Fabel. Die unermeßlichen Hülfsquellen seines Handels während der ganzen Periode, die gewaltige und erhabene Art, womit es seine ganze Macht aufbot und den grimmigen Kampf zuletzt beendete, sind bereits historische Thatsachen von unbezweifelbarem Ansehen geworden. Es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß ein solches Land durch einige Jahre voll Volksunruhen erschüttert und zerstört wird. Der hohe Muth und die gediegene Weisheit, welche die Seele der Rathschläge Englands in den Tagen seines Ruhmes war, können nicht vernichtet werden. Sie werden sich wieder zeigen.“

„Ainsi soit-il!“ erwiederte der vorige Redner.

„Aber, es scheint mir, daß die einsichtsvollere und bessere Classe der Engländer, deren Stellung ihr nothwendiger Weise einen großen Einfluß geben muß, zu sehr geneigt ist, sich in würdevoller Ruhe bei Seite zu halten, während ihre Feinde toben und rasen, bis der getäuschte Pöbel deren Geheiß erfüllt. Man begreift allerdings ohne Mühe, daß die philosophischeren und tiefer denkenden Männer von dem Geschrei und der Unwissenheit, die um sie lebt, angewidert werden: aber sie müssen ihm entgegentreten, müssen sie bekämpfen und besiegen, oder England ist verloren."

„England ist nicht verloren, so lange es muthige und gute Männer hat, und es hat deren viele," lautete die Antwort. Obschon es mir Wonne war, solche Worte zu hören, hätte ich mir doch fast das Herz genommen zu antworten: „La foi qui n'agit pas, est-ce une foi sincère?" aber ich that es nicht. Das Gespräch wandte sich dann auf Frankreich, auf Spanien und kehrte wieder nach Portugal zurück. Alles wurde im Geiste freimüthiger Erörterung besprochen, es war ein wahres Vergnügen zuzuhören, ich habe jedoch keinen Beruf, etwas davon zu wiederholen. Alles aber, was England betrifft, schien mir in gewisser Art anzugehören und ich bewahrte es auf und nahm es mit mir fort mit aller der Sorgfalt und Treue, deren mein Gedächtniß fähig ist.

Als ich heute einen Auszug aus den Times in Galignanis Messenger las, ergriff mich die Uebereinstimmung einer Phrase darin mit dem, was ich erst vor so kurzer Zeit hier und von einem Manne, dessen Worte stets unvergeßlich bleiben, aussprechen hörte, als der geplagte Zustand des englischen Kabinets, die Widersprüche, die sich in seinen Maßregeln nachweisen lassen, und die Schwierigkeiten, von

denen es so überlastet schien, Gegenstand des Gesprächs waren.

Einer aus der Gesellschaft drückte das Gefühl tiefer Verachtung gegen solche schwache und schwankende Maßregeln aus.

„England verdient mehr Mitleid als Verachtung,“ sagte Fürst Metternich.

Die Times bemerken, indem sie die Handlungen eines unserer vornehmsten Staatsmänner kritisiren: „Er träumt sich als Nesselrode's Nebenbuhler, der ihn auslacht, und als Metternichs Collegen, der ihn bemitleidet.“

Neununddreißigster Brief.

Oesterreichische Ansichten von England. — Oesterreichische Freiheit von Vorurtheilen. — Vorliebe für England. — Seltenheit des Reisens. — Vertrautheit mit der englischen Literatur. — Werthschätzung Shakspeares und Byrons. — Abneigung gegen die neuere, französische Literatur. — Ausnahme im Salon der Gräfin von St. Aulaire. — Die Erörterung solcher Gegenstände wird offenbar als mauvais ton betrachtet.

29. November.

Es ist keine meiner mindest interessanten hiesigen Beschäftigungen, den freimüthigen Ansichten über England und die Engländer von Personen zuzuhören, die sich weniger unter uns mengen und mit unserer Manier und Lebensweise unbekannter sind, als fast jedes andere Volk auf dem Continente. Im Ganzen ist ihr Urtheil über England (abgesehen von dessen jetziger unglücklichen Lage) günstig. Auch von unserer Lebensweise sprechen Diejenigen, die in England gewesen sind, günstig, obschon einige Dinge offenbar ihr Staunen erregt haben. Die strenge und unüberschreitbare Scheidung der Stände hier läßt ihnen die allgemeine Vermengung derselben bei uns eben so außerordentlich, und vielleicht eben so monstruös erscheinen, als wenn

man ein Rennpferd und eine Kuh zusammenspannt. Aber so befremdlich ihnen auch das vorkommt, habe ich es doch in keinem Falle als verwerflich tadeln hören; sie scheinen eine solche Einrichtung als in Oesterreich gänzlich unmöglich zu betrachten, wie passend sie auch für ein anderes Land sein möge, ganz so wie wir etwa die indische Mode von Fenstern ohne Glas und Palanquins besprechen, ohne im Mindesten zu zweifeln, daß solche Einrichtungen unseren indischen Freunden sehr bequem sind, aber ohne auch nur im entferntesten willens zu sein, sie bei uns einzuführen.

Es giebt keinen Zug, der mir in der Conversation der Oesterreicher mehr aufgefallen wäre, als die gänzliche Abwesenheit von prévention und Vorurtheil, wenn sie über die Einrichtungen und Sitten anderer Länder sprachen. Gewiß kann kein Volk die patriotische Vorliebe, welche es vermag seine Einrichtungen allen übrigen vorzuziehen, lebendiger fühlen und freimüthiger aussprechen, als die Oesterreicher: aber dies ist, insbesondere was England betrifft, vollkommen ungemischt mit irgend einer Art Tadel oder mit Widerwillen gegen die Unterschiede, welche uns auszeichnen. Dies ist keineswegs die Wirkung jener glatten und gleißenden Artigkeit, welche nur zu oft ein Gespräch mit Fremden über Nationaleigenthümlichkeiten zu einem Wortschwall ohne das mindeste Interesse macht, sondern es geht aus der gänzlichen Abwesenheit jenes prahlerischen Geistes hervor, den man anderswo so häufig findet und der hier so gänzlich fehlt. Ich habe die nationellen Verschiedenheiten der stärksten und wichtigsten Art im Sinne; in Bezug auf Gegenstände von geringerem Belange geht die Duldsamkeit noch viel weiter, ja es ist sogar in manchen Fällen Mode, uns nachzuahmen.

Nicht Wenige von denjenigen, welche sich eine geraume Zeit in England aufgehalten haben, werden beschuldigt, daß sie eine ziemliche Anglomanie mit zurückgebracht hätten; sie scheint aber von einer Art zu sein, die eher zu Verbesserungen führt, als daß sie Mißvergnügen veranlaßte. Viele junge Cavaliere reiten nach englischer Manier und englische Kutscher und Reitknechte sind hier so sehr in Mode, wie schottische Gärtner in England. Auch ist es nicht ungewöhnlich, junge Herren sich ihrer Jagdhunde von der Melton Zucht rühmen zu hören.

Ich habe noch niemals mit einem Oesterreicher gesprochen, welcher, wenn von beiden Ländern die Rede war, nicht England vor Frankreich, und London vor Paris den Vorzug gegeben hätte. Dies hat mich überrascht, weil die starke Neigung zu Vergnügungen, welche einen so bemerkenswerthen Zug in dem Charakter der Oesterreicher bildet, in Paris gewiß mehr Befriedigung finden muß, als in London; es scheint aber irgend einen Geschmack oder ein Gefühl zu geben, welches noch stärker ist, als jene und den Vorzug, den man England so allgemein zuspricht, begründet. Vor etwa fünfzig Jahren würde dieser Vorzug als Sache des Geschmacks erklärlicher gewesen sein als jetzt, denn es giebt zuverläßig einige ähnliche Punkte in dem Nationalcharakter der Engländer und Oesterreicher, oder vielmehr es gab solche, bevor unsere leichtherzige Lustigkeit den schweren, endlosen politischen Debatten wich, und unsere Ehrfurcht vor Altar und Thron Sache des Zufalls oder der Speculation geworden ist. Jetzt kann zwischen uns und ihnen die stärkste Seite der Sympathie nur in der gemeinsamen Lust zum Jagen und Schießen und vielleicht in der entschiedenen Vorliebe zu Glanz und Pracht

und in jener Art praktischen Aristokratie bestehen, welche in unserem, die Demokratie predigenden England genau so lebendig ist, als unter dem reinsten und unbeflecktesten Absolutismus der Welt.

Die Zahl der Personen, welche England besucht haben, ist indessen sehr klein; ja man kann im Verhältnisse zu der Fluth unseres stets auf der Wanderung begriffenen Volkes fast behaupten, daß die Oesterreicher gar nicht reisen. Es giebt viele Ursachen, die dazu beitragen, drei davon liegen aber am Tage. Erstens ist die Regierung weit davon entfernt, diese Sitte unter dem jungen Adel zu begünstigen.*) Zweitens ist diese Klasse, die einzige, welche durch ihre Beschäftigung in der Heimath nicht festgehalten wird, zu sehr gewohnt im Luxus zu leben, als sich mit einem Aufwande zweiten Ranges in London zu begnügen; denn der verschiedene Preis der Bedürfnisse des Lebens sowohl, als der Ueppigkeit und Eleganz in beiden Ländern, würde häufige und lange Ausflüge nach England für diejenigen fast verderblich machen, deren Einkommen nach den Unkosten zugeschnitten ist, welche eine ähnliche Lebensweise in Oesterreich fordert. Die dritte augenfällige Ursache der Seltenheit der Reiselust der Oesterreicher, ist einfach auf die Thatsache gegründet, daß in diesem Falle mehr als in anderen Fällen die Regel gilt: „l'appétit vient en mangeant;“ da man nun an neuen Gegenden, neuen Völkern, neuen Ideen noch keinen Geschmack hat,

*) Es besteht eine, wenn ich nicht irre, schon von der Kaiserin Maria Theresia erlaßne Verordnung, daß man vor dem siebenundzwanzigsten Lebensjahre dem jungen Adel das Reisen nicht leicht erlauben, nach diesem Alter aber nicht leicht verwehren solle.
Anm. des Uebers.

so ist es auch natürlich, daß man diesen Dingen nicht sehr nachjagt.

War ich überrascht, daß nur sehr wenig Oesterreicher persönliche Bekanntschaft mit England gemacht haben, so wurde ich es noch weit mehr durch die Entdeckung, wie allgemein man hier mit unserer Literatur und Sprache vertraut ist. Die Mehrzahl der gebildeten Stände liest englisch, wenn sie es auch nicht spricht: sehr Viele sind im Stande, unsere Literatur zu genießen und zu beurtheilen. Ich glaube, daß es kein Land, in welchem die englische Sprache nicht die Muttersprache ist, giebt, wo Shakspeare so vollkommen verstanden und gewürdigt wird, wie hier. Es gewährt ein Vergnügen völlig neuer Art, über den philosophischen Hamlet oder die leidenschaftliche Julie von Fremden, die niemals in dem Lande, in welchem diese Charaktere geschaffen wurden, gewesen sind, kritische Urtheile in einem Geiste so feuriger Bewunderung zu hören, wie ich bis jetzt geglaubt habe, daß sie nur unter uns selbst zu finden seien.

Milton scheint weniger allgemein verstanden zu werden. Die majestätische Pracht seines großen Gedichtes gilt hier eher für schwer als für glänzend, und ich habe noch Niemanden gefunden, dem die unvergleichliche Lieblichkeit, der wonnevolle Bilderreichthum und die tiefen Gedanken seiner kleinen Gedichte eine eben so reiche Quelle stets neuen Vergnügens gewesen wäre, wie sie es seinen echten Verehrern in England sind.

Pope wird von Wenigen gelesen und gefällt Wenigen; Spenser scheint ganz unbekannt zu sein; aber die neueren Schriftsteller, sowohl Prosaisten als Dichter sind bei Männern wie bei Frauen so beliebt, wie nur immer bei uns.

Byron gilt hier entschieden als der erste aller neuern Barden und die Bewunderung, die man für ihn ausdrückt, steigert sich oft bis zum Enthusiasmus. Der Baron Zedlitz hat den Childe Harold übersetzt, und seine Uebertragung soll, wie man mir versichert, die beste sein, die von Byron je in irgend einer Sprache versucht worden ist.

Die Werke Walter Scotts nicht gelesen zu haben, würde hier eine so merkwürdige Auszeichnung sein als in Großbritannien, obgleich ich mehr als einmal gehört habe, daß er seine Verehrer zuweilen in sehr niedrige Gesellschaft einführt. Walter Scott vertheidigen, erschien mir von jeher ein so unnützes Beginnen, als die Art rechtfertigen, wie es der Natur gefiel ihre Blumen und Früchte zu schaffen, ich habe daher in diesem Punkte niemals widersprochen.

Eugen Aram ist die Novelle Bulwers, welche ich hier, so wie anderswo, am öftesten habe als seine beliebteste anführen hören. Nichtsdestoweniger zeigte sich das echte deutsche Gefühl für Poesie und Romantik auch in Bezug auf die Wahl des Verbrechens, und ich habe stets die Art der Missethat, wofür der Held den Tod erleidet, stark tadeln hören.

Die Meinungen in Betreff der neuern französischen Literatur, welche hierher, wie, weiß ich nicht, stets den Weg ohne Schwierigkeit findet, sind in jedem Kreise einander gleich. Verachtung, Ekel und Entrüstung sind die einzigen Gefühle, die ich in Bezug auf sie habe aussprechen hören, und zuweilen legte man auch noch das ungeheuchelte Erstaunen an den Tag, wie ihre schwülstige Leerheit selbst von Denjenigen ertragen werden könne,

welche die Grundsätze billigen, auf die diese Schule sich stützt.

Alle diese kritischen Urtheile habe ich ça et là in den verschiedenen Salons, wo wir unsere Abende jetzt fast gewöhnlich zubringen, aufgelesen. Du darfst jedoch daraus nicht schließen, daß der allgemeine Conversationston in der guten Gesellschaft sich zur Literatur hinneige, vielmehr ist das Gegentheil der Fall. Ich bin mit ein paar Schriftstellern und einigen Literaten par excellence bekannt geworden, und von ihnen und wenigen Anderen habe ich die Kritiken gesammelt, die ich Dir oben mittheilte: aber ich habe noch niemals bemerkt, daß die Conversation eine allgemeine literarische Richtung annahm, ausgenommen bei dem französischen Gesandten, wo der ganze häusliche Gesellschaftskreis in intellektueller Beziehung so hoch steht, daß ihn die Mode keines Landes verdunkeln kann, die Sitten keines Standes zu verbergen vermögen.

Woher diese merkwürdige Abwesenheit aller literarischen Erörterungen, ja ich möchte fast sagen, aller literarischen Anspielungen in den Salons von Wien rühren, vermag ich auch nicht einmal zu vermuthen. Während des Geplauders der Morgenbesuche, sowohl von Männern als Frauen, insbesondere den letzteren, habe ich allerdings bemerkt, daß sie viel und in verschiedenen Sprachen lesen, aber es scheint offenbar als mauvais ton betrachtet zu werden, dieses Faktum in Gesellschaft durchblicken zu lassen: wenigstens kann ich mir auf keine andere Weise die unläugbare Thatsache erklären, daß diese Gegenstände keinen Theil der munteren, anmuthigen und oft sehr lebhaften Unterhaltung des Gesellschaftszimmers bilden.

Vierzigster Brief.

Installation von elf Rittern des goldnen Vließes. — Reichthum des Costüms. — Ungarische Große. — Der Thron. Tribune der Kaiserin. — Die Plätze der Ritter. — Einzug des Hofes und seines Gefolges. — Pracht der Gewänder. — Ceremonie des Ritterschlages. — Vorbereitungen zum Bankett. — Das juste milieu. — Ursprung des Ordens des goldnen Vließes.

Den 30. November.

Wir haben diesen Morgen die bei weitem glänzendste Prunkscene gesehen, die meine Augen je geschaut haben, nämlich die Installation von elf Rittern des goldenen Vließes. Der Erzherzog Albert und sein Bruder, der Erzherzog Karl, Sohn des berühmten Erzherzogs Karl und Oheims des Kaisers, befanden sich darunter. Da das Schauspiel zu dem würdevollsten und prächtigsten gehört, war auch die Nachfrage nach Einlaßkarten außerordentlich; wir erhielten aber sämmtlich durch die Güte des Fürsten Metternich und des Sir Frederic Lamb Plätze, und es gelang Herrn H., wie gewöhnlich, eine sehr genaue Skizze, trotz des Gedränges, aufzunehmen.

Man rieth uns, um zehn Uhr im Pallaste zu sein, da das Gedränge in allen Gemächern sehr groß sein und es

schwer halten würde, unsere Plätze zu erreichen, wenn wir später kämen. Als wir über die Haupttreppe des Pallastes emporstiegen, gewahrten wir, daß, so frühe wir auch kamen, eine Menge Anderer doch noch früher gekommen war, so daß wir durch das bereits sehr große Gedränge nur mit Mühe zu dem großen Saale gelangen konnten. Die Menge bestand größtentheils aus Offizieren im Dienst und Hofbeamten. Eine große Menge von Hofherren im reichsten Gallaanzuge weilte in den Gemächern, und nicht nur Viele, die wie wir, Einlaßkarten zu derselben Tribune im großen Saale hatten, sondern noch weit Mehrere, deren Karten nur auf die Gemächer lauteten, durch welche der kaiserliche Zug ging, trugen bei, die Scene sehr lebendig und geräuschvoll zu machen.

Endlich erreichten wir unsere Plätze. Dieselben befanden sich auf einer temporären Gallerie, von welcher man eine vortreffliche Uebersicht des ganzen Saales hatte, und wir fanden während der Zeit vor Anfang der Feierlichkeiten Beschäftigung genug, indem wir die bunten und glänzenden Gruppen betrachteten, welche bereits den Saal füllten. Durch diese schimmernde Phalanx drängte sich bereits ein Strom von Damen nach den für sie bestimmten Tribunen. In diesen gab es keine Sitze mit Ausnahme in jenen der Kaiserin und in der dem diplomatischen Corps vorbehaltenen Tribune.

Obschon ich in der Regel nicht lange zu stehen vermag, hielt ich doch diesmal in Folge der unserem Geschlechte angeborenen Neigung, Putz und Prunk zu sehen, besser aus, als ich mich dessen je zuvor erinnern kann. Die Costüme der Cavaliere übertreffen bei dieser Gelegen-

heit an Eleganz und Reichthum alle meine Vorstellung, soviel ich auch bereits vorher von der Pracht der ungarischen Großen gehört hatte.

Ich kenne in der That nichts so Prachtvolles und Malerisches, als die Uniform der ungarischen Noblegarde mit ihrem glänzenden Silberschmuck, ihrem über den Rücken hängenden Tigerfelle und ihren gelben Saffianstiefeln. Die reichen und schönen Felle, welche sie offenbar in der Gestalt tragen, wie dieselben von dem Thiere kamen, gewähren den Anblick urväterlicher und fast barbarischer Pracht.

Die übrigen und vornehmeren ungarischen Großen trugen alle das merkwürdige Nationalcostüm ihres stolzen und prachtliebenden Vaterlandes; ein schönerer Schlag Menschen, und Anzüge, welche vortheilhafter kleiden, lassen sich in der That nicht denken. Auch die Militäruniformen waren außerordentlich glänzend, und so verschiedenartig, daß es eines sehr aufmerksamen Studiums bedurfte, um mit ihnen allen bekannt zu werden. Die vielen und glänzenden Orden Oesterreichs sind keine geringe Zugabe zur Pracht der Gallauniformen. Ob es die Wirkung dieser glänzenden Toilette, oder der persönlichen Würde und Anmuth war, will ich nicht entscheiden, aber zuverlässig habe ich nie zuvor eine so elegante Versammlung von Männern gesehen.

Der Saal selbst ist, wie ich glaube Dir schon einmal geschrieben zu haben, ein sehr schönes, hohes und wohlproportionirtes Gemach, mit einer Reihe stattlicher Säulen auf beiden Seiten und einem Ueberflusse an Spiegeln und Kronleuchtern. Diesmal befand sich am obern Ende des Saales ein prachtvoller Thron, der auf einer weiten,

mit reichen Teppichen belegten Erhöhung *) stand. Die Draperien des Baldachins waren von carmoisinrothem Sammet, schwer mit Gold gestickt und an jedem Ende von ungeheuren Büschen weißer Federn überragt, so daß trotz der Größe und Höhe des Saales dieser glänzende Bau in majestätischer Erhabenheit aus allen Theilen gesehen werden konnte. Zur Rechten stand eine Reihe mit Gold und Sammet geschmückter Stühle für jene Ritter, die zugleich Erzherzoge von Oesterreich waren; diese Reihe setzte sich unterhalb der Erhöhung fort, bestand aber statt aus Stühlen, nur aus gepolsterten Bänken für die übrigen Ritter. Gegenüber befand sich eine andere Reihe von Sitzen ähnlicher Art, damit alle Ritter Platz finden könnten, und den Stühlen der Erzherzoge gegenüber stand auf der Erhöhung ein kleiner Altar mit einem Crucifix zwischen zwei brennenden Wachskerzen und einem sammtnen Betpulte davor. Hinter den, den Erzherzogen angewiesenen Plätzen beschattete ein anderer reicher Baldachin die für die Kaiserin, die Prinzessinnen und Kinder der kaiserlichen Familie bestimmte Tribune, in deren Nähe eine andere, die dienstthuenden Hofdamen aufnahm. Unterhalb diesen und auf derselben Seite befand sich die Tribune für das diplomatische Corps und gegenüber eine, einige Fuß über den Boden erhobene Gallerie für die Damen des hohen Adels. Der Ueberrest des Saales, beinahe seine Hälfte,

---

*) Die Verfasserin gebraucht hier, da sie dem dais den Baldachin (canopy) entgegensetzt, jenes Französische Wort in einem ungewöhnlichen Sinne. Dais heißt Thronhimmel, Altarhimmel; und sie sagt vom Thron: er sei gewesen placed *on* an ample richly-carpeted dais. Anm. des Uebers.

war in Gallerien verwandelt, zu welchen Einlaßkarten, die man nicht ohne besondere Verwendung erhalten konnte, von dem Großmeister *) bis zur Zahl von Fünfhundert ausgetheilt worden waren. Ueber der einzigen Eingangsthüre befand sich die Gallerie für die Musik.

Es war genau halb neun Uhr des Morgens, als wir unsere Plätze erreichten, und obschon wohlbekannt war, daß die Feierlichkeiten erst gegen elf Uhr begönnen, füllten sich doch die Tribunen, mit Ausnahme der für die Kaiserin und die Hofdamen vorbehaltenen sehr schnell. Unsere Plätze waren jedoch vortrefflich, und das Leben und der Glanz des prunkenden Gedränges unten gewährte uns den angenehmsten Zeitvertreib, bis die Feierlichkeiten begannen.

Endlich verkündete ein Trompetentusch die Annäherung des Hofes und sandte alle die besäbelten, besternten und bebänderten Herren gegen die Gallerien zurück, wodurch mehr Raum, als den Augenblick zuvor möglich schien, für den Einzug derjenigen entstand, um deretwillen alle Anwesenden versammelt waren.

Die erste Person, welche in den so entstandenen, freien Raum eintrat, war die Kaiserin von Oesterreich, deren hohe und elegante Gestalt von einem Kleide aus schwarzen Sammet, das vorne und auf den Schultern reich mit Diamanten besetzt war, sehr gehoben wurde. Ein weißer Hut mit Federn von gleicher Farbe und darunter ein strahlendes Diadem von Diamanten, bildeten den

*) grand master. Wahrscheinlich meint die Verfasserin den Obersthofmarschall, denn Großmeister ist der Kaiser.

Anm. des Uebers.

Kopfputz, und ein reicher Spitzenschleier bedeckte ihren herrlichen Nacken. Sie schritt ganz allein durch den Saal, und verneigte sich eben so huldreich, als graziös gegen die Tribunen und gegen das Gedränge von Höflingen, die auf beiden Seiten unter jenen in Reihen standen. In dieser Alleinheit liegt gewiß eine unnahbare und erhabene Würde, mir aber würde es besser gefallen haben, wenn das Herkommen es gestattet hätte, daß irgend ein „Prinz oder Ritter hohen Ranges" sie zu ihrem Ehrenplatze geleitete. Mit hehrer Majestät und keineswegs bebendem Schritte gelangte die kaiserliche Frau zu ihrem Sitze. Ihr folgte die hohe und majestätische Erzherzogin Sophie, Gemahlin des Erzherzogs Franz, und führte ihre beiden Söhne, von denen der ältere die muthmaßliche Hoffnung des Staates ist. Dann kam die Erzherzogin Clementine, Prinzessin von Salerno, die ihre niedliche kleine Tochter führte, und endlich die sehr schöne Erzherzogin Therese, welche binnen wenigen Wochen Königin von Neapel sein wird.

Der Prinz von Salerno *) folgte mit drei jungen Erzherzogen, welche die Gesellschaft vervollständigten, die in die Tribune der Kaiserin eingelassen wurde. Eine mit weißen Federn geschmückte Schaar schöner Damen kam dann, alle, wenn ich nicht irre, in schwarzsammtenen Gewändern. Bald nachdem sie ihre Plätze eingenommen hatten, erscholl von der Musikgallerie ein abermaliger Trompetentusch, und ein dreimaliges, höchst bedeutsames Pochen mit irgend einem amtlichen Stabe bewirkte, daß die

---

*) Oheim des Königs von Neapel. Anm. des Uebers.

Menge, welche hinreichend schien, um den ganzen Raum auszufüllen, sich in den halben zusammendrängte.

Hierauf trat der Kaiser in der Tracht des Großmeisters des Ordens ein. Sein Gefolge bestand diesmal ganz aus Rittern des goldenen Vließes, deren jedem ein eleganter Page folgte, um den Schlepp zu tragen. Einen glänzenderen Zug zu sehen, würde in der That unmöglich sein. Alle, mit Einschluß der elf neuen Ritter, waren in die reiche Tracht des Ordens gekleidet, während ihre von Juwelen strahlenden Ordensketten und Baretts einen so imposanten Anblick bildeten, als Draperien und Decorationen ihn nur hervorbringen können.

Man hatte uns gesagt, daß die bei dieser Feierlichkeit getragenen Mäntel jene selben wären, welche für die Aufnahme der Ritter des ersten Kapitels, welches Philipp der Gute zu Brügge im Jahre 1429 hielt, gemacht worden waren. Ein so hohes Alterthum gehörte aber den Anzügen, die wir heute Morgen gesehen haben, nicht an. Wir haben übrigens die Gelegenheit gehabt, über jene Urmäntel ein Urtheil zu fällen, da sie einen Theil des merkwürdigen Museums von Alterthümern bilden, welche in der Ritterburg zu Laxenburg aufbewahrt werden. Die jetzt getragenen Mäntel sind vergleichungsweise neu, da sie in der That erst hundert fünf und zwanzig Jahre alt sind; sie wurden gemacht, als Karl VI. nach dem Tode seines Bruders Josephs des Ersten im Jahre 1711 aus Spanien zurückkehrte und dem Hause Oesterreich das ausschließende Recht diesen Orden zu verleihen wieder gab*).

---

*) Nichtsdestoweniger fuhren die spanischen Bourbons, da sie sich Herzoge von Burgund, ja sogar Erzherzoge von Oesterreich

Zuverlässig haben wir seit hundert fünf und zwanzig Jahren keine Fortschritte in der Kunst gemacht, eine feierliche und fürstliche Tracht für eine feierliche und fürstliche Ceremonie zu ersinnen und zu verfertigen. Keine Gewänder der neuern Zeit können den Vergleich mit den goldenen und carmoisinrothen Wellen aushalten, die um diese hohen Ritter glühen und wogen. Selbst die Hermelinmäntel unserer Lords des Oberhauses müssen an Würde der Umrisse dem Faltenwurfe des goldenen Vließes weichen. Der Stoff ist carmoisinrother, reich mit Gold gestickter, mit weißem Atlaß gefütterter Sammet; aber nicht hierin, sondern in den majestätischen und wallenden Formen, in welche die Tunika und der darüber getragene Mantel sich werfen, besteht die Ueberlegenheit. Wenn schon Kemble eine Installation der Ritter des goldnen Vließes gesehen hätte, so würde er ganz gewiß ein Stück aufgetrieben haben, in dem man diese Ceremonie anbringen konnte. Auch würde er Ordenskleid und Barett getragen und demselben dadurch mehr Gerechtigkeit angethan haben, als meine Feder es vermag. Denn das Barett darf in der Geschichte dieses prächtigen Costümes nicht übergangen werden; es besteht aus demselben dunkeln und schweren Stoffe, wie der Anzug und ist mit einer eigenthümlichen Draperie versehen, welche, wenn man sie nach ihrer vollen Länge herabwallen lassen wollte, bis zu dem Knie reichen würde.

---

schrieben, fort, den Orden des goldnen Vließes zu verleihen. Das ausschließende Recht des Hauses Oesterreich, insofern es in gerader Linie von Philipp den Guten abstammt, besteht allerdings, aber daneben noch fortwährend auch das angemaßte Recht Spaniens.

Anm. des Uebers.

In der Art, dieses befremdliche Anhängsel zu der schmückenden Kopfbedeckung zu tragen, nimmt man die größte Verschiedenheit in Gang und Haltung der Individuen wahr, aus denen diese erlauchte Körperschaft besteht. Die Juwelen, womit diese Baretts geschmückt sind, mögen sich sowohl an Glanz der Fassung und Vertheilung, als an innerm Werthe unterscheiden, und dasselbe kann man von den schimmernden Ordensketten sagen: aber Alles dieses wird übersehen und vergessen, indem das Auge der leichten und anmuthigen Würde des Einen, oder der ärgerlichen verlegenen Ungeschicklichkeit des Andern folgt. Ich glaube, die Ritter des Herzogs Philipp des Guten müssen hohe, gewaltige Heldengestalten gewesen sein, welche die Rüstung so leicht trugen, wie einen Hirtenmantel, denn zuverlässig fordert der für sie gefertigte Anzug edeln Wuchs und stolze Haltung, um eine gute Wirkung hervorzubringen.

Unter denjenigen, die wir heute erblickten, gab es viele stattliche und schöne Gestalten, welche aussahen, gleich als hätte sie die Natur für den Platz, den sie einnahmen, geschaffen. Aller Augen waren natürlich auf die neuen Ritter gerichtet, und zum Glücke für die vollkommene Wirkung des Ganzen bestand die Mehrzahl derselben aus langen und schönen Männern. Unter diesen waren der fürstliche Liechtenstein, der anmuthige und schöne Adolph von Schwarzenberg, und der stattliche würdevolle Hoyos, Oberstjägermeister des Kaisers, die bemerkenswerthesten. Auch die jungen Erzherzoge, obschon beide die feste Würde des Mannesalters noch nicht erreicht hatten, trugen ihre schweren und ungewohnten Gewänder mit großer Anmuth.

Nachdem der Kaiser auf dem Throne Platz genommen hatte, setzten sich die elf neuen Ritter auf die zur Linken

hingestellten Sitze. Dann wurde eine lateinische Formel von einem Hofbeamten gelesen, worauf die Ritter, jeder einzeln, vom Grafen Kolowrat hinangeführt wurden, da Fürst Metternich, dem als ältesten Ritter dieses Amt oblag, durch Unpäßlichkeit verhindert war, es zu verrichten. Am Fuße des Thrones knieten sie nieder und erhielten drei Schläge auf die Schulter von dem Schwerte des Kaisers, das ein Erbstück seiner stattlichen Habsburgischen Ahnen sein muß, denn es ist ungeheuer groß. Wie sich jeder Ritter näherte, las der Kaiser etwas aus einem Buche in Goldband, den Namen und Titel des neuen Ritters glaube ich; jeder trat, sobald das Schwert sein veredelndes Amt verrichtet hatte, einige Schritte zurück und kniete vor das Krucifix, um den Ordenseid der Treue zu leisten. Nachdem dies geschehen, näherten sich die Ritter in der vorigen Ordnung, die jungen Erzherzoge zuerst, abermals dem Throne, und empfingen knieend aus den Händen des Kaisers die reiche goldene Kette mit dem Sinnbild des Ordens, welche der Souverain unter Beistand des Grafen Kolowrat um ihren Hals legte. Nach Empfange derselben neigte sich der Ritter vor und wurde vom Kaiser mit der Accolade beehrt, dann erhob er sich, schritt an den sitzenden Rittern hin, und empfing von jedem einen Kuß auf jede Backe.

So wie dieser Theil der Ceremonie beendet war, gaben die Trompeten abermals einen Tusch, der gebietende Stab pochte wieder dreimal, die Menge theilte sich und der Kaiser verließ mit seinem glänzenden Gefolge den Saal.

Obschon man mir versichert hatte, daß ein den Rittern gegebenes Bankett einen Theil der Ceremonie des heutigen Tages bilden und daß Alle, welche Einlaßkarten erhalten hatten, dasselbe zu sehen bekommen würden, konnte ich mich

kaum überzeugen, daß die Sache noch nicht zu Ende sei, besonders da sich nach Abzug der Ritter auch die Kaiserin erhob, abermals allein durch den Saal schritt und ihn verließ, während die Erzherzoginnen und Hofdamen wie zuvor in einiger Entfernung folgten.

Auch ich war sehr geneigt zum Fortgehen, da aber sowohl das diplomatische Corps als die Cavaliere im Saale unten dablieben, sich auch sonst auf der Tribune Niemand zum Fortgehen anschickte, blieb ich auch geruhig. In wenigen Minuten wurde uns die Art klar, wie das verheißene Bankett vor unseren Augen erscheinen sollte. Eine Schaar von Dienern in Livree trat ein, einige trugen Tische, andere Bänke, wieder andere Teppiche, um deren rohes Material zu verhüllen; Tischtücher, Servietten, Messer, Gabel, Gläser und Schüsseln, so daß nicht der mindeste Zweifel über den Zweck, weßwegen sie sich so geschäftig umhertrieben, obwalten konnte.

Das gab Alles zuverlässig einen höchst seltsamen Anblick. Der untere Saalraum war fortwährend gedrängt voll von österreichischen, ungarischen und böhmischen Großen. Die Gesandten von jedem Hofe von Europa waren noch in ihrer Tribune, auch die Damen des höchsten Ranges in Wien, die heute nicht persönlich Dienste um die Kaiserin hatten, blieben auf ihrem Platze: dennoch ging das ganze Geschäft des Tischestellens und Tischdeckens vor ihren Augen genau so vor, als wären die Domestiken die einzigen lebendigen Wesen im Saale gewesen.

Inzwischen wohnte der Hof, wie wir hörten, einigen religiösen Ceremonien, die zu den Feierlichkeiten des Tages gehörten, in der Hofkapelle bei. Wir benützten diese Zwischenzeit, so gut wir konnten, indem wir mit unseren Nach=

baren plauderten und die Uebrigen betrachteten, welche sich gleichfalls, so gut sie konnten, die Zeit vertrieben. Ein Witzwort machte jedoch die Tour durch die ganze Tribune. Drei Gesandte standen uns gegenüber, der Nuntius nämlich, der Botschafter Ludwig Philipps und der Botschafter der hohen Pforte. Der Graf von St. Aulaire stand zwischen dem Nuntius des Papstes und dem Türken. „Voilà le juste milieu," sagte irgend jemand, und „juste milieu" lief durch den ganzen Kreis, und jedes Auge nahm dieselbe Richtung.

Inzwischen hatten die Vorbereitungen zum Bankette ununterbrochen ihren Fortgang. Eine Tafel für den Kaiser und die Erzherzoge wurde auf der Erhöhung, eine andere für die Ritter auf dem Fußboden des Saales aufgestellt. Beide Tafeln waren sehr glänzend mit goldenem Geschirr, mit plateaux und Blumen geschmückt. So wie die Zurüstungen vollendet waren, trat auch der Hof ganz in der vorigen Ordnung wieder ein, mit Ausnahme, daß jetzt auch der Prinz Gustav Wasa die Damen des kaiserlichen Hofes nach ihrer Tribune geleitete, und dort während des Ueberrestes der Ceremonie neben dem Prinzen von Salerno stehen blieb.

Der Kaiser und seine durchlauchtigen Verwandten setzten sich, gleichwie um zu essen, an die höhere Tafel: obschon aber dieselbe mit jeder Art der gewöhnlichen Tischdecorationen geschmückt war, hatte es doch dabei sein Bewenden. Es wurden keine Speisen vor sie hingestellt, und ihr Antheil an diesem Abschnitt der Ceremonie war ziemlich unserem eigenen gleich. Die Rittertafel wurde im Gegentheile ganz auf die gewöhnliche Weise von der Suppe bis zum Eise bedient, obschon nur sehr wenig genossen wurde.

Während der scheinbare Schmaus dauerte, war die Musikgallerie in voller Thätigkeit. Mademoiselle Löwe sang eine Bravourarie, welche entweder wegen der Gestalt des Saales, oder wegen der irrigen Idee der Sängerin, daß sie seiner Größe wegen ihre Stimme ungewöhnlich anstrengen müsse, bis zur Widrigkeit laut klang. Ein Sänger ließ sich gleichfalls hören, aber auch nicht mit guter Wirkung. Das ist nun einmal jetzt gerade nicht die starke Seite von Wien.

Nachdem man dem Schaugepränge des Essens Genüge geleistet hatte, erhob sich der Hof und entfernte sich, und die Kaiserin und ihre Damen folgten in der vorigen, ceremonieusen Ordnung.

Es ist meiner Meinung nach schlechterdings unmöglich, daß irgend eine Feierlichkeit wundervoller, großartiger und prachtvoller sein kann, als es diese Installation in allen ihren Theilen gewesen ist. Der Orden, einer der ältesten und edelsten der Welt, bietet aus verschiedenen Gründen ein hohes historisches Interesse und ich hatte mir, bevor ich der Ceremonie beiwohnte, Mühe gegeben, dessen Ursprung und die Umstände, die zu seiner Stiftung führten, in Erfahrung zu bringen. Ich machte dabei abermals die Bemerkung, wie schwer es ist, Thatsachen zu sammeln, so authentisch sie auch sein mögen. Ich erhielt drei besondere und ganz abweichende Angaben in Betreff der Stiftung des Ordens. Jemand, der wohl unterrichtet sein wollte, sagte mir, die Veranlassung sei eine liaison par amours zwischen dem Stifter und einer belle Française gewesen. Ein Zweiter sagte mir und zuverlässig mit einem großen Schein von Wahrscheinlichkeit, daß der Orden des goldenen Vließes von Philipp dem Guten im Jahre 1430 gestiftet

worden sei, um seinen beabsichtigten Zug mit den ausgezeichnetsten seiner Ritter nach dem gelobten Lande zu feiern. Obschon nun dieser Kreuzzug zwar niemals stattfand, blieb doch der Orden seit der Zeit und wird als einer der edelsten und höchsten betrachtet, den die Hand eines Monarchen verleihen kann.

Von meinem dritten Gewährsmann erhielt ich die Copie einer Urkunde, welche jedem Zweifel ein Ende machte, denn sie war der Stiftungsbrief Philipps des Guten. Man findet sie in Hippolyt Flelyet's Geschichte der kriegerischen und religiösen Orden. Der Anfang dieser Urkunde lautet:

„Philippe, par la grace de Dieu, Duc de Bourgogne, de Lothier, de Brabant, de Limbourg, Comte de Flandres, d'Artois, de Bourgogne, Palatin de Hainault, de Holland, de Zélande, de Namur, Marquis du St. Empire, Seigneur de Tresi, de Saliers, et de Malines, sçavoir fesons à tous présens et avenir que, pour la très grande et parfaite amour, qu'avons au noble état de chevalier, dont de très ardente et singulière affection desirons l'honneur et l'agrandissement, par quoi la vraie foi Catholique, létat de notre chère sainte Eglise, et la tranquilité et prospérité de la chose publique soyent, comme être peuvent, défendues, gardées, et maintenues, nous à la gloire et louange du tout puissant notre Créateur et Redempteur, en révérence de la glorieuse chere Vierge, et à l'honneur de Monseigneur Saint Andrieu gloireus apôtre et martyr, à l'exaltation de la foy et sainte Eglise et exaltation des vertus et bonnes mœurs, le dix du mois de Janvier de l'an de notre Seigneur 1429, qui fut le jour de la solen-

nisation du mariage de nous et de notre très chere et aimée compagne Elisabeth en notre ville de Bruges, avons prius crée et ordonné, et par celles présentes créons et ordonnons de certaine nombre de chevaliers que voulons être appelée l'ordre de la Toison d'Or..."

Dieser Auszug beweist hinreichend sowohl das Datum als die Veranlassung der Stiftung, welche keine andere, als der Zweck war, die Ceremonien seiner Vermählung feierlicher und großartiger zu machen.*)

Das Recht diesen Orden zu verleihen, wurde durch Maximilian den Ersten an Oesterreich gebracht, und das Haupt dieses Hauses ist seitdem stets dessen erblicher Großmeister gewesen; zwar ging dasselbe für eine kurze Zeit**) an Spanien über, wurde aber von Karl VI. Oesterreich wieder zurückgegeben. Der Orden wird fortwährend als der höchste und ehrenvollste in Oesterreich, und wenn ich nicht irre, auch in allen übrigen katholischen Ländern betrachtet. Ihm zunächst folgt am Range der militärische Orden der Kaiserin Maria Theresia.

---

*) Das ist Damenlogik. Der Zweck des Ordens war wirklich der, den jener Zweite, bei welchem sich die Verfasserin erkundigte, angab. Schon die Wahl des „goldenen Vließes" zum Wahrzeichen des Ordens deutet auf einen Zug nach dem Oriente.

Anm. des Uebers.

**) Zwei Jahrhunderte, die von Philipp dem Schönen bis Karl II. von Spanien vergingen, kann man keine kurze Zeit nennen. Die Könige von Spanien verliehen bis zum Tode dieses Monarchen das goldne Vließ als Häupter der älteren Linie des Hauses Habsburg und als Herzoge von Burgund. Anm. des Uebers.

Einundvierzigster Brief.

Grüfte. — Furchtbare Schau. — Zerstörung der Särge. Art die Todten während der Pest zu begraben.

1. December.

In merkwürdig außerordentlichem Contraste zu unserer Beschäftigung des gestrigen Tages brachten wir einen Theil des heutigen Morgens in den Gruftgewölben von St. Stephan zu. Ein Herr, dem wir es verdanken, daß wir Vieles gesehen haben, was sonst unserer Aufmerksamkeit wohl entgangen wäre, schlug vor, uns hin zu führen, obschon er gestand, nicht zu wissen, welches Schauspiel wir zu sehen bekommen würden, da er selbst niemals unten gewesen. Alles, was er uns zu sagen vermochte, war, daß die Grüfte sehr ausgedehnt seien, und viele Jahrhunderte zur Aufnahme der Todten eines großen Bezirkes gedient hätten, seit einem halben Jahrhunderte aber dazu nicht mehr gebraucht würden. *)

---

*) Seit Joseph II., welcher nicht nur verbot in Grüfte zu begraben, sondern auch befahl, daß alle Gottesäcker außerhalb die Ortschaften verlegt werden sollten. Aber wie nur selten eine weise Maßregel dieses Monarchen nicht von irgend einer aus den hyperphilanthropischen, oder nationalökonomistischen Ansichten des 18.

Meine Vorstellung, als ich die Einladung annahm, war, zu sehen, was ich so sehr bedauerte, nicht gesehen zu haben, so lange es in Paris gezeigt wurde, nämlich eine systematische und symetrische Aufschichtung menschlicher Gebeine, mit jeder Rücksicht sowohl auf Anstand als auf die nothwendige Sparsamkeit mit dem Raume. Ich gewahrte aber bald, daß diese nur zu leichthin und auf keine gute Gewähr gefaßte Vorstellung schaudervoll irrig gewesen ist.

Der gegenwärtige Eingang zu diesen Grüften ist ein unbemerkliches Thor unter den Häusern hinter der Kathedrale, welches in eine kleine und schmutzige Kammer führt, wo ein paar Weiber wuschen. Nachdem wir hier durchgekommen, befanden wir uns in einem gepflasterten Hofe, oder vielmehr Gange in demselben Zustande häuslicher Benutzung und häuslichen Schmutzes. Am anderen Ende desselben war abermals eine Thür, von wo die Stufen in die Katakomben hinunterführten. Dieser elende Zugang bewies augenscheinlich, daß wir im Begriffe waren etwas zu sehen, dessen Anblick nicht oft gesucht wurde, und wenn wir daraus den vernünftigen Schluß gezogen hätten, daß nichts Wünschenswerthes zu sehen sein könne, so wür-

---

Jahrhunderts hergeholten, verkehrten Zugabe begleitet war, ging es auch diesmal. Er gebot nämlich, damit nicht so viel Holz in der Erde unnütz vermodere, die Leichen nicht in Särgen zu begraben. Wie sehr dies die Gemüther des Volkes verletzte, bedarf keiner Auseinandersetzung. Das Verbot wurde bald zurückgenommen. — Jetzt haben nur die Landstände von Böhmen, Mähren und Schlesien das Recht, sich auf ihren Schlössern (selbst in Oesterreich unter der Enns) in Grüften beisetzen zu lassen.

Anm. des Uebers.

den wir der schrecklichsten Scene entgangen sein, die sich je den Blicken von Sterblichen dargestellt hat.

Statt daher zurückzukehren, wie wir es meiner Meinung nach hätten thun sollen, trieb uns der Dämon der Neugierde vorwärts, wir stiegen die Stufen hinunter, bekamen jedes ein Wachslicht in die Hand und begannen dann unseren entsetzlichen Zug. Zwei Männer begleiteten uns, einer ging voran, der andere folgte; beide zählten die Gesellschaft, und schärften uns ernstlich ein, ja beieinander zu bleiben. Unser Zug paßte einigermaßen zu der Scene, denn die Wachskerzen, die wir trugen, hatten die Gestalt derjenigen, die bei feierlichen Leichenbegängnissen üblich sind, und mußten offenbar schon dazu gebraucht worden sein, denn alle waren zum Theil schon ziemlich herabgebrannt.

Nachdem wir eine kleine Strecke in dem engen Gange fortgeschritten waren, wandten wir uns im rechten Winkel um eine Ecke desselben, und befanden uns vor einer andern und viel schöneren Flucht von Stufen. Diese Treppe war von Stein und mit demselben Material zierlich gewölbt; jene dagegen war, wie ich glaube, von Holz, und konnte keinen Theil des ursprünglichen Baues gebildet haben. Wo der frühere Eingang gewesen sein mag, weiß ich nicht, wahrscheinlich ist er zugemauert, und derjenige, durch den wir hinunterkamen, war nur für die Bequemlichkeit derjenigen, dessen widriger Beruf sie zuweilen in diese veralteten Gräber führt.*)

*) Wenn ich nicht irre, bildet den eigentlichen Eingang eine kleine Pforte an der Außenseite der Stephanskirche.

Anm. des Uebers.

Als wir durch den Gang schritten, der von dieser zweiten Treppe aus fortführte, gewahrte ich ein schwaches Schimmern des Tageslichtes hoch über unsern Häuptern. Ich erkundigte mich, woher dies käme, und erfuhr, daß das Licht von einem Gitter in der Kirche herrühre, wodurch einst die Leichen in die Grüfte hinunter gelassen wurden. Wir setzten unsern Weg fort, ohne auf etwas Schrecklicheres zu stoßen, als man natürlicher Weise in Grüften, die zu einem weiten Behälter menschlicher Ueberreste bestimmt waren, erwarten mußte, das heißt, wir sahen zuerst auf der einen, dann auf der andern Seite Wände, die aus menschlichen Gebeinen bestanden, zwar von keiner großen Ausdehnung, aber genau so angeordnet, wie es uns die Abbildungen der Pariser Katakomben zeigen. Und hier hätte die Schau enden sollen, und würde auch gewiß geendet haben, wenn irgend eine Schau überhaupt beabsichtigt gewesen wäre.

Aber der Mann, der voran ging, schritt immer weiter, und wir Alle folgten ihm. Plötzlich änderte sich der Schauplatz, aller Schein von Ordnung und von Ehrfurcht vor den hier aufgeschichteten menschlichen Ueberresten hörte gänzlich auf, und es bot sich eine solche Scene dar, wie sie mich wahrscheinlich das ganze Leben hindurch in meinen Träumen verfolgen wird. Wir erreichten eine große viereckige Gruft, wo unser Führer Halt machte, und uns, indem er das Licht niedrig hielt, auf dem Boden, der von ungeheuern Massen widerlichen Moders hügelig war, eine Menge ganz nackter Leichen ohne Särge in jeder Stellung zeigte, wie sie der Zufall nur hatte bewirken können.

Aus irgend einer eigenthümlichen Beschaffenheit der Luft, wahrscheinlich wegen ihres merkwürdigen Mangels

an Feuchtigkeit, findet die Zersetzung, welche gewöhnlich auf den Tod folgt, hier nicht statt. Statt dessen ist die Haut zu dickem Leder eingetrocknet, während die Gestalt und in vielen Fällen auch die Züge gerade so unverändert sind, um die grinsende Aehnlichkeit mit uns selbst so ergreifend und entsetzlich als möglich zu machen. Die verschiedenen Stellungen und der vielfältige Ausdruck jedes gespenstischen Hauptes schienen dem Tode Leben zu geben, und ich zitterte, als ich diese Schreckensdinge betrachtete, auf daß ich nicht, wie Julie sagt, wahnsinnig würde,

Umringt von diesen schrecklichen Gesichten,
Und toll mit längstbegrabnen Beinen spiele.

Ein solches Schauspiel und die Unordnung, in welcher die schauderhaften Gegenstände, woraus es bestand, zerstreut lagen, waren in der That genug, um die Schritte eines Weibes wankend zu machen und die Sinne zu verwirren, dennoch war dies erst der Anfang der Schrecken. Nachdem unser Führer uns Zeit gelassen hatte, uns umzusehen und die ganze abscheuliche Scene zu überblicken, faßte er eines dieser kläglichen Ueberreste eines menschlichen Wesens an der Gurgel*), hob die Leiche vor unseren Augen empor, ließ sie vor uns aufrecht stehen, schwenkte dabei seine Fackel so, daß wir sie in ihrer ganzen gräßlichen Häßlichkeit sehen konnten, und verbreitete sich dabei über ihre Höhe und guten Proportionen, dann ließ er die rasselnde Leiche**) vor unsern Füßen hinfallen, hob eine andere auf,

*) Diese vertrockneten und verschrumpften Leichen sind so leicht, daß man sie mit einer Hand heben kann.

Anm. des Uebers.

**) Wenn man eine solche Leiche schüttelt, rasselt sie in der

sagte, daß sie ein Frauenzimmer wäre, erhob dann eine dritte, stützte sie mit der Hand, womit er das Licht hielt, gegen seinen Körper und riß mit der andern lange Streifen der vertrockneten Haut auf, um uns zu zeigen, wie zähe sie sei.

Wäre ich bei vollkommener Herrschaft meines Verstandes geblieben, so würde ich mit Macht darauf bestanden haben, wieder zurück zu kehren, um mit allen noch übrigen Kräften den gesegneten Anblick des Tages und des menschlichen Lebens wieder zu erreichen: aber ich fühlte mich unwohl, von Schauder ergriffen und gänzlich verwirrt und so folgte ich der Gesellschaft, welche außer uns aus einigen fremden Herren bestand, ohne ein Wort zu sprechen. C—*) und ich wechselten zuweilen einen stillen Druck der Hand, aber jede andere Austauschung der Gefühle schien uns unmöglich.

Ich kann nicht sagen, durch wie viele solche schreckliche Höhlen wir kamen: das weiß ich aber, daß ich Flederdermäuse an den Wänden und unzählige Menschenleichen mich mit geöffnetem Mund angrinsen sah, als ich vorüberging.

An einem Punkte zeigte man uns eine gut gewölbte und schön gepflasterte Treppe, die zu dem erzbischöflichen Pallaste, dessen eine Fronte nach dem Stephansplatze

---

That als wäre Sand darin, wahrscheinlich Staub der vermorschten Knochen. Anm. des Uebers.

*) Der Verfasserin wunderschöne Tochter. Es wäre von dem Herrn, der sie hinunterführte, wirklich unverantwortlich gewesen, dies zu thun, wenn ihn nicht seine eigene Unkenntniß dessen, was man zu sehen bekommen würde, entschuldigte. Er hätte sich aber erkundigen können. Anm. des Uebers.

geht, hinaufführte. Warum diese Verbindung zwischen der Residenz des Erzbischofs und diesem schrecklichen Beinhause besteht, vermag ich nicht zu errathen *).

Endlich erreichten wir ein anderes Gewölbe, welches größer war, als die vorigen und an dessen anderem Ende sich ein Haufen unzählbarer menschlicher Leichname, die wie eben so viele Massen Schutt über einander geworfen waren, bis zur Hälfte der Mauer erhob. Die Oberfläche dieser schaudervollen Höhle ist ganz mit Rümpfen überstreut, woran noch Köpfe und Gliedmaßen hingen, und zwar in besserem oder geringerem Zustande der Erhaltung, je nach den Zufälligkeiten der Lage, die sie beim Uebereinanderwerfen erhalten hatten. Abermals erhob unser widerwärtiger Führer einige der am besten erhaltenen Leichen vor unseren Augen, und trieb mit ihnen solche eckelhafte Kurzweil, daß ich lebhaft an die scheußlichen Scherze des „Petit André“ **) erinnert wurde. Ich fühlte, obschon ich in diesem Augenblicke meiner Vernunft nur halb mächtig war, daß der große Meister den Grad nicht übertrieben habe, bis zu welchem es möglich sei, das natürliche Gefühl des menschlichen Herzens durch lange Vertrautheit mit Gegenständen zu überwinden, welche zwar am meisten geeignet sind, es zu erregen, die aber eben so sehr die Gewalt haben, es zu erschöpfen und abzustumpfen, gleichwie allzusehr gespannte Nerven zuletzt gar nicht mehr fühlen.

---

*) Die angeführte Thatsache erklärt die in Wien bekannte Sage, daß man aus dem Bischofhofe durch einen unterirdischen Gang in die St. Stephanskirche gelangen könne.
Anm. des Uebers.

**) Den Spiagudry nicht zu vergessen. A. d. Uebers.

An einem Orte insbesondere weilte der Mensch länger und schien offenbar nach irgend einem ausgezeichneten Gegenstande zu suchen, bis zuletzt sein schlechter Erfolg ihm den Ausruf abzwang: „Es war ein schöner Mann hier, wo ist er denn?" Und fort fuhr er mit gottloser Beharrlichkeit nach der Leiche, die er zu zeigen wünschte, zu suchen, indem er die eine hierhin, die andere dorthin stieß, bis er sie gefunden hatte; dann stellte er ihre magere und ungeheure Höhe neben sich und schmunzelte, als erden Schauder uud Ekel gewahrte, womit wir uns von ihm abwandten.

Zunächst wurde vor einem schwarzen finsteren Loche von außerordentlichem Umfange Halt gemacht. Auch hier hielt unser lustiger Führer seine Leuchte niedrig, damit wir Alles erblicken sollten, das zu sehen wir so unbedachtsam gekommen waren.

„Hier," sagte er, indem er mit seinem Finger hinüberzeigte, „hier, in diesem Loche liegen Tausende und aber Tausende. Es geht tief, tief, sehr tief hinunter!"

Fast bis an den Rand dieses schwarzen Abgrundes erhob sich eine andere Masse, eher vertrockneter als verwester Leichen, und noch mehr Arme, noch mehr Beine, noch mehr grinsende Schädel, noch mehr verschrumpfte Rümpfe, halb Leder und halb Bein zeigten sich unsern Blicken; während die bis an den Rand dieses schrecklichen Loches verstreuten Ueberreste von zerbrochenen Gliedern bewiesen, daß, wenn die Fülle in den Grüften es nothwendig machte, einen neuen Abgrund abzutiefen, die Art, wie man schließlich mit diesen sterblichen Ueberresten verfuhr, nicht sehr ehrerbietig gewesen sein kann.

Aber der gräulichste Ort von allen war ein Gewölbe, das durch eine Mauer, aus augenscheinlich minder festen

Stoff als das übrige Gebäude, geschieden gewesen war. Viele Jahre lang, erzählte unser Führer, empfing die so geschiedene Gruft eine Menge Särge mit Leichen, die von oben hinuntergeworfen wurden, und zuletzt sei der Druck gegen die neue Seitenmauer so stark geworden, daß diese nachgegeben habe. Dieselbe hassenswerthe Fackel, welche so oft schon vor uns geschwungen worden, war wieder thätig, uns den gähnenden Spalt zu zeigen, durch welchen sie in die Gruft, in der wir standen, gefallen waren. Einige waren im Fallen aufgesprungen und hatten ihre gräßlichen Bewohner herausgeworfen, einer kopfüber, der andere in solcher schauderhaften und scheußlichen Verwirrung, daß das Blut bei der bloßen Erinnerung daran in den Adern stockt.

Mehrere dieser gähnenden Särge hackten sich im Fallen an und blieben hängen und ich konnte nicht umhin, zu fürchten, daß wenn sich jemand von uns plötzlich bewegen oder auch nur die Luft durch lautes Sprechen erschüttern sollte, eine andere schreckliche Lawine herunterrollen und uns unter ihren rasselnden Trümmern begraben möchte.

Diese letzte Scene scheint der coup de théatre dieses höchst empörenden, unanständigen, unnatürlichen und gottlosen Schauspiels gewesen zu sein, denn mittels einer plötzlichen Wendung in dem Labyrinthe von Gängen, das uns umgab, erreichten wir bald die Treppe, durch die wir herabgestiegen waren, und kamen in einigen Minuten wieder zu dem segensreichen Lichte des Tages empor.

Genau vierundzwanzig Stunden vor unserem Besuche in diesem Museum des Todes hatten wir, wie ich Dir in meinem gestrigen Briefe schrieb, das glänzendste und prachtvollste Schauspiel, welches die Erde aufweisen kann,

gesehen. Es war eine furchtbare, praktische Predigt über die vergängliche Natur menschlicher Größe und irdischen Glanzes, glich aber zu sehr jenen schrecklichen, herzverödenden Reden einiger unserer drohenden Sektirer, die das Entsetzen zum Hülfsmittel der Frömmigkeit machen wollen. Ich kehrte mehr angewidert, als erbaut zurück und bin keineswegs geneigt, die Lehre irgend einem meiner Nebenmenschen zu empfehlen.

Kaum hatten wir uns einige Minuten den menschlichen Tröstungen unseres Sitzzimmers wieder hingegeben, als ich bemerkte, daß Herr H— sich leise, aber ernstlich, mit meinem Sohne und Herrn B— berathschlage. Das Ergebniß war, daß sie alle Drei wieder aufbrechen und den spaßhaften Führer im Reiche des Todes, das wir so eben verlassen hatten, mittels eines Trinkgeldes bewegen wollten, ihnen den „schönen Mann" wieder zu zeigen, um sowohl ihn, als den Platz, wo wir diese schreckliche Schönheit gesehen, zu zeichnen.

Wir sahen sie gewiß mit unverstelltem Erstaunen fortgehen, aber fort gingen sie und kehrten in weniger als einer Stunde wieder mit einer Zeichnung zurück, welche trotz der „sichtbaren Finsterniß", in der sie gemacht wurde, eine sehr genaue Darstellung des häßlichen Schauspieles giebt.

Sie versicherten uns, daß der Mensch, gegen den wir Alle eine so entschiedene Abneigung gefaßt hatten, den leichten Ton, der uns so tief verletzte, nur als einen Theil des Berufes, wodurch er sein Brod gewann, angenommen habe; denn als er sie in die Grüfte, nicht als Vorzeiger, sondern bloß als Jemand, der bezahlt wird, um die Thüre zu öffnen und Lichter zu verschaffen, hinunterführte, schien er zum Scherz so wenig aufgelegt, als nur immer sie selbst.

Der arme Schelm! Es ist ein schreckliches Gewerbe und sehr zu beklagen, daß man irgend Jemandem gestattet, es auszuüben.

Ich muß mein ungemischtes Erstaunen gestehen, daß eine so fürchterliche und höchst unanständige Schau in einer so wohlgeregelten Stadt, wie Wien, gestattet wird. Wenn ein solches Schauspiel dem Publikum zu Paris während der Periode von Robespierre's Macht und Gesetzgebung geboten oder erlaubt worden wäre, so würde dies vollkommen in der natürlichen Ordnung der Dinge gewesen sein; hier aber, wo eine wachsame, schützende Weisheit unaufhörlich thätig ist, das Wohl des Volkes moralisch und physisch zu behüten, ist eine solche Thatsache schlechterdings unerklärlich, es müßte denn sein, daß diese Schau weder erlaubt noch bekannt ist *) und daß der

*) Die einsichtsvolle Verfasserin vermuthet sehr richtig. Das Dasein dieser Grüfte, von denen sie übrigens, wie aus ihrer Erzählung hervorgeht, nur einen kleinen, sehr kleinen Theil gesehen haben kann, ist überhaupt nur Wenigen, und daß sie gezeigt werden, noch viel Wenigeren bekannt. Wenn man auch nur den Stephansthurm besteigen will, ist eine Erlaubnißkarte, die man in einer der erzbischöflichen Kanzleien, welche sich dem deutschen Ordenspallaste gegenüber befindet, erlangen kann, unumgänglich nothwendig, um wie vielmehr zur Besichtigung der Grüfte, wobei die Gesundheit nervenschwacher Personen auf dem Spiele steht! Allein, wenn ich recht berichtet bin, genügt für die Grüfte die erzbischöfliche Erlaubniß allein nicht, sondern man muß zu gleicher Zeit auch die des Magistrates erlangen. Diese Grüfte sind außerordentlich ausgedehnt, und laufen tief unter dem ganzen, großen St. Stephansplatz, dem Stockimeisenplatz, ja noch weiter hin. Die Gänge bilden in der That ein Labyrinth, wie sie die Verfasserin genannt hat, und bei einer umfänglichern Besichtigung dieser Grüfte gebraucht man dieselbe Vorsicht, welche dem Theseus auf Kreta

Mensch, welcher die Schlüssel in Verwahrung hat, glaubt,

---

half. Aber nicht nur sehr ausgedehnt sind diese Grüfte, sondern sie sind in fünf Stockwerken übereinander gebaut. Nur in die zwei oberen Stockwerke dieser Katakomben kann man gelangen; der Eingang zu den drei unteren wird unter keiner Bedingung gestattet, und ist, wie ich von einem der glaubwürdigsten Männer vernommen habe, mit drei Schlössern verschlossen, deren drei Schlüssel, der eine bei dem Magistrate, der andere bei dem erzbischöflichen Ordinariate, der dritte bei Hofe verwahrt werden sollen. Die Schreckensscenen, welche die Verfasserin beschreibt, beweisen an und für sich, daß keine Behörde für den Einlaß ihrer Gesellschaft verantwortlich sein kann, sonst würde sie an diese Stellen nimmermehr geführt worden sein. Weit entfernt, daß die beiden oberen Grüfte ganz auf eine so schauderhafte Weise angefüllt sind, wie sie die Verfasserin beschreibt, sind vielmehr die Särge der älteren Zeit in Reihen zwischen den Pfeilern aufgeschichtet, und von einem Pfeiler zum andern sind Mauern geführt, welche die Särge verdecken, so daß von einer Unehrerbietigkeit gegen die Todten in dem bei weitem größeren Raume dieser Gruftgewölbe keine Rede sein kann. Was die Gebeine betrifft, die sie sah, rühren sie nicht von Leichen die in den Grüften, wo sie nicht verwesen, beigesetzt worden waren, sondern von dem Stephanskirchhofe her, wo sie in die Erde begraben wurden, und für den ein Theil der obersten Gruft zum Beinhause diente. Diese Thatsachen sind mir von dem verstorbenen Professor der Malerakademie Redl, dessen biederer, edler und wahrheitsliebender Charakter allbekannt ist, mitgetheilt worden, und es leben zu Wien genug Männer, die sich seiner interessanten Erzählung von den Grüften der Stephanskirche erinnern werden. Professor Redl hat diese Grüfte in einer der frühern Jahre dieses Jahrhunderts besucht und zwar mit einer aus Civil- und geistlichen Beamten bestehenden obrigkeitlichen Commission, welche die Identität eines darin niedergesetzten Leichnams zum Behufe der Selig- oder Heiligsprechung zu constatiren hatte. Die Herren brachten viele Stunden mit Besichtigung dieser merkwürdigen Gruftgewölbe zu und beschlossen den Tag, indem sie ein Abendmahl auf der oberen Area des unausgebauten Thurmes einnahmen und

er thue kein Unrecht, wenn er von ihnen zuweilen Gebrauch macht, um ein paar Gulden zu gewinnen.

Durch welche Mittel wir Einlaß erhalten haben, ob durch Erlaubnißkarten von der Obrigkeit, oder bloß, indem man sich an diesen Menschen gewendet hat, weiß ich nicht. Der Herr, der uns hingeführt hatte, war selbst niemals in den Katakomben gewesen, und schien in der That eben so betroffen und entsetzt zu sein, als wir selbst.

Ein Herr aus Wien, den wir kennen gelernt hatten, besuchte uns diesen Abend, und ich unterhielt ihn geflissentlich von unserer furchtbaren Reise durch die Unterwelt, um seine Meinung kennen zu lernen.

Er schien etwas überrascht, als er hörte, daß wir unten waren, und sagte, er habe nicht gewußt, daß man den Einlaß gestatte. Auf meine Bemerkungen über das Durcheinandergemenge der Leichen ohne Särge erwiederte er, daß diese ohne Zweifel als Brennholz verbrannt worden wären.

„Und wer kann Erlaubniß erhalten haben, diese Entweihung zu begehen?" fragte ich.

„Der nämliche Mensch, der die Schlüssel zu diesen Gewölben hat," war die Antwort.

„Und ist ihm denn erlaubt, in diese Grüfte nach Belieben zu gehen und die Särge fortzuschleppen?" fragte ich.

„Mais assurément!" *) erwiederte er im Tone des

---

dem Kaiser, die erleuchtete Stadt unter, den Sternenhimmel über ihnen, ein begeistertes Lebehoch brachten.

Anm. des Uebers.

*) „Assurément" war dieser Herr nicht sehr gut unterrichtet. Würden diese Leute, welche nur mit solchen Särgen zu schaffen haben, in welche frische Leichen gelegt werden, sich unterstehen, diese alten

Erstaunens über meine Zweifel und fügte hinzu, „wir theilen ganz und gar nicht Ihre „abergläubischen“ Gefühle in Betreff todter Körper.“ *)

Er bestätigte die Nachricht, welche wir zuvor in Bezug auf die Länge der Zeit erhalten hatten, die verstrichen ist, seitdem diese Grüfte nicht mehr als Begräbnisse benutzt werden, und sagte, daß es mehr als sechzig Jahre her wäre.

Auch erwähnte er, daß es andere, nicht sehr entfernte Plätze gebe, wo die Trockenheit der Atmosphäre dieselbe Wirkung in Verhinderung der Fäulniß der Leichen hervorbringe **).

Die große Anzahl von Leichenhaufen ohne Särge erklärte er daraus, daß während der Pest, die im Jahre 1713 zu Wien wüthete, zehntausend Personen daran starben, wovon ein großer Theil in die Grüfte der St. Stephanskirche begraben wurde, in die man sie wahrscheinlich mit mehr Eile als Ceremonie geworfen habe ***).

Särge zu öffnen, so würden sie nicht straflos bleiben. Eine solche Profanirung geschah in früheren Zeiten, um die Leichen etwa eines Ringelchens, das an dem Finger geblieben war, und dergleichen, zu berauben. Anm. des Uebers.

*) Würde das Wort „abergläubisch“ nicht in diesem Satze vorkommen, so wäre ich versucht zu sagen: „das ist nicht so.“ Es mußte dem Redenden wohl bekannt sein, daß man bei jeder Leiche geweihte Wachskerzen anzündet, u. s. w.
Anm. des Uebers.

**) Namentlich auf dem Josephsberge bei Wien, wo bis zu Joseph II., eine Karthause war. Anm. d. Uebers.

***) Auch dem möchte ich nicht unbedingt beipflichten. Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß die Pestleichen vor der Stadt,

Wenn ich das vor meinem Besuche am heutigen Vormittage gehört hätte, so würde mir trotz der hundertdreiundzwanzig Jahre, die seit jener Heimsuchung verflossen sind, das Schauspiel eben so sehr Furcht als Ekel eingeflößt haben. Indessen war in keinem Theile der Katakomben auch nur der geringste Geruch oder Mangel an frischer Luft zu bemerken.

---

insbesondere auf der Schmelz in großen Gruben bestattet wurden. In Grüften setzte man überhaupt nur wohlhabende und angesehene Leute bei. Anm. des Uebers.

Zweiundvierzigster Brief.

Der Herzog von Reichstadt. — Benehmen des Kaisers Franz gegen ihn. — Der Wiener Congreß. — Anekdoten vom Herzoge von Reichstadt und seinem Großvater. — Geheime Vorschläge Frankreichs im Jahre 1830. — Fürst Metternich's Antwort darauf. — Charakter und Gemüthsart des Herzogs von Reichstadt. — Inschrift seines Sarges.

4. December 1836.

Unter den vielen Dingen, die ich in Wien ganz anders gefunden, als ich es erwartet hatte, haben mich nur wenige so ergriffen, wie die Einzelnheiten, die ich in Bezug auf den Herzog von Reichstadt gehört habe. Es kann keinen stärkern Beweis unserer tiefsten Unwissenheit über das, was hier vorgeht, geben, als die vielen irrigen Meinungen, welche in Betreff seiner Stellung am Hofe seines Großvaters bei uns im Umlaufe sind.

Von der Stunde an, als der kleine König von Rom auf den Stufen des Pallastes zu Rambouillet von Maria Louise in die Arme ihres Vaters gelegt wurde, scheint der Kaiser von Oesterreich mit jener Einsicht, Redlichkeit und Zärtlichkeit, welche die Bestandtheile seines Charakters bildeten, sich entschieden zu haben, welchen Platz der Sohn Napoleons in seinem Reiche einnehmen und welchen Platz der Sohn seiner Tochter in seinem Herzen haben solle.

Von dem durch diesen Entschluß vorgezeichneten Benehmen wich er niemals ab, obwohl es sein kann, daß die ungewöhnlich anziehenden Talente und edlen Eigenschaften des Knaben ihn für das häusliche Glück des Kaisers bedeutsamer machten, als dieser es anfangs ahnen mochte.

Schönbrunn wurde zur Residenz der Mutter und des Kindes bestimmt, jener Pallast, in welchem vor kurzen fünf Jahren der allbesiegende Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen und die fürchterlichen Bedingungen des dem kaiserlichen Hause Oesterreich angebotenen Friedens dictirt hatte. Wir Alle wissen, wie die Bedingungen von dem, der sie angeboten hatte, gehalten worden sind. La Fontaine hat vor langer Zeit über diesen so wie über viele andere Gegenstände einen Wink gegeben, den man hätte benutzen können:

S'assure-t-on de l'alliance qu'a fait la necessité?

Und nun war der Sohn desjenigen, der zuerst solche Bedingungen zu stellen und dann den um einen so furchtbaren Preis erkauften Frieden wieder zu brechen gewagt hatte, den schützenden Armen des schwer gekränkten Potentaten anvertraut. Für gewöhnliche Gemüther hätte hierin etwas außerordentlich in Verlegenheit Setzendes gelegen. Was konnte, fürwahr, der ausdrucksvollen Redensart: une fausse position, genauer entsprechen, als der Aufenthalt des Sohnes des Erzusurpators eines halben Dutzends europäischer Throne am Hofe des Kaisers von Oesterreich in der Eigenschaft seines Enkels?

Aber die Seele Franz des Ersten hatte in sich nichts Gewöhnliches. Indem er einfach und ohne einen Schatten von Geheimniß handelte, wie ihm Gewissen und Einsicht

sagten handeln zu sollen, vermied er alle Schwierigkeiten, die in seinem Wege zu liegen schienen.

Wie oft habe ich in England vor etwa zwölf Jahren fragen hören: „Was in der Welt kann Oesterreich mit ihm anfangen?" Ich erinnere mich auch nicht eine einzige, genügende Antwort auf diese Frage vernommen zu haben. Seitdem ich aber hier gewesen bin, besonders seitdem ich Herrn von Montbels gedrängte aber ergreifende Geschichte des kurzen aber glücklichen Lebens des Herzogs von Reichstadt gelesen habe, ist mir klar genug, daß, wenn wir eine richtigere Kenntniß von dem Charakter des Kaisers von Oesterreich besessen hätten, diese Frage für uns durchaus keine schwierige gewesen sein würde.

Die Erklärung des Systems, das er befolgte, liegt in dem einzigen Worte: Wahrheit. Es war auf Wahrheit gegründet und wurde durch Wahrheit aufrecht erhalten. Keine politische arrière pensée mischte sich jemals in die Rathschläge, welche das Schicksal dieses vom Glücke seltsam betroffenen Kindes entschieden. Es war das Wort eines Souverains Europa gegenüber, es war die Treue eines Vaters gegen eine Tochter zu halten, welche, gleich einer zweiten Iphigenia auf dem Altare geopfert worden war, um die Sicherheit seines Volkes zu erkaufen, und sowohl jenes wie diese wurden gehalten. Mittelst einer eben so großen Richtigkeit als Gleichförmigkeit des Handelns und Denkens, wie es nur selten in den schwierigen Angelegenheiten dieses Lebens vorkömmt, wurde der kaiserlich abstammende Sohn eines Abenteurers *) allmälig aber

*) Ist ein starker Ausdruck in Bezug auf einen großen Mann, indessen adventurer hat in der englischen Sprache an sich keinen verächtlichen Nebenbegriff. Anm. des Uebers.

freimüthig gelehrt, seine durchaus einzige Lage zu begreifen, so daß das Bewußtsein derselben mit seiner Kraft gleichen Schritt hielt, ohne daß man ihn auch nur einen Augenblick die Pein leiden ließ, zu gewahren, er habe in diesen Betreff noch mehr zu erfahren. Der einzige Ausdruck des Bedauerns, den man sich von ihm erzählt, war, daß er auf der Reise von Rambouillet nach Schönbrunn, als er seine gewöhnlichen Gefährten vermißte, ausrief: „Ich habe keine Pagen mehr.“

Der Empfang der wiedererhaltenen Erzherzogin vom Volke war von dem Augenblicke an, als sie die Grenzen Oesterreichs wieder betrat, enthusiastisch liebevoll. Und gewiß rechtfertigt die Bewillkommnung ihrer selbst und ihres entthronten Kindes durch die kaiserlichen Familie, die zu diesem Zwecke in Schönbrunn versammelt war, vollkommen ihren Entschluß, sich und ihn dem liebenden Willen ihres kaiserlichen Vaters zu unterwerfen, als im Trotze gegen denselben sich und ihn unbekannten Gefahren auszusetzen.

Es würde selbst für den talentvollsten Romandichter schwer sein, eine Lage zu ersinnen, welche die Materialien zu einer seltsameren Verschiedenartigkeit der Gefühle so in sich vereinigte, wie die Maria Louisens während des berühmten Congresses von Wien. Obschon, was ihre eigene Person und ihren Sohn betraf, von jedem Mitgliede der kaiserlichen Familie auf das innigste geliebt, war sie doch verurtheilt zu sehen, wie diese fast jeden Tag, der herankam, irgend einem Feste widmete, das zum Jubel über den Sturz des Mannes gegeben wurde, dessen Gattin sie war, des Vaters ihres Sohnes, des Urhebers und der Quelle ihrer zwar kurzen aber fast beispiellosen Größe! — — —

Nachdem im Jahre 1818 die Frage wegen der Nachfolge des Sohnes Napoleon in den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla gegen ihn entschieden worden war, setzte der Kaiser definitiv den Rang und die Stellung fest, die er in Zukunft einnehmen sollte.

„Wir ertheilen," heißt es in der Urkunde, „dem Prinzen Franz Joseph Karl, Sohn unserer vielgeliebten Tochter, der Erzherzogin Maria Louise, den Titel Herzog von Reichstadt." In demselben kaiserlichen Patente wurde sein Wappen bestimmt und festgesetzt, daß er in Zukunft durch das ganze Kaiserthum den Rang unmittelbar nach den Erzherzogen von Oesterreich einnehmen solle. Besitzungen in Böhmen mit einem jährlichen Erträgnisse von etwa 500,000 Franken wurden ihm nach dem Tode seiner Mutter zugesichert, welche, so lange sie lebte, von den Einkünften der ihr auf Lebenszeit überlassenen Gebiete seine Apanage zu bestreiten hatte. Sobald Alles geordnet war, verließ Maria Louise Wien, wo sie bisher residirt hatte, und ging nach Parma.

Ob sie sich damals, oder zu einer spätern Periode von einem nicht mehr theuren Kleinod trennte, weiß ich nicht, aber ich habe im Besitze eines Individuums zu Wien das herrliche Miniaturportrait Napoleons gesehen, welches er als Brautgeschenk zur Verlobung nach Wien gesendet hatte. Die Silbereinfassung der außerordentlich großen Diamanten ist noch da und an der Rückseite, auf einem Stückchen des rothen Bandes der Ehrenlegion befindet sich noch eine Locke seines schwarzen Haares.

Von der Zeit der Abreise seiner Mutter an wurde der junge Franz Karl Joseph (der Name Napoleon war als Opfer des Friedens von Europa für ewig unterdrückt) nicht

nur der Genosse der Residenz des Kaisers, sondern auch fast ohne Ausnahme der Gefährte seiner Mußestunden. Wie sich aus Herrn von Montbels herrlichem Buche ergiebt, so wie nach Allem, was ich durch viva voce Erzählungen der höchsten Glaubwürdigkeit in Erfahrung gebracht habe, waren die Gespräche zwischen dem Herzoge von Reichstadt und seinem Großvater vom ersten Augenblicke an höchst freimüthig und offenherzig. Eins der frühesten verbreitet ein bewunderns werthes Licht über ihren Ton.

„Ist es wahr, Großvater," fragte das Kind, „daß ich Pagen hatte, als ich zu Paris war?"

„Ja, ich glaube, Du hattest Pagen."

„Ist es nicht auch wahr, daß ich König von Rom genannt wurde?"

„Ja, man nannte Dich König von Rom."

„Was ist das, König von Rom, Großvater?"

„Wenn Du älter bist, mein liebes Kind," erwiederte der Kaiser, „werde ich Dir das besser erklären können. Alles was ich Dir jetzt sagen kann, ist, daß ich, außerdem daß ich Kaiser von Oesterreich bin, auch König von Jerusalem heiße, ohne daß ich mit Jerusalem irgend etwas zu schaffen habe. Wohlan, Du warst genau so König von Rom, wie ich König von Jerusalem bin."

Der Knabe schien über diese Antwort lange nachzudenken, aber er sagte nichts weiter.

Wenn der Hof während des Sommers Wien verließ und auf das Land zog, wurden der Kaiser und der junge Herzog von Reichstadt vollkommen unzertrennlich. Sie aßen stets zusammen, und wenn der Kaiser die Absicht allein zu speisen aussprach, verstand sich von selbst, daß ein solcher Befehl den jungen Herzog von Reichstadt nicht ausschloß.

Als er etwa fünf Jahre alt war und der französische Maler Hummel den Auftrag hatte, ihn zu portraitiren, trat der Künstler in sein Gemach, als der junge Prinz eben sehr eifrig ein Peloton hölzerner Soldaten exerciren ließ. Der Maler, um die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich zu lenken, fing an von dem Spielzeug zu reden.

„Ich wollte, ich wäre ein Soldat!“ sagte der Sohn Napoleons, „ich würde tapfer fechten, ich würde Sturm laufen.“

„Aber Monseigneur würde Bayonnete finden, die ihn zurücktrieben und vielleicht tödteten.“

„Hätte ich denn kein Schwert, um sie abzuwehren?“ erwiederte der Knabe stolz.

Als das Portrait ziemlich vollendet war, fragte der Maler den Grafen Dietrichstein, den Erzieher des Prinzen, mit welchem Orden er es schmücken solle.

„Mit dem St. Stephansorden, den ihm der Kaiser in die Wiege sendete,“ erwiederte der Graf.

„Aber ich hatte viel mehr Orden, Herr Graf,“ sagte der Knabe.

„Ja,“ versetzte der Graf, „Sie tragen sie aber jetzt nicht.“

Diese Antwort beruhigte ihn.

Als Sir Thomas Lawrence im Jahre 1819 zu Wien war, stattete der persische Botschafter Abul Hassan, der ihn zu London kennen gelernt hatte, ihm einen Besuch ab und der junge Herzog von Reichstadt, der ihn zu sehen wünschte, war in die Wohnung des Sir Thomas zur Stunde, wo der Fremde dort erwartet wurde, geführt worden.

Der Perser trat ein und wurde dem jungen Herzog vorgestellt, begann aber alsbald sehr lebhaft mit dem Grafen von Dietrichstein englisch zu sprechen. Dem damals erst

achtjährigen Herzoge fiel dieses geräuschvolle und unartige Benehmen auf und er sagte ernst:

„Voilà un Persan bien vif; il me parait que ma présence ne lui cause pas le plus léger embarras.“

Die Schrift des Herrn von Montbel ist voll von Anecdoten dieser Art, und es giebt kaum eine einzige darunter, die ich nicht auch von Denjenigen hätte erzählen hören, welche gewohnt waren, dieses interessante Kind täglich zu besuchen. Die Entwickelung seiner glänzenden Talente ging nicht nur schnell von Statten, sondern währte bis zur letzten Stunde seines kurzen Daseins. Wenn man die Blätter seines begeisterten Geschichtschreibers liest, ist es unmöglich, das feurige Temperament, die glühende Liebe für kriegerischen Ruhm, die merkwürdige Fähigkeit in den Gemüthern anderer Menschen zu lesen, welche er so offenbar von seinem Vater geerbt hatte, zu verkennen. Zum Glücke verhinderte aber das, ihn gleichsam von allen Seiten umgebende Erziehungssystem, daß diese gewaltigen Neigungen an seinem moralischen Gefühle nagten, und glücklich, fürwahr glücklich starb der edle Jüngling, während der strahlende Geist, der in ihm glühte, noch nicht durch die faulen Ausdünstungen, welche solche Seelen stets aus der Erde ziehen, getrübt worden war.

So kurz aber auch seine irdische Laufbahn war, blieb sie doch nicht gänzlich von Versuchung frei, ja diese war gerade von einer solchen Gestalt, die noch die meiste Wahrscheinlichkeit hatte, ihn zu verlocken. Die schützende Fürsorge aber derjenigen, welche ihn so innig liebten, war in der Nähe, um ihn zu bewahren und er starb unschuldig an dem Blute Tausender, das ein minder redliches Betragen würde fließen gemacht haben. Herr von Montbel

theilt, indem er von der französischen Revolution vom Jahre 1830 spricht, folgendes mit:

"A peu près à l'époque de mon arrivée à Vienne *), y vint aussi un personnage dont le nom célèbre dans les fastes de la révolution et de l'empire est mêlé à toutes les époques de l'histoire de nos convulsions politiques, et qui, redoubtable à tous les partis, fut souvent invoqué par eux à cause de l'habilité qu'on reconnaissait à celui qui le portait alors. Cet homme venait, chargé de faire des propositions positives en faveur du Duc de Reichstadt, mais sous le voile d'une toute autre mission. Ses communications furent écoutées, mais avec un calme froid qui déconcerta ses projets: il s'éloigna peu de tems après. De nombreuses tentatives se succédèrent dans le but de faire paraître le jeune duc, soit en France, soit en Italie: quelques-unes des propositions furent développées avec suite; elles étaient soutenues d'exposés circonstanciés sur la composition du parti, son but, ses ressources, ses moyens d'exécution.

* * *

"Ses propositions motivées, cette constitution formelle, furent présentées au Prince de Metternich pour lui prouver qu'on voulait faire du gouvernement, et non de la doctrine; il n'entra pas dans la discussion des moyens, il se contenta de dire: 'Que demandez-vous, et qu'attendez-vous de nous?'

"'Que vous nous laissiez conduire le Duc de

---

*) Herr von Montbel war unter Karl X. Minister des Innern. Anm. der Verfasserin.

Reichstadt à la frontière de France: sa présence, le nom magique de Napoleon renverseront en un instant le frêle édifice qui pèse en chancelant sur notre patrie, et qui sans cesse nous menace de ses ruines.'

"'Quelle garantie aura le Duc de Reichstadt de son avenir?'

"'L'amour et le courage des Français l'entoureront, et formeront un rampart autour de lui.'

"'Au bout de six mois il se trouverait entouré d'ambitions, d'exigences, de ressentimens, de haines, de conspirations; il se trouverait au bord d'un abîme. Je vous l'ai déja dit,—l'Empereur tient trop à ses principes et à ses devoirs envers ses peuples, aussi bien qu'au bonheur de son petit-fils, pour jamais se prêter à de semblables propositions. Du reste, vous vous abusez entièrement sur l'issue de votre entreprise, ou plutôt sur la durée de ses résultats. *Faire du Bonapartisme sans Bonaparte est une idée absolument fausse.*'"

Eine solche Antwort auf Vorschläge, welche manchem anderen Staatsmanne eine Laufbahn fast unbegrenzter Macht für das Land, womit er sich identificirt hatte, zu öffnen geschienen hätte, rechtfertigt vollkommen die Bemerkung, welche ich kürzlich von einem Manne gehört habe, der mit dem Gegenstande, von dem er sprach, vollständig und technisch vertraut war.

„Die Archive unserer Staatspolitik," sagte er, „könnten der ganzen Welt geöffnet werden. Es giebt in ihnen keine einzige Urkunde, die uns nicht Ehre machte."

Obschon der Herzog von Reichstadt mit dieser Entscheidung (und zwar aus Ueberzeugung von ihrer Weisheit und Redlichkeit) vollkommen zufrieden war, machten die

politischen Erschütterungen jener Zeit auf ihn doch einen sehr tiefen Eindruck. Seine ersten Worte, als er von den zu Paris stattgefundenen Ereignissen hörte, waren: „Ich wollte, der Kaiser erlaubte mir, mit seinen Truppen dem Könige Karl X. zu Hülfe zu ziehen."

Jedes Gefühl, jeder Gedanke, der von ihm aufbewahrt wird, und Vieles lebt im Andenken Aller, die ihn kannten, liebevoll fort, trägt die Spuren großer Erhabenheit und Würde des Charakters; Manches legt aber auch das unzweideutigste Zeugniß für einen Geist ab, der in seiner Reife Ruhe niemals hätte ertragen können.

Es ist unmöglich, auch nur für einen Augenblick die Angemessenheit des gleichförmigen Verfahrens des Kaisers Franz in Bezug auf die völlige Aufklärung des Herzogs von Reichstadt über Alles, was das Leben und die Zeit seines außerordentlichen Vaters betraf, in Zweifel zu ziehen. Von seinem funfzehnten Jahre an wurde ihm von dem Grafen Dietrichstein jedes über diesen großen Gegenstand erschienene Werk in die Hände gegeben, und es kann nicht anders sein, als daß jener mehr als alles Andere seine Seele interessirte und beschäftigte. Dies mußte nothwendiger Weise in hohem Grade jene heftige Ruhmbegierde erzeugen, welche, wenn er am Leben geblieben wäre, seinem Glücke nicht anders als feindselig hätte sein können. Aber man hatte keine andere Wahl, außer man hätte den armseligen und vergeblichen Versuch machen wollen, ihn über Das in Unwissenheit zu erhalten, womit er doch gewiß einst vor allen anderen Dingen bekannt werden mußte.

Man hat indessen hohen Grund zu glauben, daß, obschon die Laufbahn seines Vaters in ihm die Liebe zum Ruhm angefacht haben mochte, doch dessen schrankenloser

Ehrgeiz weder die Klarheit seines Urtheils, noch die Redlichkeit seiner Grundsätze trübte. Einige auf vollkommene Gewähr sich stützende Anekdoten aus seinem kurzen Leben beweisen dies. So erzählte während eines Gespräches dieses betrauerten jungen Mannes mit dem Marschall Marmont, der Letztere, daß er mit dem großen Feldherrn vor vielen Jahren sich über den vergleichungsweisen moralischen Werth eines gewissenhaften Mannes und eines Mannes von Ehre unterhalten habe. „Der Kaiser Napoleon," sagte der Marschall, „gab dem Manne von Ehre den Vorzug."

„Und ich," erwiederte der junge Herzog, „gebe den Vorzug entschieden dem gewissenhaften Manne. Die Grundlage eines solchen Charakters ist fest und unerschütterlich und beruht auf Grundsätzen, die von den menschlichen Leidenschaften völlig unabhängig sind."

Oft unterhielt er sich während seiner letzten, langen Krankheit mit seinem Arzte, dem gelehrten und berühmten Dr. Malfatti über literarische Gegenstände. Als er eines Tages mit großem Enthusiasmus von den Dichtungen Byrons sprach, antwortete der Doctor, indem er zwar die großen Gaben des englischen Barden anerkannte, aber die Art beklagte, womit er nur zu oft durch Lehren des Zweifels, ja der Verzweiflung seine Seele von der einzigen Quelle der Hoffnung und des Trostes abwendig machen ließ. „Combien est superieur," fuhr Malfatti fort, „l'être humain, tel que le conçoit Lamartine, dans l'épitre qu'il a adressée à Byron lui même:

Borné dans sa nature, infini dans ses vœux,
L'homme est un dieu tombé, qui se souvient des cieux."

„Das ist ein großer und schöner Gedanke," rief der arme Kranke aus, „ich wünschte, ich wäre mit Lamartine's Dichtungen bekannt."

Dr. Malfatti sendete sie ihm unverzüglich, und wurde, als er am folgenden Morgen seinen Besuch machte, von dem jungen Prinzen mit Ausdrücken des lebhaftesten Dankes empfangen. „Ich habe Lamartine's schöne Meditationen wiederholt gelesen," sagte er, „lassen Sie uns zusammen lesen."

Der Herzog von Reichstadt ergriff das Buch und las laut. Als er aber zu den Versen kam:

Courage, enfant déchu d'une race divine!
Tu portes sur ton front ta céleste origine.
Tout homme, en te voyant, reconnait dans tes yeux
Un rayon éclipsé de la splendeur des cieux.

bebte seine Stimme; „sie schienen," wie Malfatti in der Mittheilung dieser Scene an Herrn von Montbel sagt, aus dessen Buch ich die Anekdote entlehne, „von dem Dichter an ihn selbst gerichtet zu sein."

Alle Umstände der letzten Scenen dieses kurzen, aber interessanten Lebens, welche der Herr von Montbel giebt, und noch viele andere im Andenken der Menschen fortlebende Anekdoten, sind voll Rührung und von dem tiefsten historischen Interesse. Aber ich habe dieses bewunderungswürdige Buch schon zu sehr geplündert und kann nur hinzufügen, daß ich Dir ernstlich empfehle, es unverzüglich zu lesen. Ich habe so viel von diesem letzten, nur zu vergänglich gewesenem Ueberrest des größten Triumphes Napoleons, seiner Verschwägerung mit dem Hause Oesterreich gesagt, daß ich versucht bin mit der Inschrift seines

Sarges, der in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern beigesetzt ist, zu schließen.

Æternae . Memoriæ .
Jos . Car . Francisci . Ducis . Reichstadiensis .
Napoleonis . Gall . Imperatoris .
et .
Mar . Ludovicæ . Arch . Austr .
Filii .
Nati . Parisiis . 20 . Mart . 1811 .
In . Cunabulis .
Regis . Romæ . Nomine . Salutati .
Ætate . Omnibus . Ingenii . Corporisque .
Dotibus . Florentem .
Procera . Statura . Vultu . Juveniliter . Decoro .
Singulari . Sermonis . Comitate .
Militaribus . Studiis . et . Laboribus .
Mire . Intentum .
Phthisis . Tentavit .
Tristissima . Mors . Rapuit .
In . Suburbano . Augustorum . Ad . Pulchrum . Fontem .
Prope . Vindobonam .
22 . Julii . 1832 .

Ich habe drei Gründe, wegen welcher ich es für gut gethan halte, diese Gedächtnißschrift mitzutheilen.

Erstens ist sie schön;

Zweitens ist sie wahr; und

Drittens, hat sie (gleich allen anderen wahren und schönen Dingen, welche Oesterreich angehören) noch nicht die Reise durch jedes cabaret von Europa gemacht.

Dreiundvierzigster Brief.

Die Oper. — Don Juan. — Thalberg. — Paganini. — Vergleich des Piano und der Violine. — Vieuxtemps. — Bürgerliche Aristokratie. — Die Banquiers von Wien. Ihre Stellung in Bezug auf die vornehmsten Cirkel. — Vorrechte der Fremden. — Eine Gesellschaft.

12. December 1836.

Abermals war ich in der Oper, wenn man aber keine neuen Sänger herbeischafft, wird dies wohl das letzte Mal gewesen sein. Ich hatte zwar schon früher diesen Entschluß beinahe gefaßt; aber die Ankündigung des Don Juan verleitete uns wider unseres besseres Wissen zum Hoffen und mit der thörichten Einbildung, daß der Don Juan überall Don Juan sein müsse, wagten wir uns wieder vor den Vorhang des Apollo mit den neun Musen *). Statt daß aber die Sache besser gewesen wäre, weil die gemordeten Arien von Mozart waren, war sie vielmehr, wie wir leicht hätten vermuthen können, ohne allen Vergleich schlimmer. Ach! Die Zerlinen meiner Jugend!

---

*) Dies ist kein Tropus, sondern der Gott mit den Musen prangt wirklich auf dem Vorhange im Opernhause (Kärnthnerthortheater) zu Wien. Anm. des Uebers.

Sind sie denn alle nicht mehr im Reiche der Töne? Einen Vortheil habe ich indessen aus diesem unglücklichen Wagnisse doch gezogen, die Ueberzeugung nämlich, daß das Andenken an das, was an und für sich vortrefflich war, ein positives, gegenwärtiges Gut und es mithin weise ist, wonnevolle alte Erinnerungen nicht durch unangenehme neue Eindrücke zu stören. Für die Zukunft werde ich daher mein Magazin alter musikalischer Erinnerungen unangetastet lassen, und wenn ich schon in diesen entarteten Tagen und an Orten, wo es keine Stimmen giebt, Musik hören muß, soll es wenigstens eine solche sein, die ich nie zuvor vernommen habe.

Wir sind auch in einem Concerte des berühmten Pianisten Thalberg gewesen. Sein Ruf ist sowohl zu London, als zu Paris bereits so begründet, daß ich nichts mehr hinzuzufügen brauche. Er leistet zuverlässig auf dem Pianoforte mehr als je ein Sterblicher vor ihm und die Pariser Karrikatur, die ihn mit zehn Fingern an jeder Hand vorstellt, ist in der That eben sowohl ein gerechtes als ein sinnreiches Lob.

Indem ich aber über seine außerordentlichen Leistungen staune, überzeuge ich mich, das Pianoforte sei nicht wie die Violine ein Instrument, dessen Macht des Ausdruckes keine Grenzen gesetzt sind. So glänzend und brillant auch die Harmonie ist, die es unter Thalbergs Händen hervorbringt, können seine Combinationen doch zu verworren werden, und wenn das, was die Franzosen so ausdrucksvoll le chant nennen, aus den Augen gelassen wird, so geht auch der richtige Gebrauch des Instrumentes verloren.

Selbst wenn ich dem fast übernatürlichen Spiel Pa=

ganinis zuhörte, sehnte sich mein Ohr oft, die Arie von dem feu d'artifice, das sie umknisterte, befreit zu wissen: nichtsdestoweniger war jeder Ton, den er hervorbringen wollte, ein neuer Beweis, daß sein Instrument in seinen Händen eine Sprache redete, die es nie zuvor geredet hat. Seine Gewalt der Ausführung kam nur dem erfinderischen Geist der Harmonie in ihm selbst gleich; seine reiche Phantasie ersann keinen Ton, keine Reihe von Tönen, die das gelehrige Instrument unter seiner magischen Berührung nicht wiedergegeben hätte. So ist es aber nicht mit dem Pianoforte, dessen völlig fertige Töne nur durch die kunstgerechte und geschickte Weise, in welcher sie angeschlagen werden, bezaubern können, aber niemals neue, vorher auch nicht einmal geträumte Klänge hervorbringen könne, das Spiel des Künstlers möge beschaffen sein, wie es wolle. Wenn Thalberg niemals hätte Paganini spielen hören, so wäre er wahrscheinlich der beste Pianist geworden, den es jemals gab: jetzt muß er sich aber, meiner Meinung nach, sehr in Acht nehmen, auf daß sein Ehrgeiz nicht mit seinem Urtheile davon laufe und sein Pegasus, zu stark angetrieben, nicht unter ihm zusammenbreche. Der Saal, in welchem er das Concert gab, war gedrängt voll, und ich habe niemals einen herzlicheren und enthusiastischeren Beifall gehört, als derjenige war, der diesem bewunderungswürdigen Künstler gespendet wurde.

Seit diesem Concerte hatte ich das Vergnügen, ihn in einer Privatgesellschaft zu hören, und die wunderbare Vollendung seines Spiels trat da sogar noch mehr hervor, als es in dem größeren Saale der Fall gewesen war. Zuverlässig weiß er seine Finger zu gebrauchen, wie niemals zuvor Finger gebraucht worden sind. Thalberg war

jedoch, so groß er auch ist, nicht der einzige musikalische Schmuck der Gesellschaft, in welcher ich ihn hörte. Ein junger Mann, fast noch Knabe, Namens Vieuxtemps, spielte ein Concert von seiner eigenen Composition auf der Violine in einer Art, welche, wenn ich mich nicht täusche, eine sehr große und überragende Meisterschaft in seinem Berufe verspricht. Was dieses erste aller Instrumente betrifft, ist es für das Interesse der Kunst besser, Paganini und seine Wunder zu vergessen, und wenn dies geschehen ist, wage ich zu sagen, daß der junge Vieuxtemps eine sehr werthvolle Erwerbung für die europäische Instrumentalmusik zu werden verspricht. Er hat Geschmack, Gefühl und Phantasie, auch zeichnet sich sein Spiel bereits durch Zartheit und Kraft aus. Ich hoffe, daß er bald auch London besuchen wird. Das Haus, wo wir diesen doppelten Ohrenschmaus genossen, gehört zu den ersten unter denen der bürgerlichen Aristokratie von Wien. Das ist eine so eigenthümlich von Allem über, und Allem unter ihr geschiedene Klasse, daß ich, insofern ich es unternehme, Dir ein Porträt von Wien zu geben, schlechterdings auf alle Aehnlichkeit verzichtete, wenn ich Dir die geschiedene und völlig gesonderte Existenz dieses sehr reichen Theiles seiner Einwohner nicht schilderte.

Weder in London noch in Paris giebt es irgend etwas, das der Stellung, welche die Wiener Banquiers in der Gesellschaft einnehmen, auch nur im geringsten ähnlich wäre. Ihr Reichthum als Körperschaft ist unermeßlich, und als solche haben sie, und müssen auch beträchtlichen Einfluß und Wichtigkeit im Staate haben. Auch individuell genommen ist in manchen Fällen ihr Reichthum so groß, daß ihr Aufwand den der ersten Großen der Monarchie

sehr nahe kömmt. Ueberdies haben Viele ihren Familien den Adel gekauft.*) Ich glaube, einige der vornehmsten Mitglieder dieser Classe, sind baronisirt. Aber dem Allem zum Trotze, ungeachtet ihrer Titel, ihres Reichthums, ihres Einflusses und ihrer großartigen Lebensweise, werden die Banquiers in die höheren Kreise eben so wenig zugelassen oder als zulässig betrachtet, als wären sie noch die anspruchlosen Goldschmiede, welche ihre Vorfahren gewesen sind.

Daß in einem Handelslande, wie England es ist und Frankreich es schnell werden wird, sich dies anders verhält, kann eben so wenig überraschen, als wir vielleicht vernünftig handeln, wenn wir Erstaunen ausdrücken, daß es in Wien ist wie es ist. Obschon dies von Jedermann bei einigem Nachdenken zugegeben werden wird, ist die Wirkung dieser Einrichtung für einen Fremden darum nicht minder merkwürdig. Und nur für einen Fremden kann diese Wirkung bemerklich sein, denn nur er befindet sich in einer Lage, die ihn in den Stand setzt, von einer Klasse zur andern überzugehen, ohne Verrath an irgend einer von Beiden zu begehen. Es kömmt mir zuweilen vor, als nähere sich unsere Stellung gewissermaßen der des diable

*) Die österreichische Regierung verkauft unter keiner Bedingung Adelspatente. Ich habe schon bemerkt, daß es das Vorrecht der k. k. privilegirten Großhändler (was die Banquiers zugleich sind), ist, daß sie den Adel erhalten, wenn sie ständische Güter kaufen. Diese gesetzliche Anordnung stammt aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia her, welche reiche Handelsleute in das Land zu ziehen bemüht war, und das Hinderniß hinwegräumte, das dem Ankauf von Herrschaften durch solche Individuen im Wege stand. Anm. des Uebers.

boiteux, da wir viele Dinge aus einem Gesichtspunkte, zu dem außer uns Niemand Zutritt hat, betrachten können.

Nichtsdestoweniger aber, und trotz dieses großen und offenbaren Vortheils unserer Stellung fühle ich mich bis jetzt noch nicht befähigt, über diesen geheimnißvollen Gegenstand ein klares Urtheil zu fällen; wenn aber unsere Bekanntschaften nach beiden Richtungen so schnell zunehmen sollten, wie es den Anschein hat, werde ich wohl vor Ablauf des Winters im Stande sein, mit der Weisheit eines Orakels darüber zu sprechen. Einstweilen kann ich Dir nur die Dinge oben und unten, ça et là, genau so beschreiben, wie ich sie finde, vielleicht daß, indem ich dieses System befolge, Dein Geist allmälig so erleuchtet werden wird, um die Sache ganz so zu begreifen, wie nur immer ich selbst.

Also um mit der glänzenden Gesellschaft zu beginnen, in welcher wir Thalberg und Vieuxtemps spielen hörten. Es war im Hause der Baronin E—, und Alles ging in einem vortrefflichen Style. Die Wohnung ist kürzlich neu eingerichtet worden, und zuverlässig hat Monsieur le Baron keine Kosten und Madame la Baronne keine Mühe gespart, um die Gemächer mit Eleganz auszustatten. Sie sind es in der That, und obschon ich das heimathliche Gefühl, welches mich die glänzendsten Gemächer, wenn sie sich im Hause einer andern Person befinden, für eine minder aristokratische Residenz halten läßt, als viel weniger prachtvolle Zimmer in einem Hause, dessen Eigenthümer man ist, vielleicht nie ganz überwinden werde, so muß ich doch gestehen, daß sowohl in diesem als in vielen andern Fällen die bürgerliche Aristokratie von Wien „parfaitement bien logée“ ist. Ich ziehe diese Redensart bei

dieser Veranlassung jeder andern vor, weil es sie war, die ich diesen Abend von Vielen in der Gesellschaft hörte, wenn sie die Hausfrau über ihre neue Wohnung becomplimentiren: „Vous êtes parfaitement bien logées, mais parfaitement," waren Worte, die diesen Abend sehr häufig wiederholt wurden. Und die Worte waren wahr. Ein schöner Vorsaal, ein eleganter Saal zum Ball oder Concert, mit polirten Wänden von weißem Stuck, welche die Menge Wachslichter, die im prächtigen Kronleuchter von or-molu an der Decke herabhängen, herrlich zurückspiegelten, eine Reihe von wohleingerichteten Gemächern, welche, wenn ich nicht irre, aus drei Sitzzimmern, dem Schlafkabinet der Baronin mit eleganter Draperie, und dem Ankleidezimmer des Barons mit einer reichen silbernen Toilette und einem glänzenden Pfeifenmagazin bestand, waren Alles, was wir betraten, aber das war hinreichend, um das oft wiederholte Compliment zu rechtfertigen: „Vous êtes parfaitement bien logées — mais parfaitement!"

Die Gesellschaft war außerordentlich gut gekleidet, und viele Diamanten, die man in England very fine nennen würde, strahlten die zahllosen Lichter zurück, aber was diesen Punkt betrifft, reichen schon wenige „entrées" bei der „haute volée" vollkommen hin, um sich hierbei sehr vornehme Mienen zu geben. Das Majoratsgesetz, welches die Juwelen des Adels so strenge bewacht als seine Schlösser, hat zur Folge, daß die forterbenden Diamanten Oesterreichs die der ganzen Welt überstrahlen, einige von den Perlen aber, die ich diesen Abend sah, können gewiß nirgends übertroffen werden. Eine Dame, eine höchst bezaubernde Frau und meine erste

Bekanntschaft hier, trug eine Halsschnur von Perlen, welche zwanzigtausend Pfund Sterling*) gekostet hatte. Diese einzige Thatsache genügt, um zu beweisen, daß der Reichthum, den man unter dieser Classe findet, anderswo hinreichen würde, um fast jeden Flecken in der Abkunft zu verwischen, wenigstens so weit der oberflächliche Verkehr der Gesellschaft geht: in Oesterreich aber ist es anders.

Au reste, die Musik war, wie ich Dir schon erzählt habe, sehr gut und die Gesellschaft anderen Gesellschaften sehr ähnlich mit Ausnahme, daß die Hausfrau, eine außerordentlich schöne Dame, in vollerem Putz war als sonst irgend jemand, ein Vorzug, den man, wie ich glaube, nicht überall trifft.

---

*) Ist etwas viel. Anm. des Uebers.

Vierundvierzigster Brief.

Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste. — Glanz der Kaufläden. — Bonbons und ihre Unbequemlichkeiten. — Christbäume. — Vermählung der Erzherzogin Therese mit dem König von Neapel. — Anzug der Herren. — Wir werden dem türkischen Botschafter vorgestellt. — Die Esterhazy'sche Bildergallerie.

den 24. December 1836.

Seit einigen Tagen herrscht wegen der Vorbereitungen zur Feier des Christfestes in der ganzen Stadt eine mehr als gewöhnliche Lebhaftigkeit. Die Kaufläden wetteifern, welcher die lockendste Schau der Artikel in ihren verschiedenen Fächern auszustellen vermöge, und obschon der größere Raum in London auch größere Kaufläden und Ausstellungssäle gestattet, sind sie doch nichts Glänzenderes und Schöneres zu bieten im Stande, als man hier zu sehen bekömmt.

Was die wichtigen Artikel, als Shawls, Spitzen, Seidenstoffe, Atlas und so weiter angeht, ist es kaum möglich, daß sie irgendwo übertroffen würden. Die Gold- und Silberarbeiter und Juwelire überbieten in ihren reichen Ausstellungen zuverlässig die von Frankreich und England, etwa die inneren Geheimschätze von Rundel und Bridges,

oder Hamlets ausgenommen. Die Ausstellung von geschliffenem Glas ist über alle Begriffe zart und schön, und man glaubt sich fast in dem Gebiete irgend eines Zauberers, so strahlend, so geschmackvoll und so phantastisch in Gestalt und Farbe sind die Schöpfungen der böhmischen Glasfabriken.

Die Fenster der Zuckerbäcker prangen allerdings nicht, wie bei uns, mit Rosinenkuchen majestätisch in ihren grandiösen Verhältnissen und glänzenden Verzierungen; dafür sind sie Magazine von Bonbons, welche die Augen blenden, wenn man eintritt, denn da flimmert und funkelt es, wie in Grotten mit tausend Kristallen. Die Kunst, in Zucker zu arbeiten, ist nirgends, selbst in Paris nicht, zu einer größeren Vollkommenheit gebracht worden, als hier. Man kann alle Früchte der Erde, es sei in oder außer der Jahreszeit, genießen, während man glaubt, man habe es nur mit Zuckerkörnern zu thun. Diese Leckereien sehen allerdings im äußersten Grade lieblich aus; wenn ich indessen eine Wiener Dame wäre, so würde ich das elegante, pyramidalische Tragebrett damit niemals unter meinen Gästen herumgeben lassen. Jedes dieser Bonbons ist zierlich in ausgeschnittenes Papier gewickelt, damit es zum Munde geführt werden könne, ohne die Handschuhe zu beflecken; die Folge davon aber ist, daß die Reinlichkeit der Teppiche des Gesellschaftszimmers darunter unvermeidlich leidet, denn es ist nicht ungewöhnlich, nach ein paar Trachten von Erfrischungen, den Fußboden ganz mit solchen Zuckerpapierchen bestreut zu sehen.

* * *

Alle diese Extravorbereitungen zum Genusse sind aber keineswegs auf die wohlhabenderen Klassen beschränkt. An

jeder Straßenecke sieht man Frauen aus den niedrigsten Ständen um Christbäume feilschen, die mit buntem Papier herausgeputzt sind. Diese Bäume, welche, wenn ich nicht irre, stets Sprossenfichten sind, werden in jeder Größe und für jeden Preis fast von jeder Familie in Wien, die noch junge Leute hat, gekauft. Auch ist diese Sitte keineswegs der Hauptstadt eigenthümlich: wie man mir sagt, giebt es keine Hütte in Oesterreich, die nicht etwas der Art hat, um diese freudenreiche Zeit zu feiern. Der Baum heißt der „Baum des Jesukindes," und an den Zweigen hängen allerlei niedliche Spielsachen, Bijoux und Bonbons, welche unter die beim Feste Anwesenden vertheilt werden. An den Bäumen, die auf den Straßen verkauft werden, wird der Platz kostbarerer Geschenke, mit Aepfeln, Rosinen, Kastanien oder Pfefferkuchen behangen; alle aber sehen mit ihrem bunten Papierschmuck gefällig und feiertagsmäßig aus. Ich habe in dem Antlitze mancher armen Frau, welche zwischen Zweigen, die mit rothem, und anderen, die mit blauem Papier geschmückt waren, schwankte, genau eben so viele Freude gesehen, wie sie nur die reichste Dame empfinden konnte, während sie die elegantesten und kostbarsten Geschenke für ihre Verwandte und Freunde aussuchte.

In einigen Häusern wird der Baum am heiligen Abend, welcher heute ist, aufgestellt, in anderen morgen. Für heute sind wir von der Fürstin Metternich eingeladen, welche eine Schaar kleiner Prinzen und Prinzessinnen in superlativem Grade glücklich zu machen gedenkt. Von da gehen wir in eine spätere Gesellschaft derselben Art, welche größeren Kindern gegeben wird, und für morgen sind wir zur Wiederholung des Baumfestes in dem Hause eines anderen, gütigen Freundes eingeladen.

Am Neujahrsvorabend wird uns ein Concert und Souper im neuen Jahre willkommen heißen, und an dem Abend des Neujahrstages selbst ist bei dem Fürsten Metternich Galla, welche so glänzend werden wird, als Diamanten und ungarische Trachten sie nur machen können.

Dies Alles ist aber nur der Vorgeschmack der Wiener Freuden. Der Carneval kommt, und wenn Alles wahr ist, was man von ihm erzählt, so wird die Zerstreuung, die er mit sich bringt, ohne Zwischenraum und Unterbrechung dauern, bis er vorüber ist.

Auch bei Hofe scheint es lebhafter zu sein, als gewöhnlich, und zwar wegen der herannahenden Vermählung der Erzherzogin Therese mit dem Könige von Neapel. Der entscheidende Courier, welcher den Tag und so fort festsetzt, ist vergangenen Dinstag angekommen; drei Tage später fand ihre Vorstellung als Braut des Königs von Neapel statt; am Montag des Morgens wird sie durch Procuratoren vermählt werden, und des Abends ist Gallaconcert als fête du mariage.

Gestern Abends empfing der türkische Botschafter Gesellschaft und zum ersten Male, seitdem die Christenheit steht, glaube ich, beehrten ihn die Damen von Wien mit ihrer Anwesenheit. Er hatte bekannt machen lassen, daß er, da es das „Geburtsfest des Sultans" sei, erwarte, daß alle Herren in vollem Gallaanzuge erscheinen. Eine solche Anzeige würde in jedem Lande den Glanz eines Salons erhöhen, hier wird sie aber gewiß eine im höchsten Grade brillante Wirkung hervorbringen.

Noch keine Gesellschaft hatte stattgefunden, welche so vieles Gerede vorher veranlaßte, als diese. Alle Welt schien zu erwarten, daß etwas ganz Außergewöhnliches sich

bei einem Ceremonienbesuche bei einem Türken ereignen müsse. In der That lag etwas Pikantes in dem Gedanken, daß Damen zum ersten Male, seitdem die Welt steht, das Haus eines Muselmannes mit der vollen Freiheit betraten, es nach Belieben wieder zu verlassen.

Der Zugang zu dem osmanischen Gebieter war von bunten Lampen erleuchtet, und man las in Transparentschrift die Worte Mahmud Sultan. Die Art, wie die Gesellschaft zu dem Botschafter geführt wurde, war so wie man sie nur wünschen konnte, ganz à la Stamboul. Wir mußten durch zwei Zimmer zwischen einer Doppelreihe von türkischen Dienern schreiten, die auf echt orientalische Manier ihre Augen mit den Händen verhüllten, wenn Damen durchgingen. Nichts konnte besser sein. Aber bevor wir uns noch zwischen derselben ehrfurchtsvollen Dienerschaft wieder entfernten, wurde die Wirkung der verhüllten Augen, wenigstens was mich betraf, sehr vermindert. Ein Herr erzählte mir nämlich, es sei bei allen Gallaveranlassungen Sitte, daß die fremden Gesandtschaften einander ihre Diener leihen, und der Nuntius des Papstes habe höchst gefällig eine beträchtliche Anzahl geliefert, so daß also die verhüllten Augen in der That keine türkischen Augen waren.

Das Empfangszimmer war bereits ganz voll, als wir eintraten, und bot einen außerordentlich glänzenden Anblick. Es ist unmöglich, sich eine imposantere, graziösere, die Gestalt besser hervorhebende Tracht zu denken, als die der ungarischen Cavaliere. Viele Herren trugen Militäruniformen, und noch mehrere glänzende Hofuniformen, die über und über von den Decorationen einer Menge verschiedener Orden funkelten. Das Alles bildete zusammen eine

solche Versammlung, daß man durch sie die tröstende Gewißheit erhielt, es gebe trotz aller Mühen, die man sich in vielen Theilen der Welt gegeben, dasselbe zu vernichten, das genus „gentleman" noch in seiner ganzen Vollkommenheit.

Wäre es nicht um der zärtlichen Liebe willen, die ich für mein eignes schönes Geschlecht fühle, so würde ich wünschen, daß mit der Toilette der Männer eine solche Reform vorgenommen würde, daß ihre Anzüge der österreichischen Gallatracht so ähnlich als möglich sähen. Aber die Neuerung würde offenbar dem Interesse der Frauen widerstreiten. Jetzt haben sie nicht nur ihre persönlichen Reize, um sie zu dem strahlendsten Theile einer jeden Gesellschaft zu machen, sondern diese Reize werden auch durch die lieblichsten Anzüge gehoben: während die Herren der Schöpfung durch die Tyrannei der Mode verurtheilt sind, alle körperlichen Vorzüge hinter einer Tracht zu verstecken, welche die am schlechtesten kleidende und zur Bezeichnung des Standesunterschiedes ungeeignetste ist, die nur jemals ein demokratischer Schneider in seinem Zorne erfunden hat. Wenn sich dies anders verhielte, so würde eine Assemblee der hohen Stände ein weit eleganteres Ding sein, aber die Damen würden dann nicht, wie jetzt, den einzigen glänzenden Theil der Gesellschaft bilden.

Aber auch die reiche ungarische Tracht konnte den Glanz der Diamanten nicht verdunkeln, welche auf Haupt, Busen, Schulter, Gürtel und Leib einer Schaar sehr edler und sehr liebenswürdiger Damen funkelten, welche alle gekommen waren, um dem Geburtsfeste des Sultans Mahmud Ehre zu erweisen und durch die Art unterhalten zu werden, womit sein Minister und liebenswürdiger Stellvertreter, Ahmed

Ferik Pascha, diese Huldigung empfangen würde. In dieser letzteren Beziehung hatten sie gewiß allen Grund, zufrieden zu sein; der artige Muselmann that Alles, was nur ein sterblicher Muselmann thun konnte, um zu beweisen, wie sehr er die ihm und seinem erhabenen Herrn erwiesene Ehre zu würdigen wisse.

Meine Tochter und ich hatten die Ehre, dem Türken bei dieser Veranlassung von dem Fürsten Metternich vorgestellt zu werden. Seine Excellenz redete mich durch seinen Dolmetsch auf das Verbindlichste an, indem er sagte: „die Vorsehung habe mir ein großes Glück gewährt, indem sie mich habe meine Tochter zu einer solchen Vollkommenheit heranwachsen sehen lassen."

Eis und Lemonade bahnten sich in Zwischenräumen Weg durch das Gedränge, eine Erleuchtung bunter Lampen schimmerte durch die Fenster des Gewächshauses und das Ganze schloß mit einer schönen Ausstrahlung jenes sanften ruhigen Kunstfeuers, welches man das bengalische nennt.

Das Schauspiel würde eine bessere Wirkung hervorgebracht haben, wenn der Gesandte die Gesellschaft in einem größeren Saale empfangen hätte, was sehr leicht geschehen konnte, da er den schönen Pallast des Fürsten Esterhazy *) in der Vorstadt Mariahilf bewohnt. Der Gedanke, auch Damen zu empfangen, scheint jedoch etwas plötzlich gekommen und der Pascha nicht ganz gewiß gewesen zu sein, ob eine hinreichend große Gesellschaft sich einfinden würde, um die Eröffnung der großen Gemächer nothwendig oder wünschenswerth zu machen. Dieser bescheidene Zweifel hatte

*) Einst Eigenthum des berühmten Staatskanzlers Fürsten Kaunitz. Anm. des Uebers.

zur Folge, daß das Empfangszimmer zu gefüllt war und man keine Promenade machen konnte. Letzteres war in der That ein Verlust, denn so wie die Gesellschaft beschaffen war, würde sie auf einem größeren Raume ein noch viel glänzenderes Schauspiel dargeboten haben.

In diesem Pallaste ist auch die schöne Gemäldesammlung des Fürsten Esterhazy aufgestellt, und ich vermochte derselben nicht so nahe zu sein, ohne eine starke Neigung zu empfinden, ihr noch näher zu kommen. Diese berühmte Gallerie war sonst dem Publikum geöffnet; seitdem aber der türkische Gesandte den Pallast bewohnt, ist dies nicht mehr der Fall.

Wenn ich nicht irre, so hingen einige schöne Gemälde in den gestern Abend geöffneten Gemächern. Ein kleiner Rembrandt strahlte hell genug, um mit Erfolg gegen alle die glänzenden Gegenstände anzukämpfen, die ihn umgaben, denn er zog meine Blicke in Momenten, wo ich gewiß mehr an Originale als an Gemälde dachte, unwiderstehlich an. Es ist eine kleine, ganze Figur, die eine Fahne trägt, und ich glaube, ich habe sie irgendwo in Kupferstich gesehen.

Fünfundvierzigster Brief.

Allgemeines Streben nach Unterhaltung. — Antheil der niederen Stände hieran. — Gegensatz mit dem reformirten Temperamente Englands. — Besuch beim Christbaum der Fürstin Metternich. — Eine andere Gesellschaft am heiligen Abend. — Der Christtag. — Der Mangel einer Kirche oder Kapelle für englische Protestanten.

26. December 1836.

Wenn der nun herannahende Carneval noch lebhafter und noch ununterbrochener in seinen Vergnügungen sein wird, als es die vorige Woche gewesen ist, so glaube ich, daß alle Volksklassen während der Fasten das Bett hüten müssen. Ich war noch nirgends, wo Unterhaltung so wesentlich das Geschäft des Lebens zu sein schien wie hier; in diese Zerstreuung ist jedoch eine sehr erfreuliche Thatsache verflochten, die nämlich, daß es keinen „überarbeiteten, so niedrigen und geringen armen Schelm giebt," der nicht irgend einen Theil daran hätte. Dieser Zug bringt eine wunderbare Verschiedenheit in dem Eindrucke hervor, den eine Reihe glänzender Feste auf das Gemüth des Zuschauers macht. Wo die höheren Stände und nur sie unaufhörlich beschäftigt sind, Vergnügungen nachzujagen, entsteht leicht im Herzen des Zuschauers, der an eine ruhigere und häuslichere

Lebensweise gewohnt ist, ein Gefühl des Tadels und der Verachtung und er hält nicht unwahrscheinlich Frivolität oder gar Lasterhaftigkeit für die Ursache einer so beharrlichen Jagd nach Zerstreuungen.

Wo aber die ganze Bevölkerung eines Landes, Jung und Alt, Reich und Arm, Männer und Weiber einem und demselben Antriebe gehorchen und sich im Kreise drehen, sucht und findet man die Ursache leichter in Neigungen, mit denen man auf eine viel angenehmere Weise sympathisirt.

Das österreichische Volk ist, wie Jemand, der unter ihm weilt, unmöglich übersehen kann, von Natur aus leichten Sinnes, sans-souci, und fast mit Leidenschaft für Alles, was wie Unterhaltung aussieht, ausgestattet. Wenn daher eine Jahrszeit ankommt, in welcher Fröhlichkeit, Scherz, Schmaus und Putz durch langes Herkommen, ja gewissermaßen durch die Religion selbst geheiligt sind, ist es äußerst natürlich, daß sie darnach so begierig jagen, wie Windhunde, wenn sie von der Leine gelassen werden und ihr Lieblingswild auf den Beinen ist.

Das müßte ein sehr sauertöpfischer Mensch sein, der bei diesem allgemeinen Gefühl allgemeiner Lust theilnahmslos bleiben könnte. Auch wäre meine Freude als Zuschauerin vollkommen ungetrübt gewesen, wenn ich nicht an die langen, trübseligen Gesichter daheim gedacht hätte, welche sich durchaus mit ihrem sauererworbenen Styl und Titel des „denkendsten Volkes," welches sie für das fröhliche Temperament, daß sie dadurch einbüßten, eingetauscht haben, begnügen müssen.

Es ist kaum eine Woche her, daß ich Dir das letzte Mal geschrieben habe, und in dieser Zeit bin ich in eine

Menge artiger Dinge eingeweiht worden, womit Weihnachten in Oesterreich gefeiert wird Den Tag nach dem Fest bei dem türkischen Gesandten waren wir von dem Fürsten Metternich zum Diner eingeladen, um das Anzünden des Baumes zu sehen, welches zur Freude der Kinder in einer frühen Stunde des Abends stattfinden sollte. Zu unserem größten Schmerze erhielten wir aber diesen Morgen Nachricht, daß das Fest wegen des plötzlichen Unwohlseins der Schwester des Fürsten Metternich, Herzogin von Würtemberg, nicht stattfinden könne. Wenige Stunden später indessen wurden wir zur Erleuchtung des Baumes abermals geladen, da der Anfall, welcher die Familie in solche Bestürzung versetzt hatte, ohne gefährliche Folgen vorübergegangen war.

Einer der Vorzüge der Wiener Gesellschaften ist, daß man sich zu der für sie festgesetzten Stunde pünktlich einfindet; eine Gewohnheit, die wir, leider, nicht mit uns brachten, denn wir kamen häufig bei Veranlassungen zu spät, wo dies uns wirklichen Verlust gebracht hat. So war es auch am heiligen Abend. Aus Furcht zu früh zu kommen, verfehlten wir das erste glückliche Hereinstürzen der Kinder, nachdem das Zeichen gegeben wurde, daß der Baum angezündet sei. Wir erreichten den Schauplatz jedoch, als Alles, was zu dieser niedlichen Feier gehörte, in voller Thätigkeit war.

Der große runde Eßtisch stand in Mitte des großen Salons und auf demselben ein Fichtenbaum, der fast bis zur Decke reichte. Auf den Zweigen desselben waren unzählige kleine Wachslichter angebracht, so wie die Andächtigen damit den äußern Rand der Heiligthümer, vor denen sie beten, zu schmücken pflegen. Ueber, um und un-

ter dieser funkelnden Milchstraße von kleinen Sternen hingen an bunten Bändern eine unzählige Menge von Bonbons und anderen niedlichen Dingen, die in ihren Strahlen glänzten. Sie losmachen und unter die Gesellschaft vertheilen, war für den Schluß der Feier vorbehalten: einstweilen aber umstand ein schöner Kreis von Kindergesichtern, strahlend vor Wonne, den großen Tisch, wo sie in dem einen Augenblicke den funkelnden Glanz des Baumes betrachteten und in dem anderen mit noch größerem Entzücken, jedes ein Geschenk von dem reichen Ueberflusse von Spielsachen erhielten, die entweder den Tisch bedeckten, oder rings um ihn aufgestellt waren.

Alsbald wurde die Scene noch lebendiger. Hier wurde ein großes, hölzernes Pferd durch seinen glücklichen Besitzer in lebhafte Bewegung gesetzt, dort war ein Kegelspiel in voller Thätigkeit. Auf der einen Seite ließ ein kleiner Prinz in vollem Kutschercostüme seine Peitsche über die Köpfe seiner hölzernen Pferde knallen, und auf der anderen machte ein liebliches, kleines Mädchen Bekanntschaft mit einer prächtigen Puppe. Winziges Theegeschirr, und Tischgeschirr, Cabinette und Bibliotheken en miniature und eine Welt von anderen Dingen, an die ich mich nicht namentlich zu erinnern vermag, war schnell unter eine so glückliche Schaar niedlicher Geschöpfe vertheilt, als nur je an einem Christabende blühten und vor Freude strahlten.

Unter ihnen war die Herrin des Festes nicht die am mindesten bezaubernde. Es giebt Menschen, welche, wenn sie Freude gewähren, in ihrem eigenthümlichen Elemente zu schweben scheinen, und dabei zu einem innigeren Gefühle des Lebens und der Lust erwachen als bei jeder ande-

ren Veranlassung. Die Fürstin Metternich gehört zu diesen himmlischen Wesen, und ich weiß aus guter Hand, daß sie dies nicht bloß an einem jour de fête beweist.

Außer den schönen Metternich'schen Kindern war eine zahlreiche Familiengesellschaft versammelt. Die Gräfin Zichy Ferraris, Mutter der Fürstin, die Gräfin Széchény und die Fürstin Odescalchi, zwei andere ihrer Töchter, dann der Graf und die Gräfin Sándor, welche Dame eine Tochter des Fürsten Metternich von seiner ersten Gemahlin ist, befanden sich darunter.

Nachdem allen Kindern Geschenke ausgetheilt worden waren, bemerkte ich, daß der Baum sein Licht auf andere Beweise der Zuneigung und des Wohlwollens warf. Viele sehr elegante Geschenke wurden von der Fürstin unter ihre Umgebungen vertheilt. Niemand der Anwesenden war vergessen und das schöne Stammbuch, welches sie mir gab, war mir doppelt willkommen: erstens weil es von ihr kam, und zweitens weil es mir eine gute Entschuldigung für Sammeln von Autographen gewährte, welche auch ein Buch von geringerer Eleganz werthvoll gemacht haben würden.

Nachdem der Tisch von seinen vielen und verschiedenartigen Schätzen geräumt worden war, wurde der Baum nicht ohne Schwierigkeit auf den Boden gehoben, und die von seinen erleuchteten Zweigen hangenden Bonbons herabgenommen und unter die tanzende und jubelnde kleine Schaar vertheilt, welche ihrer harrte. Während ich den Glanz und die sinnreiche Verzierung des Baumes bewunderte, sagte die Fürstin zu mir: „Der Portier unten hat auch einen solchen Baum, und verlassen Sie sich darauf,

er hat genau einen so glücklichen Kreis um sich, wie es der meinige ist."

Von dieser äußerst lebendigen Scene verfügten wir uns zu einer anderen, zwar nicht ganz von derselben Art, weil keine Kinder gegenwärtig waren, wo aber die nämliche freudenreiche Veranlassung benutzt wurde, um dem Geiste der Freigebigkeit und Zuneigung zu huldigen. Die Baronin P. versammelt bei Gelegenheit dieser Feier ihre ganze Familie und Freundschaft um sich, und ich glaube, wir waren die einzigen Anwesenden, die nicht zu diesem regelmäßigen jährlichen Kreise gehörten: eine Ausnahme zu Gunsten Fremder, welche eins von den vielen Beispielen der freundschaftlichen Art ist, womit sie in Wien aufgenommen werden!

Wir langten zur rechten Zeit an, um Thee und Kaffee vor Erscheinung des Baumes, welcher noch unsichtbar war, zu trinken. Nachdem dies aber vorüber war, öffneten sich auf ein gegebenes Zeichen die Flügelthüren eines anderen Gemaches, und siehe, nicht ein Baum, sondern fünf gossen das strahlende Licht ihrer reichbeladenen Zweige über eine Reihe von Tischen aus, die ganz mit „Freundschaftsgaben" bedeckt waren. Ich meine hiermit keineswegs das Taschenbuch dieses Namens, obschon sich Taschenbücher, und zwar auch englische, unter der Sammlung befanden. Es gab keinen unter den Anwesenden, dessen Name nicht auf irgend einen Gegenstand geschrieben gewesen wäre. Ich empfing ein sehr niedliches und sehr willkommenes Andenken, ein Modell eines dieser „Bäume des Jesukindleins," welches ich sehr wohl verpacken werde, hoffend es als Muster unbeschädigt heimzubringen. Sobald die Bäume von ihren Bonbons geleert waren,

kehrte die Gesellschaft in die übrigen Zimmer zurück und plauderte oder genoß Eis, genau wie dies in allen anderen Soirées der Fall ist.

Den Tag darauf war das Christfest, und wenn sich ein Wort düsteren Ernstes in die heitere Erzählung heiterer Festlichkeiten mischen darf, so muß ich die Gefühle des Schmerzes und Erstaunens, welches, wie ich versichern kann, alle hier anwesenden Engländer theilen, darüber ausdrücken, daß wir hier weder eine Kapelle noch einen Geistlichen haben, der uns daran erinnert hätte, daß es eine englische Kirche in der Welt gebe und daß auch wir Christen seien. Es liegt eben nicht sehr in meinen Grundsätzen, Herrn Humes System in allen Theilen zu bewundern. Meiner Meinung nach werden kleine Ersparnisse in den Staatsgeldern zu theuer durch große Einbuße an Würde erkauft, und ich wollte mir noch eher alles Andere gefallen lassen, als diesen Anfall von Knickerei, womit man eine Gesandtschaft von solcher Wichtigkeit wie die an dem Wiener Hofe ohne einen Kaplan hinsendet. „So war es nicht," sagte die ehrwürdige Fürstin J. vor Kurzem zu mir, „in früheren Zeiten. Lord Cowley hatte einen Kaplan, einen Mann, welcher, so strenge Katholiken wir auch sind, unserer Aller Schätzung und Achtung erwarb. Ich bedaure, daß es so ist; bedaure, daß die Engländer zu Wien keinen Geistlichen haben."

Man muß sich in unsere Lage denken, unter diesem Volke, welches in seinem Herzen so stolz ist, daß seine Beherrscher richtig denken und handeln, um zu begreifen, wie sehr unangenehm es ist, von ihm über den Mangel unserer eigenen Herrscher an diesen Eigenschaften bemitleidet zu werden.

Aber um auf unseren Christtag zurück zu kommen. Wir gingen nicht in die Kirche, weil wir keine Kirche hatten; aber wir aßen zu Hause Rostbeef und Plumpudding, und verfügten uns des Abends in eine sehr elegante Gesellschaft im Hause des Barons von S. Auch hier sahen wir die freigebige und liebevolle Feier des Baumes und fanden unsere Namen mit einer Güte, die weit über bloße Artigkeit ging, auf schöne kleine Souvenirs geschrieben, welche dadurch noch höheren Werth erhielten, daß sie die Arbeit der schönen Geberin selbst waren.

Das Wetter war in der heiligen Nacht äußerst rauh und kalt, sonst würde ich versucht gewesen sein, mich der angenehmen Gastfreiheit, die uns umgab, früher zu entziehn, um das mitternächtige Amt in der St. Stephanskirche zu hören. Aber ich fürchtete die feuchte Kälte der Kirche zu einer solchen Stunde, und zwar um so mehr, da man uns wiederholt versicherte, wir würden weder einen vor den Zug geschützten Theil des Gebäudes, noch überhaupt Sitze erlangen, weil die Menschenmenge, die sich zu diesem feierlichen und eindrucksvollem Gottesdienste drängt, sich mehrere Stunden vor Anfang desselben einfindet. Und so brachten wir denn unseren Christtag zu, ohne irgend eine Kirche zu betreten.

Sechsundvierzigster Brief.

Das Concert der Königin von Neapel. — Erleuchtung mit Wachslichtern. — Oesterreichs Diamanten. — Tracht der ungarischen Damen. — Die Kaiserin von Oesterreich. — Thalberg. — Vieuxtemps. — Die Minister. — Die Botschafter. — Lebewohl der jungen Königin. — Empfang bei dem neapolitanischen Gesandten. — Für den Carneval verheißene Festlichkeiten. — Abreise der jungen Königin. — Fürst Dietrichstein. — Der Herzog von Reichstadt. — Der letzte Tag im alten Jahre. — Großer Empfang bei dem Fürsten Metternich am Neujahrstage.

6. Januar 1837.

Der Carneval beginnt morgen, aber ich fordere ihn kühn heraus, uns unablässiger zu beschäftigen, als wir es seit meinem letzten Briefe gewesen sind. An dem Tage, an welchem ich denselben schrieb, aßen wir in einer hier lebenden, englischen Familie sehr angenehm. Von da verfügten wir uns nach der kaiserlichen Burg, wo wir durch die Güte derjenigen, welche die Macht dazu hatten, in jener Gallerie, wo bei dem Fest des goldenen Vließes im salle des cerémonies die Musik war, Sitze einnehmen durften. Von hier aus waren wir Zeugen des glänzenden Schauspiels: einer Versammlung aller Großen des Reiches bei dem Concerte, welches zu Ehren der jungen Kö-

nigin von Neapel gegeben wurde. Ein seidener Vorhang schied uns von einigen Kindern der kaiserlichen Familie, welche hier wie wir selbst Plätze hatten, um eins der glänzendsten Schauspiele in der Welt, den österreichischen Hof in großer Galla zu sehen.

Derselbe thätige Geist liebreicher Theilnahme, dem wir schon vorher so viel verdankten, vermochte den Landgrafen von Fürstenberg uns einen Diener zu senden, der uns durch ein fast endloses Labyrinth von Gemächern, Corridors und Treppen führte, bis wir zuletzt an die Thür kamen, die sich nach der Tribune, wo wir unsere Sitze hatten, öffnete. Es würde eine jener strahlenden Federn fordern, welche die Macht haben, glänzende Scenen mit Farben, die von den Juwelen, die in ihnen schimmern, entlehnt zu sein scheinen, zu schildern um dem Schauspiele, das wir erblickten, als diese Thüre geöffnet wurde, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Strom von Licht, an welchem weder Gas noch Oel Theil hatte, war so stark und doch dabei so milde, daß das Auge ein paar Momente bedurfte, um sich zu erholen und zu unterscheiden, aus was und von wem diese Pracht bestand.

Den außerordentlichen Reichthum dieser Scene zu übertreiben, wäre schlechterdings unmöglich, aber ich bedaure sagen zu müssen, daß es eben so unmöglich ist, ihr volle Gerechtigkeit zu erweisen. Es läßt sich mit Worten gar kein Begriff von der wonnevollen Lichtatmosphäre geben, womit viele tausende brennende Wachskerzen den Saal füllten. Was zu der außerordentlichen Schönheit des Effektes in hohem Grade beitrug, das war die geschickte Art, womit diese sanfte Helle sich allenthalben ausgoß. Weder Länge, noch Höhe, noch Breite erstreckte sich so

weit, daß die Silberfluth nicht hätte folgen können; keiner massiven Säule, keinem vorragenden Fries war es gestattet, einen Schatten auf die glänzende Versammlung zu werfen. Ein Maler wäre außerordentlich in Verlegenheit gewesen, wo er die Dunkelheit hernehmen solle, um sein Licht sichtbar zu machen. Es wurde mir offenbar, daß es außer der Sonne viele Dinge giebt, wovon sich auch die vollendetsten Künstler in Verzweiflung abwenden müssen.

Eine dreifache Reihe dicht nebeneinander gestellter Wachskerzen, welche um das Gesims hinlief, vermehrte den allgemeinen Strahlenglanz sehr, denn gleich dem Lichte des Himmels kam er von oben und ergoß sich über alle Dinge. In der That, aus jedem Gegenstande im Saale schien

„Ein selbsterzeugtes Licht zu strahlen."

Das mit seidenen silberbefranzten Draperien von bräutlichem Weiß behangene Orchester, die schneeweißen marmornen Wände, die blaßen spiegelglatten scagliola Pfeiler, die silbernen Verzierungen der zahllosen Lustres, die von den Decken herabhängen, diese ungeheuren Kristalllustres selbst, die sich Reihe über Reihe in feurigem Kreisen erhoben, Alles schien eher selbst Licht zu sein, als es bloß zurück zu strahlen.

Und was soll ich Dir von der fürstlichen, königlichen, kaiserlichen Schaar sagen, welche diesen Strahlenglanz von mehr als mittägiger Helle den Blicken offenbarte. Fürwahr, es war eine Versammlung, welche wohl verdiente, so beleuchtet zu werden. Die Diamanten von Wien sind berühmt, und das ist kein Wunder, denn an verschwende-

rischem Ueberfluß, an Wasser und an Fassung haben sie nirgends ihres Gleichen, und bei dieser hochfeierlichen Veranlassung, strahlte jedes schöne Haupt und jede Brust in ihrem Regenbogenlichte.

Alle ungarischen Damen trugen ihre prachtvolle und malerische Gallatracht, welche aus einem langen, mit Bändern an dem Gipfel eines hohen Kopfputzes befestigten Spitzenschleier besteht, der hinten fast bis auf den Boden hinunterwallt. Vorne erhebt sich dieser majestätische Kopfputz pyramidalisch, und gewährt herrlichen Raum zur Anbringung von Juwelen, welche sich Tiara auf Tiara über manche stolze Stirn erhoben, und doppelt und dreifach blitzten, bis vor ihrem Glanze die schmerzenden Augen sich buchstäblich senkten.

Die österreichischen und böhmischen Damen standen an Glanz ihren strahlenden Mitbürgerinnen aus Ungarn, wenn derselbe gleich, weil sie in Betreff des Anzuges der herrschenden Mode folgten, weniger imponirte, keineswegs nach, und trugen ihre Edelsteine in so vielfach verschiedener Anordnung, wie Geschmack und Phantasie sie nur ersinnen konnten. Und fürwahr niemals versammelte sich ein glänzenderes Gedränge anmuthiger und edler Damen, um der Verlobung einer Prinzessin Ehre anzuthun, als heute in dem großen Rittersaal zu Wien prangte.

Die Erste an Pracht und Schmuck war, wie natürlich die anmuthige Kaiserin. Es liegt ein Charakter ruhiger angeborener Würde in dem Antlitz und Benehmen dieser fürstlichen Frau, welches wohl geeignet war, einer Prunkversammlung, wie ich sie eben zu beschreiben versuche, eine bewunderungswürdige Vollendung zu geben, und ich glaube fest, daß sie, wenn auch alle die glänzenden Ju=

welen von ihrem Anzuge weggeblieben wären, doch die erhabenste Gestalt in dem ganzen hohen Kreise gewesen wäre.

Die junge Königin ist überaus reizend aber sehr klein, besonders wenn sie, wie sie diesmal, zwischen der Kaiserin und der majestätischen Erzherzogin Sophie erscheint.

Ich hoffe, daß Du noch nicht müde bist, von glänzenden Anzügen zu hören, denn obgleich ich, wie es die Sitte mit sich bringt, die Damen vorangestellt habe, bin ich doch selbst mit mir nicht recht einig, ob nicht die Cavaliere den schöneren Theil des Schauspieles bildeten. Dies nicht etwa, weil die Juwelen auf ihren vielfachen Decorationen mit den Diamanten der Damen wetteifern konnten, sondern weil die ungarische Tracht, die Militäruniformen und die Galla der Kanzler und Kämmerer sowohl an Reichthum als an Eleganz die Männeranzüge, die ich bisher zu sehen gewohnt war, so außerordentlich übertrafen, daß sie fast wegen ihrer Neuheit auf uns eine eben so große Wirkung hervorbrachten, als wegen ihres Glanzes.

Das Concert selbst war so gut, als irgend ein Concert sein kann, wenn die Sänger nicht dem ersten Rang angehören. Thalberg spielte eines seines miraculösen Capriccios auf dem Piano und Vieuxtemps ein Concert mit gewohntem ausgesuchten Geschmacke. Zwischen den Abtheilungen erhob sich die ganze kaiserliche Familie und ging, während Eis und andere Erfrischungen gereicht wurden, in dem mit reichen Teppichen belegten Raume zwischen den Sitzen und dem Orchester umher. An einem Ende dieses Raumes saßen der Fürst Metternich, der Graf Kolowrat und einige andere Große, die wahrscheinlich hohe Hofämter bekleiden. Gegenüber und am andern Ende saßen die ausgezeichnetsten Mitglieder des diplomatischen Corps.

Der Nuntius, England, Frankreich, die hohe Pforte und Neapel nahmen den ersten Rang ein. Der Kaiser und die Kaiserin redeten alle Botschafter der Reihe nach an und sprachen dann mit denjenigen, die in ihrem Bereiche waren. Ich bemerkte, daß die neue Königin viele Damen und Cavaliere mit großer Güte und Herablassung anredete. Wahrscheinlich sagte sie ihnen Lebewohl.

Dieses Hofconcert war in jeder Beziehung ein interessantes und schönes Schauspiel, ich fürchte aber, daß es auf uns die schlimme Wirkung haben wird, daß wir nach demselben nichts wieder für glänzend halten werden.

Am folgenden Abend gingen wir in eine sehr elegante Soirée im Hause des neapolitanischen Gesandten, welche dieser zur Feier der Vermählung seines Königs gab. Hier hatten wir abermals das Vergnügen, La Crême des Adels, wie man hier nachdrucksvoll sagt, zu sehen. Alle auswärtigen Gesandten waren zugegen, nur nicht der unsrige, wenigstens war er, wenn anwesend, der einzige, den ich zufällig nicht zu sehen bekam. Hier hatte ich die Ehre, Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen von Salerno vorgestellt zu werden, der mit der jungen Königin nach Neapel zurückkehrt, und mir huldreich sagte, daß er mich auch dort zu sehen hoffe.

Der Türke war mit drei bis vier seiner Attachés da, und sie alle blickten, wie mir vorkam, um sich, als glaubten sie bereits im Paradiese angelangt zu sein. On dit, daß dieser bewunderungswürdige Pascha während des Faschings zur Erwiederung des Compliments der Damen am jour de fête des Sultans ihnen einen glänzenden Ball geben werde. Wenn er dies thut, wird er gewiß der beliebteste Türke werden, der je Wien besucht hat, und es ist sehr

zu wünschen, daß alle Botschafter, welche die hohe Pforte aussendet, sein vortreffliches Beispiel in allen Theilen der christlichen Welt befolgen mögen. Diese gehoffte fête ist bereits diejenige, der man mit der größten Spannung entgegen sieht, obschon eine Menge andere, viel versprechende angekündigt sind. Wenn alle Bälle, von denen wir reden hören, auch wirklich gegeben werden, so wird der kurze Carneval dieses Jahres nicht hinreichen, um jedem eine Nacht zu gewähren. Aus irgend einer oder der anderen Ursache, welche, in Betracht der eingestandenen Leidenschaft aller Oesterreicher für dieses Vergnügen, schwer zu begreifen ist, gestattet sich die beau monde par excellence, nur während des Carnevals zu Wien zu tanzen, dann aber auch in jeder Nacht der Woche, nur nicht des Freitags, wo der Bischof sein Veto auf alles Gegeige gelegt hat. Ich fürchte, manche schöne Wangen in Folge dieser unaufhörlichen Zerstreuungen blaß werden zu sehen, welche so lieblich wären, wenn sie über den ganzen Winter ausgedehnt würden, aber dergestalt in vier Wochen zusammengedrängt zur schweren Arbeit werden.

Für einige Zeit werden nun meine Briefe eine Art „Morning Post" für Wien werden, indem sie einen vollständigen, wahrhaften und getreuen Bericht von allen Festen und Bällen enthalten sollen. Wenn daher Diamanten und Perlen, schöne Damen und prächtige Cavaliere in meinen Briefen mit der Schnelligkeit eines Gukkastens kommen und verschwinden, wirst Du keine Ursache haben, Dich zu verwundern.

Am 28. reist die Königin von Neapel nach ihrem neuen Königreiche ab. Das süße, junge Wesen! ..... Möge ihr künftiges Loos so glänzend, so glücklich und so

unschuldig sein, wie dasjenige, welches ihr bereits zu Theil geworden ist! Wohl wird sie einen stättigeren Sonnenschein finden, wohl werden die Lüfte des Himmels sie in Neapel minder launenhaft anwehen, als zu Wien; aber sie hinterläßt hier auch so vielen „bleibenden Glanz" anderer Art, daß sie viel geringere Gefahr läuft, als andere neue Königinnen, daß ihr Haupt unter der Krone, die darauf gesetzt wird, schwindele.

An einem Tage der vergangenen Woche waren wir bei einer äußerst angenehmen Tischgesellschaft des Generals W—, wo wir auch das Vergnügen hatten, den Fürsten Dietrichstein zu treffen, einen der talentvollsten Großen Oesterreichs. Es war indessen nicht diesmal, daß ich ihn zum ersten Male sah, wenn gleich die Baronesse W— es war, die mich ihm zuerst vorgestellt hat. Sie hatte mich abgeholt, um den schönen Palast, den er kürzlich in einer der Vorstädte vollendet hat, zu besehen, und er machte mir zur Erwiederung einen langen und sehr angenehmen Morgenbesuch.

Er ist der ältere Bruder des Grafen Moritz, gewesenen Erziehers des Herzogs von Reichstadt, und er erzählte mir an dem Tage, an welchem er mich besuchte, viele, im höchsten Grade interessante Anekdoten von diesem ausgezeichneten Zöglinge seines Bruders. Obschon er zuvor aus irgend einer oder der andern Ursache weder vertraut mit dem Sohne Napoleons war, noch häufig mit ihm umging, ließ der junge Prinz ihn doch nach der Revolution von 1830 ausdrücklich bitten, ihn besuchen zu dürfen, offenbar um seine Meinung (welche, obschon er ferne von allen Staatsgeschäften lebt, doch der Art ist, daß jeder Mann in der Monar-

chie mit Aufmerksamkeit auf sie hören würde) über die Revolution, und noch mehr vielleicht über die Vorschläge zu hören, die in Folge derselben ihm selbst gemacht worden waren.

Wahrscheinlich war es die hohe Bewunderung, welche der Fürst Dietrichstein, wie man wußte, von den großen Talenten des Kaisers Napoleon hegte, die in dessen Sohne den Wunsch rege machte, sich mit ihm in einem Augenblicke zu unterreden: wo es, trotz seiner unbedingten Fügung in die Einsicht, die auf die Eröffnungen der Napoleonischen Partei in Frankreich zu hören sich weigerte, es unmöglich macht, nicht zu vermuthen, daß der junge Mann fühlte oder wähnte:

Sein Schicksal rufe ihn
Und mache jede kleine Ader seines Leibs
Stark wie die Muskeln des nemä'schen Leuen.

Aber mit einem Muthe, der den Fürsten Dietrichstein gewiß verhindert haben würde, seine Meinungen zu verhehlen, wären sie denen Anderer noch so sehr entgegengesetzt gewesen, verband dieser Cavalier eine Einsicht von zu klarer und tiefer Natur, als daß er nur einen Augenblick im Stande gewesen wäre zu glauben, daß ein Versuch, Napoleon den Zweiten auf den Thron zu heben, wünschenswerth oder erfolgreich sein könne. Er beantwortete die Fragen des jungen Herzogs mit vollendeter Weisheit und in jenem Tone unabhängiger und rücksichtsloser Wahrheit, welche, obgleich vielleicht unangenehm, Ueberzeugung mit sich bringt. Der junge Mann hörte seine Entscheidung an, wie man nur der Wahrheit, so gesprochen, zuhören kann, und ruhige und zufriedene Ueberzeugung scheint der Erfolg der Unterredung gewesen zu sein.

Im Bewußtsein, daß diese Unterredung keine gewöhnliche Wichtigkeit habe, setzte Fürst Dietrichstein nach wenigen Tagen ein resumé derselben auf und übersandte es dem jungen Herzog, welcher, wie sein Geschichtschreiber sagt, sich häufig darauf bezog.

Ich habe selten dem Gespräche irgend Jemandes mit solchem Interesse zugehört, als dem des Fürsten Dietrichstein, nicht bloß in Bezug auf den Herzog von Reichstadt, sondern auf jeden anderen Gegenstand, den er berührte; seine Beredsamkeit vereint die glänzende Lebhaftigkeit eines jungen Mannes mit der tiefen Weisheit eines erfahrenen Greises. Seine Gelehrsamkeit und hohen Geistesgaben haben ihm eine Art Berühmtheit verschafft, wie ich mich nicht erinnere, daß sie jetzt irgend Jemandem in irgend einem Lande zu Theil wird. Viele unterscheiden sich von ihm in ihrer Meinung, aber Niemand in der Meinung über ihn; er gilt anerkannt als der mit Verstand begabteste und an Gelehrsamkeit merkwürdigste Mann des Jahrhunderts, und doch lebt er in fast gänzlicher Zurückgezogenheit. Wenige, sehr Wenige werden zu dem hohen Genusse seiner Conversation gelassen, und obschon man sagt, daß er jeden Posten, den er nur wünschte, erhalten würde, will er doch keinen einzigen. Seine Bibliothek scheint der einzige Ort zu sein, wo sich sein Geist gänzlich heimisch fühlt. Viele drücken indessen die Hoffnung aus, daß er sich darin nicht bloß, um zu lesen, verberge, sondern daß er früher oder später die Welt an den erhabenen und tiefen Lehren, mit denen er sich beschäftigt, Theil nehmen lassen werde. Vor einigen Jahren hat er eine geraume Zeit in England gelebt, mit dessen Sprache und Literatur er so vertraut ist, als mit der seines eigenen Vaterlandes. Er spricht von England wie jeder andere Mann

von aufgeklärten Ansichten und hoher Einsicht es vor einem Dutzend Jahren wahrscheinlich auch gethan haben würde. Ich wünschte, er besuchte es abermals zu einer Zeit, wo es die Bewunderung und Liebe, die er für dasselbe wieder ausdrückt, verdient.

* * *

Am letzten Abend des alten Jahres waren wir bei einem Concert und Souper, das uns auf eine angenehme Weise in das neue hinüberbrachte. Am Abend des Neujahrstages machten wir dem Fürsten Metternich unsere Aufwartung, welcher nach hergebrachter Sitte alle Gesandten und ihre Gemahlinnen zum Diner bei sich hat und dann die ganze übrige Gesellschaft empfängt, wobei sowohl Cavaliere als Damen in Galla erscheinen. Ich sah daher zu meiner Freude abermals die vielbewunderten ungarischen Trachten und alle die funkelnden Paraphenalien von Oesterreich. Ich fürchte sehr, daß mir von nun an eine Londoner Gesellschaft, wegen der äußersten Einfachheit ihrer Anzüge als ein Trupp Hirten und Hirtinnen vorkommen werde.

Siebenundvierzigster Brief.

Unwissenheit der Engländer in Betreff Oesterreichs. — Gleichgültigkeit der Oesterreicher hierüber. — Ihre bessere Kenntniß Englands. — Anekdote von Edinburg Review. — Anekdote von Quarterly Review. — Falsche Urtheile. — Wirkung des österreichischen Systems auf die untere Volksclasse. — Frau von Staël. — Herr von Lamenais und George Sand. — Das Princip des größten Glückes.

9. Januar 1837.

„Il n'y a pas de pays qui soit jugé avec plus de défaveur que l'Autriche," sagt Girardin, „et il n'y en a pas non plus qui s'en inquiète si peu."

Niemand, der Oesterreich nur irgend kennt, kann die Richtigkeit dieser beiden Bemerkungen läugnen, aber zur ersten kann man fügen, daß kein Land in Europa so wenig gekannt ist und so wenig verstanden wird.

Das englische Volk, zum Beispiel, in Masse genommen, weiß von der inneren Politik Oesterreichs und von den Folgen derselben für das Glück des Volkes eben so wenig, als von dem Polizeisysteme zu Peking. Die Thatsache, daß einige wenige Engländer besser unterrichtet sind, stößt meinen Satz nicht um, ja ich berufe mich auf sie in Betreff seiner Richtigkeit.

Diese Unwissenheit beginnt bei dem Gipfel und steigt mit ununterbrochener und gleicher Finsterniß bis zu dem untersten Punkte herab. Sie umfaßt jeden mit dem Inhalte und der Handhabung der Landesgesetze verbundenen Umstand, Alles was sich auf Oesterreichs große innern Hülfsquellen bezieht, Alles was die ruhige Geschichte seiner stets fortschreitenden Verbesserungen, die allgemeine Verbreitung der Kenntnisse, die Allen gleiche Leichtigkeit, sich ihr gutes Recht zu verschaffen, den Reichthum seiner Bürger, den Wohlstand seiner Fabrikanten, und das Wichtigste von Allem betrifft, die segensreiche Sicherheit, womit alle Stände vom höchsten bis zum niedrigsten ihre Altäre und ihre Häuser betrachten und in der Hoffnung jubeln, sie eben so ihren Kindern zu hinterlassen: Alles das ist in gleichem Grade unbekannt, wird gar nicht geahnt, bleibt unbesungen. Ja sogar jener allgemeine Geist der Freude, der aus Musik und reiner Luft entsprungen zu sein scheint, der sich über jede Straße und Gasse der Städte ausbreitet, durch die Dörfer tanzt und von den Gipfeln der Berge herabjubelt, sogar dies, so klar wie das Tageslicht es für jeden auch nur im Mindesten aufmerksamen Reisenden sein muß, hat noch keinen Schriftsteller gefunden, der die einfache Thatsache schriebe, daß es so ist.

Statt daß aber diese so unendlich leicht zu ermittelnden Wahrheiten allgemein bekannt und anerkannt wären, hegt man im Allgemeinen von Oesterreich die Meinung *), daß seine Regierung ein harter, trockner Despotismus sei, der sich um das Wohl Derjenigen, denen das Loos zu arbeiten

*) Und zwar nicht in England allein, in viel näheren Ländern. Anm. des Uebers.

gefallen ist, nicht kümmere, sein stolzes Lächeln nur Denen, die in der Monarchie erblichen Rang und Macht haben, zuwende, und Stärke zu Stärke, Gewalt zu Gewalt füge, während

„Das Hungerpack aussieht und nichts erhält.“

Wenn ein europäischer Reisender eben erst aus den Vereinigten Staaten käme und erklärte, er habe gefunden, die Regierung dieses Landes bestehe in einer wohlorganisirten Monarchie mit milden Gesetzen, denen ruhiger Gehorsam gezollt wird, so würde eine solche Behauptung der Wahrheit genau so nahe kommen, wie diejenige, welche man in einer Art von Gerathewohlstyl jeden Tag von Oesterreich zu lesen bekömmt. Solche Darstellungen werden häufig von Leuten gemacht, welche weder den Wunsch, noch die Absicht zu täuschen haben, aber in der That selbst in einer so argen Täuschung und in einer so finstern Unwissenheit befangen sind, als Diejenigen waren, womit die Wilden der Südsee ein Schiff für einen Gott und einen Kanonenschuß für den Donner des Allmächtigen hielten.

Die Oesterreicher sehen dem Scherz ruhig, sehr ruhig zu, und scheinen in der That auf das Urtheil der Fremden über sie im Allgemeinen außerordentlich wenig Werth zu legen. Einige, mit denen ich vertrauter bekannt wurde, unterhielten uns sehr, indem sie uns mit der besten Laune von der Welt auf Behauptungen in Betreff ihrer und ihres Landes aufmerksam machten, welche einen fast unglaublichen Grad von Unwissenheit verrathen. Alles das wird von ihrer Seite mit herzlichem Gelächter aufgenommen, und in keinem einzigen Fall habe ich gesehen, daß Aerger oder Groll dareingemengt gewesen wäre.

Ein Herr, und zwar ein sehr hoch stehender, sagte im Gespräche über diesen Gegenstand: „Was liegt aber am Ende daran. Es ist vielleicht unsere eigne Schuld. Wir geben unseren Einrichtungen keine Publicität, weil dies ihre Nützlichkeit daheim, worauf unsere ganze Aufmerksamkeit gerichtet ist, nicht im entferntesten vermehrt."

„Aber würde sich der Nutzen solcher Einrichtungen nicht weiter verbreiten," bemerkte ich, „wenn sie allgemeiner bekannt wären?"

„In Oesterreich nicht," erwiederte er. „Jeder Oesterreicher weiß, was an unseren Einrichtungen ist, und das ist die ganze Publicität, deren sie bedürfen. Es ist bei uns nicht Sitte, wie bei Ihnen, Angaben über unsere Universitäten und Akademien, unsere Spitäler und Armenhäuser, unsere Lyceen, Gymnasien und Kinderschulen zu veröffentlichen *), eben so wenig als wir drucken lassen, daß unsere Eisenbahnen zwanzig Procente abwerfen, während es möglich ist, daß die in viel mittheilsameren Ländern nichts einbringen. Aber jeder, den die Sache betrifft, weiß das Nöthige; weßwegen sollten wir uns die Mühe geben oder Anstrengungen machen, die Sache auszuposaunen?"

Es lag darin viel von der hier in solchem Reichthum vorhandenen Waare, österreichischem gesunden Verstande, wenn es gleich unserer englischen Eitelkeit nicht sehr schmeicheln kann. Man kann nicht in Abrede stellen, daß unsere Yankie-Freunde uns ein besseres Compli-

*) Man findet indessen in dem Feuilleton der Wienerzeitung über manche Gegenstände sehr schätzenswerthe Nachrichten. Diese Zeitung verdiente im Auslande mehr gelesen zu werden.

Anm. des Uebers.

ment machen, wenn sie, sobald wir irgend etwas, das sie betrifft, mißbilligen, in fürchterlichen Zorn gerathen, und mit dem ganzen Feuereifer von Aposteln und Märtyrern zu unserer Belehrung und Besserung sich über ihre eigenen Experimente in der Regierungswissenschaft verbreiten.

Die Gleichgültigkeit meiner österreichischen Freunde, ob wir etwas von ihnen wissen oder nicht, würde mir weit weniger empfindlich gewesen sein, wenn ich nicht gewahrt hätte, daß sie, während sie gegen unser Tappen in sichtbarer Finsterniß in Betreff ihrer ganz und gar nichts einwenden, sich bemühen, in Betreff unserer außerordentlich wohl unterrichtet zu sein. Ich habe über England in allen Abstufungen von seiner vergangenen Macht bis zu seinem jetzigen Siechthume, welches, wie ein Oesterreicher sagte, von einem Anfall von Wahnsinn bei der einen, und von Schlafsucht bei der andern Hälfte der Bevölkerung herrühre, mit einer eben so vertrauten als tiefen Kenntniß sprechen hören.

Aber nicht nur der politische Zustand von England wird durch und durch gekannt und verstanden, sondern auch seine Literatur von ihren höchsten bis fast zu ihren untersten Leistungen ist unter den Leuten, welche hier lesen, ein fast so geläufiger Gegenstand des Gespräches, wie nur immer in London. Das Bücherverbot scheint sich nur auf deren Veröffentlichung hier (die einzige Art, wie sie durch einen allgemeinen Umlauf schädlich werden könnten) zu erstrecken; Thatsache aber ist, daß viele Bücher frei über die Grenze gehen, von denen ich überzeugt bin, daß ihre Verfasser glauben, sie wären in Wien so streng verboten, wie Wein im Hause eines Muselmannes, oder Schweinfleisch in dem eines Juden.

Als einmal die Rede auf unsere Kenntniß der öster-

reichischen Geographie kam, zeigte uns ein Herr eine Nummer des Edinburg Review (die genaue Zahl habe ich vergessen, aber ich glaube es war vor fünf Jahren), worin Prag die Hauptstadt von Ungarn genannt wird. Diese bevue verursachte zu seiner Zeit viel Lachen, dem durch das, was, wie er mir erzählte, folgte, kein Ende gemacht wurde. Ein (übrigens in England wohlbekannter) Oesterreicher schrieb, so wie ihm diese merkwürdige Angabe vor Augen kam, an den Herausgeber des Reviews und bat ihn sehr artig, er möchte doch so gut sein und Böhmen seine vielgeliebte Hauptstadt zurückgeben. Der Herausgeber beantwortete den Brief sehr höflich, räumte, wie mein Gewährsmann erzählte, ein, daß man nach gehöriger Nachforschung genügend ermittelt habe, daß Prag wirklich die Hauptstadt von Böhmen und nicht von Ungarn sei, daß es aber Grundsatz des Review wäre, sich niemals zu widersprechen, man daher entschuldigen möge, wenn es auch bei dieser Veranlassung unterbliebe. Der Brief wird sehr sorgfältig als literarisches Curiosum aufbewahrt.

Die Art, wie die englische Sprache hier gelesen und gesprochen wird, hat uns eben so sehr erfreut als überrascht. Daß man hier die Sprache leichter erlernt als in anderen Ländern, läßt sich leicht genug durch die Thatsache erklären, daß viele unserer Wörter, ja sogar Sprachen einen gemeinsamen Ursprung haben, was natürlich für ganz Deutschland gilt: aber das Studium des Englischen scheint in Oesterreich fast so allgemein zu sein, als bei uns das des Französischen. In dieser Beziehung muß ich Dir eine Anekdote mittheilen, welche zu gleicher Zeit ein Beweis der Unparteilichkeit sein wird, denn sie betrifft diesmal das Quarterly Review. In der Kritik, welche

dieses Journal über Capitän Basil Halls so allgemein gelesenes Werk „Schloß Hainfeld" liefert, wurde mir eine Stelle gewiesen, worin, soviel ich mich erinnern kann, ziemlich folgende Worte vorkommen: „Sollte dieses Werk Steiermark je in einer dort verständlichen Sprache erreichen . . . ." „der Verfasser dieses Artikels scheint nicht zu wissen, wie sehr die englische Sprache und Literatur von uns studirt und bewundert wird," war die artige Bemerkung der Person, welche mir den Artikel zeigte.

Es würde leicht genug sein, die Beweise zu vervielfältigen, daß Oesterreich in England eine terra incognita ist, und würde dieses auch Alles sein, so wäre es schon genug, um zu bedauern, daß ein Land, welches so viele interessante Gegenstände und so großen Stoff zum Nachdenken enthält, von uns weniger besucht wird als andere Länder, welche, wenn sie auch gleiches Anrecht auf Aufmerksamkeit haben, doch nicht die gleiche Empfehlung bieten, so wenig gekannt zu sein.

Aber das ist nicht Alles. Wenn es Alles wäre, so würden die tausend (englische) Meilen, welche die beiden Hauptstädte scheiden, eine hinreichende Entschuldigung sein, daß auf eine Million Engländer, welche Paris besuchen, einer kommt, der nach Wien reist. Der Verlust ist ganz auf unserer Seite, und wenn Alle, welche niemals Oesterreichs Gränzen betreten haben mit derselben Einfalt dächten, wie La Fontaines Taube:

„Quiconque ne voit guère
N'a guère à dire aussi,"

so würde man keine vernünftige Klage darüber führen können, daß man so wenig oder nichts von dem weiß, was

hier vorgeht. Zum Unglücke denken wir aber nicht so, und nicht nur die innere Politik von Oesterreich, sondern auch dessen Fortschritte in den Künsten, Wissenschaften und dem Gewerbfleiße werden hochmüthig von Leuten kritisirt, die wenig mehr geeignet sind, solche Dinge zu beurtheilen, als eine Karte vom Monde zu entwerfen.

Das Schlimmste von Allem ist aber jene dreiste Folgerung aus unwahren Prämissen, wonach man eine Regierung als hart schildert, weil sie keine repräsentative ist, und ein Volk knechtisch und unglücklich nennt, weil in demselben keine Zeichen von Aufruhr und Revolution sichtbar sind. Nichtsdestoweniger würdest Du dich irren, wenn Du glaubtest, ich hätte denken gelernt, ein Despotismus *), und sei er auch ein so gerechter und wohlthätiger, als der von Oesterreich, wäre besser als die echte, unverstümmelte Verfassung von England. Weit entfernt!

Wenn ich ein Bauer oder Handwerker wäre, so würde ich zuverlässig die österreichische Regierung vorziehen. Noch habe ich mich aber zu keiner solchen Höhe des uneigennützigen Wohlwollens erhoben, daß ich in der Praxis

---

*) Dieses Wort ist nicht richtig gewählt, denn zwischen Despotie und unumschränkter Monarchie herrscht kein Unterschied dem Grade, sondern der Wesenheit nach. Das Princip der unumschränktesten Monarchie ist eines und dasselbe mit dem der beschränktesten, und heißt Recht: das Princip der Despotie dagegen heißt Willkür. Ein unumschränkter Monarch ist darum noch kein willkürlicher Herrscher, thut darum noch keine Machtsprüche wie dieser, sondern bindet sich, als alleiniger Inhaber der vollziehenden Gewalt, wie dies in Oesterreich stets geschehen ist, an die bestehenden Gesetze, und als alleiniger Inhaber der gesetzgebenden Gewalt an das Recht, die christliche Moral und das Wohl seiner Unterthanen.
Anm. des Uebers.

ein, jenen Klassen, zu denen ich in der geringsten Beziehung stehe, entschieden günstiges System zum Nachtheile derjenigen, mit denen ich in der meisten Beziehung stehe, vorzuziehen vermöchte.

Wenn mein Patriotismus vollkommen rein wäre, glaube ich, daß ich anders denken würde, denn die Bauern und Arbeiter bilden die zahlreichste Klasse; aber es giebt eine Menge Eitelkeiten und Sympathien, welche dazwischen treten und deren Ueberwindung sehr schwer sein möchte. Wenn ich indessen ein Souverain wäre und es hinge wirklich von meinem alleinigen Willen ab, ob die größere oder geringere Zahl meiner Unterthanen durch ein neues System begünstigt werden sollte, so schmeichle ich mir, daß ich jenen den Vorzug geben und daß ich, indem ich mich herbeiließe, um ihretwillen ein unumschränkter Monarch zu sein, auf den lockenderen Ruhm verzichten würde, eine Verfassung zu gründen, die mich zum Könige vieler vornehmen Männer, statt zum Vater einer unermeßlichen Anzahl geringer Menschen machte.

Zum Glücke lastet aber auf meinen Gewissen keine solche Verantwortlichkeit. Obgleich es daher meine Ueberzeugung ist, daß die österreichische Regierung den arbeitenden Klassen günstiger sei als jede andere, so darf ich ohne einen Selbstvorwurf erklären, daß ich, wie sehr ich auch deren väterliche Milde verehre, dennoch lieber unter der Verfassung meines Vaterlandes leben will, wenn man sie anders sich in kein Chaos auflösen und zerschmelzen läßt.

Wäre ich indessen gehalten, die Gründe dieses Vorzuges vollständig und ausführlich anzugeben, so ist wahrscheinlich, daß sich darunter ein guter Theil nationeller und vielleicht auch etwas persönlicher Stolz und einige

Eitelkeit finden würde, die allerdings jener aufgeklärten Philanthropie sehr widerspricht, nach welcher die größtmögliche allgemeine Masse des Glückes Zweck jeder Gesetzgebung sein soll.

Eine solche Lehre zu bekämpfen, wäre fürwahr ein unchristliches und unheiliges Beginnen und ich werde es daher nicht versuchen. Aber zur Bestätigung meiner Meinung, daß der Despotismus*) der österreichischen Regierung mehr auf Beförderung des Glückes als des Ehrgeizes seiner Unterthanen berechnet ist, sie mithin in so weit vollkommen in Gemäßheit der zur Schau getragenen Zwecke der Radicalreformen in ganz Europa handelt, will ich einige Worte der Frau von Staël anführen, der Niemand eine ungehörige Parteilichkeit für Oesterreich zuschreiben wird. Sie sagt von dessen Regierung:

„L'administration est conduite avec beaucoup de sagesse et de justice: les affaires se traitent d'après un certain ordre que rien au monde ne dérangerait; des règles invariables en décident, et tout se passe dans un profond silence. Ce silence n'est pas l'effet de la terreur, car que peut-on craindre dans un pays où les vertus du monarque et les principes de l'équité dirigent tout?“

Dies bezeichnet mit großer Klarheit ihre Ansicht über die Art, wie die Regierung wirkt, und sie ruft, um zu beweisen, was sie von dieser Wirkung hält, mit einer Art von Verachtung über die Zufriedenheit, die sie rings um sich erblickt, aus:

---

*) Soll heißen: „die unumschränkte Form.“

Anm. des Uebers.

„Ce peuple où il n'y a que du bonheur!“

Sollte es nicht wünschenswerth sein, daß Herr von Lamenais und George Sand, bevor sie in ihrer gemeinschaftlichen Ausführung dessen, was man, wie ich glaube, „das Princip des größten Glückes“ nennt, weiter schreiten, für einige Wochen die Herausgabe ihres „Monde“ einstellen, um ein wenig „ce peuple“ zu studiren, où il n'y a que du bonheur? Es ist vielleicht möglich, daß dieses bonheur nicht ganz von derselben Beschaffenheit ist, wie sie es befördern wollen: da indessen die Thatsache vorhandenen Glückes auf einer so unbezweifelbaren Gewähr ruht, dürfte es sogar übel nicht sein, wenn sie dasselbe, so wie es sich nach der Probe von bloß einigen Jahrhunderten darstellt, mit ihrem „Fraternitätssystem“ verglichen.

Ich weiß freilich nicht ganz gewiß, ob die österreichische Regierung meine Einladung dieser beiden berühmten Personen ihrerseits unterstützen wird. Zuverlässig bin ich aber der Ansicht, daß dieselben, falls es das wirkliche Ziel ihres „Monde“ wäre, den arbeitenden Klassen die Art zu zeigen, wie sie mit dem größten Glücke und der höchsten Zufriedenheit zu leben vermögen (coute qui coute auf dem Wege der Revolution, die vielleicht einen Theil ihrer Lehre bildet), nichts Besseres thun können, um über diesen Gegenstand ihren Verstand aufzuklären, als hieher zu kommen, und zu sehen, wie man es mit diesen Dingen hier anfängt.

Achtundvierzigster Brief.

Wissenschaftliche Soirée bei dem Baron Jaquin. — Gegensatz zwischen dieser und allen übrigen Wiener Gesellschaften. — Soirée bei dem Baron Hammer. — Seine asiatische Bibliothek. — Arabische Sprüche. — Der Graf von Montbel. — Seine Bemerkungen über die Wirkungen der Revolution. — Trennung zwischen Grundbesitzer und Pächter. — Heimkehr emporgestiegener Soldaten. — Anekdoten.

Wien, den 10. Januar 1837.

Da ich nicht darauf Anspruch mache, ein förmliches Tagebuch für mich oder Dich zu führen, sondern mich damit begnüge, daß ich von Zeit zu Zeit mit keiner anderen Regelmäßigkeit als jener des Datums Anmerkungen in Bezug auf Dinge niederschreibe, die ich nicht zu vergessen wünsche, habe ich keineswegs einen vollständigen Bericht von meinem Thun und Sehen gegeben, denn dieser würde, trotz der angenehmen Natur unserer Beschäftigungen sich zu einer widerwärtigen Länge hinausspinnen. Wenige Tage gab es in den vergangenen sechs Wochen, an denen wir keine Einladungen erhalten hätten, und so angenehm dieselben auch gewesen sind, wäre es doch unmöglich, alle aufzuzählen. Zwei Besuche, deren ich noch nicht

Erwähnung gethan habe, darf ich jedoch nicht übergehen, weil sie erstens an und für sich interessant waren, und weil sie uns zweitens in eine von allen anderen geschiedene Menschenclasse einführten, welche sich nur zu wenig in die allgemeine Gesellschaft mischt, als daß wir hoffen dürften, die Personen, aus denen sie bestand, irgendwo wieder zu treffen.

Die erste dieser Gesellschaften war bei dem Baron Jaquin, einem ausgezeichneten Botaniker, Sohn des berühmten wissenschaftlichen Reisenden gleichen Namens und Director des zur Universität gehörigen botanischen Gartens, welcher, wie ich vernehme, einmal in jeder Woche Alles um sich vereint, was sich in Wien durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichnet. Obschon daher der Cirkel des Abends, an dem wir dort waren, groß war, befanden sich im Verhältnisse nur wenige Damen darunter.

Es ist stets ein etwas mißliches Ding, eine Gesellschaft von Gelehrten par excellence zu besuchen, und die Bemerkung, wie sehr Wenige unseres eigenen Geschlechtes zur Ehre dieser Soirée zugelassen waren, verminderte dieses Gefühl weder in meiner Tochter noch in mir selbst. Wir hatten indessen das Glück, eine sehr liebenswürdige Landsmännin unter ihnen zu finden, deren Bekanntschaft uns seitdem viele Freude verursacht hat, und nachdem wir die erste Scheu überwunden hatten, welche den Anblick eines Saals voll Herren, die alle, wie Molieres großer Grieche „vétus en noir" waren, in uns hervorbrachte, befanden wir uns bald erträglich wohl.

Der Generalempfänger aller Gelehrten von Wien ist ein ehrwürdiger, sehr einsichtsvoll aussehender alter Herr, mit einem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe, welches

ihn in eine vollständige Rembrandtfigur umwandelt. Er machte gegen uns Fremde die honneurs mit großer Leutseligkeit und Güte, ließ uns echtes Manna der Wüste kosten, das ihm in dem Zustande, wie es aus seinem mütterlichen Baume ausschwitzt, übersendet worden war; zeigte uns einige wohlerhaltene Stücke von dem Baume selbst, und machte uns mit manchem sehr einsichtsvollen und gesprächsgenießbaren Manne bekannt.

Das Alles machte es unmöglich, ein paar Stunden nicht angenehm hinzubringen, und ich freute mich da zu sein. Gewiß würde ich, wenn ich plötzlich aus der Sonne nach dem Monde versetzt worden wäre, keine merklichere Veränderung gefunden haben, als dieser Uebergang aus den vornehmsten Kreisen Wiens in diese Versammlung von Gelehrten darbot.

Zuverlässig haben alle Völker und alle Stände das Recht, ihre Angelegenheiten nach eigenem Belieben zu regeln: aber wo wäre, trotz dieser unbezweifelbaren Wahrheit, der Reisende zu finden, der sich nicht die Freiheit herausnehme, über Alles, was er sieht, ein Urtheil zu fällen? Unter dem Schutze dieses allgemeinen Privilegiums wage ich daher meine Meinung dahin auszusprechen, daß beide Klassen der Gesellschaft gewinnen würden, wenn die Trennung weniger wahrnehmbar wäre.

Der zweite Besuch der Art war an einem Abende, den wir im Hause des Barons Hammer zubrachten. Das ist ein Name von orientalischer Berühmtheit, ein Name, der Dir zu wohl bekannt ist, daß ich mehr zu sagen nöthig hätte, als daß er der große Orientalist Hammer war. Seine Gesellschaft war sehr angenehm und bestand nicht, wie die vom vorigen Abende ausschließlich aus Weisen,

sondern näherte sich einer eigentlichen conversazione mehr als die meisten Zusammenkünfte, die dies sein sollen. Er zeigte uns seine prachtvolle Sammlung orientalischer Handschriften unter jedem Lichte: wenige Menschen haben so seltene Bücher zu zeigen, und noch wenigere besitzen die Fähigkeit über sie mit gleichem Wissen oder gleicher Lebendigkeit zu sprechen.

Einige arabische Sprüche, welche Baron Hammer recitirte, sind mir im Gedächtnisse geblieben. Was dieses Volk sagt, klingt poetisch, es möge große oder geringe Dinge betreffen. „Am Ende der Welt," sagt einer ihrer Schriftsteller, „wenn alle Dinge außer dem Paradiese untergehen werden, wird Gott auf die Hölle blicken und in diesem Augenblicke werden ihre Flammen für immer verlöschen."

„Eine Jungfrau beklagte sich gegen ihren Geliebten," sagt ein Anderer, „daß er ihr keine Brieftaube mit einem Briefe geschickt habe. — —" „Ich wagte es nicht," antwortete der Liebende, „das Feuer meiner Liebe würde aus dem Briefe gebrochen sein und die arme Taube wäre verbrannt zur Erde gefallen."

„Gott spielte mit sich selbst Schach," sagt ein Dritter, „da fand er, wie er die Welt schaffen müsse."

Baron Hammer zeigte uns in seiner wahrscheinlich einzigen Bibliothek (die übrigens mit großer Eleganz eingerichtet ist) mehrere Bücher mit arabischem Einbande, deren reich mit Gold eingelegte, oder bemalte Deckel aus einem Holze bestanden, welches sie vollkommen gegen Würmer schützt. Die so eingebundenen Bücher sahen besonders elegant aus.

Im Laufe dieses Abends hatte ich das große Vergnü-

gen, die Bekanntschaft des Grafen von Montbel, des talentvollen, hochherzigen Ministers Karls des Zehnten zu machen und am folgenden Morgen besuchte er mich.

Selten hat mir ein Besuch so vieles Vergnügen gewährt; seine Conversationsgaben oder vielmehr seine Beredsamkeit ist sehr groß. Er sprach viel von dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs, verweilte aber weniger bei den durch die letzte Revolution hervorgebrachten Wirkungen als vielmehr bei den Folgen der gänzlichen, viel früher stattgefundenen Umwälzung der Gesellschaft. Diese Folgen beobachtete er nicht auf dem großen und geschäftigen Schauplatze von Paris, das wir nur zu sehr gewohnt sind, ausschließlich als Frankreich zu betrachten, sondern in den Provinzen, wo Tausende und aber Tausende von Menschen, die sich niemals in die geschäftigen Intriguen der Hauptstadt gemischt hatten, dennoch den friedlichen Verlauf ihres Lebens durch eine Reihe von Umwälzungen, an denen sie niemals einen Antheil gehabt, zerstören sahen.

Seine Schilderung der verschiedenen Quellen von Unglück, welche durch diese Umwandlungen geöffnet wurden, war sehr eindringlich. Die Abschaffung der Majorate und die daraus entspringende Theilung der Ländereien scheint der Lebensweise in der Provinz den ersten großen Stoß gegeben zu haben. Die damit verbundenen, in ihrer Ausdehnung fürchterlichen Uebel wurden, obgleich sie wenig Eindruck auf die Ansichten von Europa über die Wirkungen einer Revolution machten, wohl auf den Ländereien selbst, nicht aber in den, jedes andere Interesse verschlingenden Scenen der Hauptstadt gefühlt. Die Bauern fuhren allerdings fort, den Boden zu bebauen und dafür ihr tägliches Brod zu ernten: aber die Dörfer hatten kei-

nes seinen Seigneur mehr, auf dessen Schutz und Güte die Einwohner ein erbliches Recht hatten, und deren Interessen wesentlich mit den ihrigen verknüpft waren. Fremde erwarben in den meisten Fällen die Ländereien; Gleichgültigkeit oder Abneigung trat an die Stelle der Treue und Liebe, und das stärkste Band, welches die verschiedenen Klassen der Landbevölkerung verknüpft, war für immer zerrissen.

Ein anderes Uebel, welches gleichfalls jeden Theil des weitausgedehnten Gebietes von Frankreich heimsuchte, wurde von denjenigen, die einen etwas höheren Rang in der Gesellschaft einnahmen, gefühlt, und näherte sich hinterlistig unter der Maske des Glückes. Während der Periode des Kaiserreiches gab es in dem ganzen großen Lande kein Städtchen, ja kaum ein Dorf, aus welchem sich nicht ein glücklicher Soldat von geringer Herkunft zu Rang und Stellung eines ausgezeichneten Offiziers emporgeschwungen hätte. So lange Napoleon unter ihnen blieb und der Krieg sie beständig von ihren Verwandten und ihrer Geburtsheimat ferne hielt, zeigten sich keine bösen Folgen: im Gegentheile fanden die Gefahren und Beschwerden ihres umherstreifenden Berufes in den Ehren und Auszeichnungen, die sie erwarben, eine angemessene Tröstung.

Als aber endlich die matten Tage des Friedens wiederkehrten und in den Schooß jeder Provinz ihre wandernden Söhne zurücksandten, da wurden die Folgen des Systemes, das sie der Stellung, in welche die Vorsehung sie gesetzt, entrissen und ihnen eine andere, die nicht ursprünglich für sie paßte, angewiesen hatte, alsbald sichtbar.

Herr von Montbel erzählte mehrere Anekdoten, welche kräftig beweisen, wie schmerzlich der Einfluß dieses Em-

porkömmlingsranges auf denjenigen, die ihn erworben hatten, lastete. Viele dieser Anekdoten bezogen sich auf Umstände, die sich unter seinen eigenen Augen zugetragen hatten.

Nach einem kleinen Flecken, in der Nähe des Landsitzes des Vaters Montbels, kehrte einer von Napoleons schnell beförderten Obersten zurück, um unter seinen Verwandten und Jugendfreunden den Rang und Ruhm zu genießen, den er sich während des Krieges erworben hatte. Trotz ihrer wahrhaften und wohlbekannten Loyalität, waren die Montbels doch keineswegs unempfindlich gegen den kriegerischen Ruhm, den ihr Vaterland unter dem Kaiser erworben hatte und der alte Graf ließ den Offizier, um ihn einen Beweis zu geben, wie sehr er dessen Tapferkeit und gutes Benehmen schätze, zu Tische einladen. Statt schriftlich zu antworten, kam der junge Oberst selbst nach dem Schlosse, und verlangte mit dessen Eigenthümer zu sprechen. Der Graf empfing ihn mit der schmeichelhaftesten Artigkeit und wiederholte seine Einladung persönlich.

„Entschuldigen Sie mich, Monseigneur!" sagte der tapfere Krieger in lebhafter Bewegung, „und glauben Sie nicht, daß ich gegen Ihre Güte unempfindlich bin; aber könnte ich mit Wohlbehagen an Ihrer Tafel sitzen, während ich mich erinnern muß, daß mein Vater an ihr aufgewartet hat?"

Umsonst bemühte sich der liebenswürdige Graf, den tapfern Krieger zu überzeugen, daß er selbst seinen Rang in der Gesellschaft erfochten habe, daß er daher nirgends am unrechten Platze sein könne. „Anderswo," versetzte der junge Oberst, „möchte dies wohl der Fall sein und könnte ich auch glauben, daß Andere so denken; aber ob-

schon Sie, Monseigneur, Seelengröße genug haben, um meine Herkunft zu vergessen, giebt es doch Andere, die mir näher stehen und es nicht können. Ich vermag sie nicht zu meinem eigenen Range zu erheben, aber ich kann wieder zu dem ihrigen heruntersteigen und dies wird mir weniger Ueberwindung kosten, als Zeuge der Gefühle zu sein, welche jeder Schein meinerseits erregen würde, mich dem Kreise, in welchem sie sich bewegen, zu entziehen."

Diese Gesinnungen waren zu echt, um sie weiter zu bekämpfen, aber es ist schwer zu entscheiden, ob es größeren Schmerz verursachte, ihnen nachzugeben, oder ihnen Widerstand zu leisten.

Ein anderer Fall derselben Art, der sich von dem vorigen nur darin unterschied, daß er aus wirklicher Erfahrung beweist, wie richtig der obige Schluß war, ereignete sich in derselben Nachbarschaft. Ein Offizier, der sich in der Armee Napoleons einen ausgezeichneten Rang erkämpft hatte, kehrte nach der Restauration in seine Provinz zurück, um da fortan zu leben. Er wurde von einem hochstehenden Edelmanne in der Nähe auf die herzlichste und schmeichelhafteste Weise ausgezeichnet, speiste wiederholt an seiner Tafel und schien eine Zeitlang sehr erfreut, eine Freundschaft zu pflegen, welche ihm so viele Ehre machte. Wenige Monate aber nach dem Anfange dieses Umganges empfing der Cavalier einen Besuch von seinem kriegerischen Nachbar und nahm ihn wie gewöhnlich mit freudiger Herzlichkeit auf. Statt daß aber der Offizier dies in gleicher Art erwiederte, sagte er unter lebhafter Gemüthsbewegung, daß er komme, um Abschied zu nehmen.

„Abschied nehmen! . . . wohin wollen Sie denn, mon cher?" — „Ich scheide nicht, gehe nicht fort," versetzte

der Offizier, „ich liebe meinen Vater eben so sehr, als ich es thun könnte, wenn er Feldmarschall gewesen wäre, und so lange er lebt, wird mich nichts bewegen können, ihn zu verlassen ...., aber Sie wissen nicht, Monseigneur, was ich an Ihrer Tafel ausgestanden habe. Zu bemerken, daß Ihre Gäste ihren Lippen Gewalt anthun, um nicht aus Unachtsamkeit auf irgend eine Person oder irgend einen Platz anzuspielen, dessen Erinnerung in mir ein peinliches Gefühl erregen könnte, dies zu bemerken, ist für mich eine unaussprechliche Marter gewesen! Ich will mich dem nicht mehr aussetzen: sollten wir uns aber, ferne von meinen heimathlichen Feldern und natürlichen Freunden treffen, so wird mir Ihre Güte im äußersten Grade werthvoll sein!"

Es liegt etwas sehr Peinliches darin, schätzenswerthe menschliche Wesen in einer Lage zu erblicken, welche ihre besten Gefühle in eine Quelle des Leidens umwandeln. Noch viel schlimmer ist es aber, von solchen erzählen zu hören, welche sich mit unnatürlicher Politik von Allen abgewendet haben, die in den glücklichen Wechselfällen eines raubsüchtigen Kriegführers hinter ihnen zurückgeblieben waren. Die Besiegung eines Feindes im Felde ist in vielen Fällen nur das Vorspiel zur Besiegung der stärksten Gefühle des Herzens daheim gewesen. Wenn die sich von selbst darbietende Logik nicht hinreichen sollte, um einleuchtend zu machen, wie sehr die Uebel, welche die nothwendigen Folgen des Sturzes der bestehenden Ordnung sind, das Uebergewicht über das Gute haben, was daraus entspringen kann: so wünschte ich, daß Alle, die eines stärkeren Beweises dieser Wahrheit bedürfen, bevor sie derselben beistimmen, das Ergebniß langer und beharrlicher Forschungen

über diesen Gegenstand in der eindringlichen Sprache des Herrn von Montbel hören könnten.

Neunundvierzigster Brief.

Ball der Fürstin Metternich. — Der französische Botschafter. — Der preußische Gesandte. — Ballanzüge. — Unwahrheiten in Betreff Oesterreichs. — Romeo und Julie.

Den 15. Januar 1837.

Gestern waren wir im Palais des Fürsten Metternich auf dem ersten großen Ball des diesjährigen Carnevals, und er war in der That ein glänzendes Fest. Die Reihe der Gemächer ist schön, und der Saal zum Tanzen, der, gleich vielen anderen Sälen in Wien, Mauern hat, die von weißem Marmor zu sein scheinen, strahlte sonnenhell im Scheine vieler hundert Wachslichter und im Glanze einer prachtfunkelnden Gesellschaft.

Wenn auch kein Land den Geschmack und die Vollendung der Pariser Toilette zu übertreffen vermag, muß man die Palme der Pracht eben so unbezweifelbar den Wienern einräumen. Diese außerordentliche Kostbarkeit des Putzes entspringt nicht bloß daraus, daß alle vermählten Damen die schönsten Diamanten der Welt tragen, obschon es viel dazu beiträgt, sondern es ist auch jeder andere Artikel, den Leute von Ton auf einem Wiener Ball tragen, so vollkommen in Bezug auf kostbare Eleganz, als ihr verschwenderischer Aufwand nur immer machen kann. Ich bin weit entfernt,

zu Deiner Belehrung eine Modenzeitung schreiben oder mich in die Einzelnheiten dieses schwierigen Gegenstandes einlassen zu wollen: einen geringfügigen Artikel werde ich aber als Probe der kleineren Vollkommenheiten erwähnen, die von solchen élégantes gefordert wird. Die netten, kleinen transparenten Dinger, die zwischen dem Zeigefinger und Daumen jeder schönen Tänzerin als Taschentuch herabhängen, kosten jedes mindestens fünfhundert Franken.

Ich weiß, daß der Ballanzug einer jungen Dame als etwas den Grazien Geheiligtes betrachtet wird und daß die ganze Tracht aus leichteren und schöneren Stoffen bestehen soll, als jedes andere Gewand, das gewöhnliche Sterbliche zu tragen wagen dürfen: aber die Ballanzüge von Wien erfüllen nicht nur, sie übertreffen diese hochgespannte Erwartung. Ich will gerade nicht sagen, daß ich in der vergangenen Nacht eine jener „aus Luft gewebten Draperien" sah, welche Lady Morgan in einem ihrer früheren Romane als das Lieblingsgewand ihrer Heldin beschreibt: aber bis auf diese atmosphärische Gewebe war jeder andere zarte Stoff, den der Scharfsinn des Menschen je erfunden hat, in der größten Vollkommenheit zu finden.

Wir hatten bei dem britischen Gesandten in großer Gesellschaft gespeist, und die eleganten Anzüge der Damen verleiteten mich zu der Vermuthung, daß ihre schönen Trägerinnen sich die Mühe einer zweiten Toilette ersparen wollten *). Einer solchen Bequemlichkeit huldigten sie aber

*) Diese Vermuthung scheint der Verfasserin entweder als bloße Tirade entschlüpft zu sein, oder sie hat in ihrem Vaterlande nicht in den ersten Cirkeln der vornehmen Welt gelebt, was übrigens auch schon daraus gefolgert werden möchte, daß sie zu viel von der in Wien spricht. Anm. des Uebers.

nicht, sondern erschienen wenige Stunden später in neuer, ihre vorige aber so weit übertreffenden Zier, wie das ätherische Kleid des Schmetterlings das schwere Gewand der Raupe.

Zwei Tage nach dem Balle der Fürstin Metternich folgte der erste der vier Bälle, welche der französische Botschafter angekündet hatte, und am Sonnabend darauf ein Ball im Hause des preußischen Gesandten. Beide Feste waren außerordentlich elegant, insbesondere der Ball der Gräfin von St. Aulaire. Das von dem französischen Botschafter bewohnte Palais ist eines der schönsten in Wien, und durch die Anordnung der Gemächer besonders zu einer fête geeignet, bei welcher eine große Gesellschaft untergebracht werden muß. Außer mehren der Erzherzöge war auch der Herzog von Nassau mit seinem Sohne gegenwärtig. Es gab kein förmliches Souper, wie bei dem Fürsten Metternich, aber das reiche Buffet ließ in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig.

Das Palais des preußischen Gesandten kommt dem des französischen weder an Größe, noch an Pracht gleich, hat aber en revanche die schönste Treppe in Wien.

* * *

In der vortheilhaften asmodeusähnlichen Lage, in welcher wir uns befinden und die ich Dir schon gerühmt habe, sind wir nicht nur im Bereiche der Bälle, Concerte und Diners sowohl nach Oben als auch nach Unten, sondern wir erfreuen uns auch des Vortheils, mit der Politik des tiers état besser bekannt zu werden als Viele, die mit ihm in derselben Stadt leben und sterben. Du glaubst vielleicht, daß wir unter der höhern Klasse nichts als Lob des Systems, welches ihre Größe beschützt, und von Denen, die

unter ihr stehen, nichts als Murren gegen eine Macht hören, welche sie hindert, selbst die Ersten zu sein. Dies ist aber nicht der Fall. Ich habe unter denjenigen, welche außerhalb der Schranken, womit der hohe Adel sich umgiebt, leben müssen, eben so feurigen Dank für die ruhigen Segnungen ihrer unwandelbaren Regierung vernommen, als jemals innerhalb derselben. Andrerseits könnte ich, wenn ich es für wohlgethan hielte, manches ziemlich starke Gezirpe unter der haute volée anführen, weil ihre Irrflüge von jener väterlichen Vorsicht etwas gezügelt wurden, welche in Oesterreich einige Dinge schwer macht, die anderswo nur zu leicht sind.

Zuweilen fanden wir wohl in den Salons der Börsenaristokratie eine größere Annäherung zu dem ermüdenden rabulistischen Tone eingebildeter Philosophen, als anderswo. Das rührte aber hauptsächlich von der freieren und minder gesichteten Aufnahme her, welche da jenen fremden Reisenden gewährt wird, deren System es ist, ihre müßiggängerische Langweiligkeit staatsregenerirender Rhapsodieen von Hauptstadt zu Hauptstadt spazieren zu führen, so viele gute Mittagsmahlzeiten, als sie können, zu erschnappen und zum Danke ein Geschwätz zu hinterlassen, das so leer ist, wie ihre Champagnergläser.

Unter Fremden der Art habe ich gelegentlich manches lumpige Gefrevel an der Sache der guten Ordnung vernommen und bin der Ueberzeugung, daß die guten Bürger von Wien, je seltener sie solche Gäste aufnehmen, desto besser und glücklicher bleiben werden.

Einige dieser Irrlichter haben bereits die Welt mit den Früchten ihrer Reiseweisheit beschenkt. Ich habe sowohl französische als englische Lucubrationen gelesen, welche beweisen, daß junge Herren, die sich sechswöchentliche Ferien

machen, die Länder, welche sie mit ihrem Besuche beglückt haben, bei weitem besser zu regieren verstehen, als jeder König oder Kaiser, der da geborgen ist. Das gute Publikum liest und glaubt Alles, ja Diejenigen, welche durch ihren Beruf als der einsichtsvollste Theil der Lesewelt bezeichnet sind, bauen auf solche heimgebrachte, im höchsten Grade läppische Fabeln äußerst bündige Schlüsse und beweisen häufig bis zum Augenscheine, daß die Dinge, über welche sie in der größten Unwissenheit schweben, gerade die sind, über welche die Welt aufzuklären eigentlich ihre besondere Pflicht wäre.

Ein Mensch, der es sich angelegen sein läßt, mich über den Zustand von Oesterreich zu belehren (er ist kein Oesterreicher, was ich wohl zu bemerken bitte) sagte mir neulich, der Kaiser sei so eifersüchtig auf die Mitglieder seiner Familie gewesen, daß, als der Erzherzog Karl in Prag residirte und dort einen Hof hielt, die Nachricht von seiner Popularität seinem Bruder ein Fieber zuzog und daß er hierauf den Erzherzog aus seiner Statthalterschaft zurück berief*).

Auf das konnte ich nur antworten: „Wirklich!.....“ aber ich nahm mir die Mühe, mich darüber bei Männern zu erkundigen, welche im Stande waren, mir über die Geschichte dieses Landes Aufklärung zu geben, und erhielt die bestimmteste Versicherung, daß der Erzherzog Karl niemals in Prag oder in irgend einem Theile von Böhmen residirt hat**). Zugleich erhielt ich folgende Nachricht von der Ver-

---

*) Genau dieses Histörchen ist kürzlich in einem englischen Review zu lesen gewesen. Anm. der Verfasserin.

**) Der Erzherzog Karl wurde nach dem Frieden von Campo Formio (17. Oktobr. 1799) zum Gouverneur und Generalcapitän von Böhmen ernannt, ging von der Armee über Wien nach Prag

bindung dieses großen Kriegers mit Böhmen. Der Erzherzog Karl hatte unfern der böhmischen Grenze so geschickt gegen die Waffen Napoleons Stand gehalten, daß er, obschon er wiederholt vor ihnen zurückweichen mußte, doch die Schrecken des Krieges von dieser Provinz abhielt. Die Tapferkeit, Wachsamkeit und unablässige Sorgfalt, welche dieser große Feldherr für das Wohl der Böhmen an den Tag legte, erwarben ihm nicht nur ihre Herzen, sondern stellten ihn auch dem seines großmüthigen und dankbaren Bruders noch näher. Die bedrängte Lage des österreichischen Staatsschatzes zu jener Zeit ist bekannt; als aber der verzweifelte Kampf vorüber war, wurde die Zurückgezogenheit des kaiserlichen Feldherrn durch eine mit dem bloßen Titularamte eines Vicekönigs von Böhmen verbundene Pension getröstet *). Einige Jahre nachher wurde der

---

und wurde in beiden Städten mit dem größten Jubel empfangen. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten und er weilte darum mit gutem Erfolg einige Zeit in den Bädern von Töplitz. Am 18. März 1800 reiste der Erzherzog Karl, nachdem der Kaiser seinen wiederholten Bitten, ihm den Oberbefehl der Armee wegen seiner zerrütteten Gesundheit abzunehmen, endlich nachgegeben hatte, von Donaueschingen über Wien abermals nach Prag, wo er zurückgezogen von allen Geschäften bloß der Herstellung seiner Gesundheit lebte. Kurz nachher sollte er auf den Rath der Aerzte nach Pyrmont reisen, blieb aber, um die Vertheidigung Böhmens zu organisiren, und bildete binnen drei Monaten in Böhmen und Mähren eine Legion von 25,000 Freiwilligen. Nach der Schlacht von Hohenlinden übernahm der Erzherzog den Oberbefehl des fürchterlich geschmolzenen Heeres, und wurde nach den Frieden Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident. — An der vorgeblichen Eifersucht aber ist allerdings kein wahres Wort. Anm. des Uebers.

*) Der Erzherzog Karl war seit dem Tode des Erzherzogs und Kurfürsten Maximilian von Köln Hoch- und Deutschmeister, und als solchem fehlte es ihm nicht an Einkünften. A. d. U.

Erzherzog Karl als Erbe des fürstlichen Vermögens seines Oheims des Herzogs von Sachsen-Teschen reich. Er verzichtete unverzüglich auf die Pension und mit ihr auf den Titel eines Vicekönigs von Böhmen. Das war die eifersüchtige und schimpfliche Zurückberufung des Erzherzogs Karl durch seinen Bruder Franz. Und dies ist, ich versichere Dich, nur eine Probe der vielen groben Lügen, womit eine gewisse Secte von Politikern sich bestrebt, Europa mit der inneren Lage von Oesterreich zu mystificiren.

* *
*

Ich habe Dir vor einiger Zeit von dem hohen Vergnügen geschrieben, welches mir die Darstellung der Desdemona von Madame Rettich gewährt hatte. Da ich hörte, daß auch Romeo und Julie hier auf dem Repertoir wäre, so wagte ich es, dem Landgrafen von Fürstenberg, der in dieser Beziehung volle Gewalt hat, zu sagen, wie sehr ich wünsche, diese bezaubernde Schauspielerin in der Rolle der Julie zu sehen. Diesem Wunsch ist mit höchster Güte entsprochen worden und ich kann nun bezeugen, daß sie mit vollendeter Grazie und Wahrheit jene Innigkeit der Liebe eines italienischen Mädchens conterfeite, die bei uns so oft zum Probirstein einer Debutante gemacht worden ist.

Indessen hat Madame Rettich in dieser Rolle Manches, das ihr im Wege steht, zu überwinden. Sie ist Gattin und Mutter und obschon das Ebenmaß ihrer schönen Gestalt so vollkommen ist als jemals, hat sie nicht mehr jenes fast kindische Wesen, welches die Rolle zu verlangen scheint. Aber es gelingt ihr, dieses Hinderniß so wie jedes andere, das sich ihr entgegensetzt, mit der größten Kunst zu überwinden, denn sie legte eine so süße jugendliche Musik in die Töne ihrer bezaubernden Stimme, daß die Einbil-

dung sogleich den Eindruck empfängt, sie werde genau „zu Petri Kettenfeier des Abends vierzehn Jahre alt sein."

Die niedliche, scherzende Scene zwischen Julie und ihrer Amme wurde, aus welchem Grunde kann ich mir nicht enträthseln, ganz weggelassen, was für Madame Rettich ein Verlust ist, denn sie würde sie wonnevoll gespielt haben. Ein anderer Mißstand war die stattliche Persönlichkeit ihres Romeo, der zwar ein vortrefflicher Schauspieler ist, aber meiner Meinung nach viel weniger Schwierigkeit finden würde, sich zum Fallstaff, als zum schlanken und zierlichen Romeo herauszustaffieren. Aber trotz allen diesen Dingen erhielt die Heldin des Abends ihren Ruf vollkommen aufrecht und hinterließ in uns die festeste Ueberzeugung, daß einer der Hauptvortheile, die man genießt, wenn man Wien besucht, der ist, die vollendetste Schauspielerin ihrer Zeit (nach der Mars) zu sehen.

Fünfzigster Brief.

Menschengedränge auf dem hohen Markte. — Ein Mord. — Gesetz Oesterreichs. — Aussetzung des Verbrechers. — Besuche des Publikums. — Verwandlung der Strafe. — Anekdote von dem Kaiser Ferdinand. — Wirkung der Begnadigung auf den Verurtheilten.

16. Januar 1837.

Als ich vor einigen Tagen des Morgens zum Fenster hinaussah, überraschte es mich sehr, eine unermeßliche Menschenmenge auf dem Platze versammelt zu sehen. Fast die Hälfte des großen hohen Marktes war mit einer dichtge-

drängten Masse von menschlichen Wesen gefüllt, die sich vor einem großen Gebäude, das zu verschiedenen Gerichts- und Polizeizwecken dient, versammelt hatten.

Wäre dies in Frankreich gewesen, so würde ich zur Stelle angefangen haben, meine Effekten einzupacken. In England würde ich befohlen haben, meine Fensterläden zu schließen, damit der politische Enthusiasmus eines gesetzgebenden Glasers keine Zerstörung von Glas in der Richtung veranlasse, daß die Splitter in Berührung mit meinen Augen kommen. Da ich aber in Wien war, betrachtete ich ohne Furcht die friedliche Menge und wartete ohne die geringste Bangigkeit, bis jemand komme und meine Neugierde durch Erklärung der Ursachen dieses ungewöhnlichen Zusammenströmens befriedigen würde.

Ich wartete nicht lange, denn mein Kammermädchen erschien bald mit der Nachricht, daß ein Mörder auf einer Bühne vor dem Gerichtshause ausgestellt werden würde. Da ich wußte, sie konnte ihre Nachricht nur von meiner deutschen Köchin durch das Mittel jenes kauderwelschen Dialektes, in dem sie miteinander verkehren, haben, so war ich im Zweifel, ob ich mich auf ihre Angabe verlassen könne, oder ob überhaupt alle Einzelheiten, die sie erfragt hatte, in Anbetracht der Quelle irgend etwas werth wären.

Ich gewahrte aber in der That, daß man vor dem Gebäude eine hohe Bühne errichtete, und auch das immer zunehmende Gedränge des Volkes bewies, daß es ein Schauspiel erwarte, für welches die allgemeine Theilnahme sehr rege war. Nachdem ich endlich eines vollkommen wohlunterrichteten Dolmetsch habhaft geworden war, bestätigte dieser ihre Geschichte in allen Hauptzügen und es ist in der That eine interessante Geschichte.

Der Verbrecher ist ein junger Mann von zweiund-

zwanzig Jahren, älternlos und ohne irgend einen Verwandten in der weiten Welt als eine einzige Schwester, welche um zwei Jahre jünger ist als er selbst. Vor wenigen Monaten beklagte sich diese Schwester, welche diente, daß ihre Dienstgeberin sie sehr hart behandle, ja sie sogar geschlagen habe. Man braucht die Oesterreicher nicht lange zu studiren, um zu wissen, daß eine solche Beleidigung auf sie einen tieferen Eindruck macht als Vieles, das in anderen Ländern als eine schwerere Unbild angesehen wird. Es liegt in ihnen ein gutes Theil trotziger Unabhängigkeit. Das führt keineswegs zu Widerstand oder Ingrimm gegen die gesetzlich zugefügten Strafen, wohl aber macht es sie gegen jede nicht auf gleiche Weise geheiligte Züchtigung sehr aufstutzig. Die unteren Stände sind nicht gewohnt, mißhandelt zu werden, und ertragen es auch nicht geduldig.

Jene Mißhandlung war mehr als der junge Mann in seinem Charakter, als einziger Beschützer ertragen konnte. Er nahm seine Schwester aus dem Dienste, brachte sie in einen andern, und schloß sogleich Bekanntschaft mit ihrer Nachfolgerin in den vorigen.

Es scheint, daß er mehrere Wochen hindurch auf das Mädchen an dem Brunnen, wo sie Wasser holte, zu warten pflegte. Vor einigen Tagen*) bemerkte er, daß mehrere Wasserträger, die bereits warteten, vor ihr an die Reihe kommen würden, eilte in die Wohnung ihrer Gebieterin und zog die Thürglocke. Die alte Frau öffnete, wie er erwartet hatte, selbst, worauf er die Unglückliche in ihr Schlafgemach zurückdrängte, und ihr ein Messer, das

---

*) Muß in jedem Fall allerwenigstens Wochen heißen, denn ein Todesurtheil gegen einen Mörder hat durch alle Instanzen bis an den Monarchen zu gelangen. Anm. des Uebers.

er für diesen Zweck lange bewahrt zu haben gestand, in die Brust stieß. Dann ging er ruhig fort, ohne daß Jemand im Hause von dem schrecklichen Vorgang irgend etwas ahnte. Sie lebte gerade lange genug, um der Magd, als diese zurückkam, zu offenbaren, wessen Hand ihr den Todesstoß gegeben habe.

Man suchte unverzüglich nach dem jungen Mörder und fand ihn auch bald an seinem gewohnten Platze in der Werkstätte eines Zimmermanns arbeiten. So wie die Diener der Gerechtigkeit erschienen, legte er sein Handwerkszeug nieder und schickte sich an, ihnen zu folgen, indem er sagte: „Ich weiß, daß Ihr kommt, um mich zu holen, und bin bereit, mit Euch zu gehen."

Nach den österreichischen Gesetzen kann Niemand wegen eines Verbrechens, und wäre es ein noch so klar erwiesener Mord, hingerichtet werden, außer, er gesteht seine Schuld ein.*) Weigert er sich dies zu thun, so kann er, wie stark auch die Beweise gegen ihn sein mögen, zwar eingekerkert, aber nicht mit einem uneingestandenen Verbrechen auf der Seele vor seinen ewigen Richter gesendet werden.

Da dies das Gesetz ist, man nie davon abweicht, es auch allgemein bekannt ist, hätte der heißblütige und verblendete junge Mann sich selbst leicht gegen die äußerste Strafe, womit auf Erden ein Verbrechen gebüßt werden kann, sichern können, wenn er nichts bekannt hätte. Aber weit entfernt, sich dies zu Nutze zu machen, wurde er nicht sobald vor die Behörde gebracht, als er auch offen das Verbrechen und seine Beweggründe dazu eingestand.

Es ist daher das Todesurtheil gegen ihn gefällt wor-

---

*) Zwei vollgültige Zeugen reichen beim Morde, auch ohne Geständniß, hin. Anm. des Uebers.

den. Seine öffentliche Ausstellung dauerte zehn Minuten, während welcher Zeit er auf einer hohen Plattform stand, von wo ihn das Publikum deutlich sehen konnte. Indem er so stand, wurde ihn von dem Balkon des Gerichtshauses das Urtheil laut vorgelesen. Dann wurde er wieder herabgebracht und die Menschenmasse verlief sich so ruhig, als sie sich versammelt hatte.

Am folgenden Morgen versammelte sich in früher Stunde abermals eine Menschenmasse auf derselben Stelle, und wir glaubten, daß die Ceremonie der öffentlichen Ausstellung wiederholt werden würde. Hierin täuschten wir uns aber, denn die Menge weilte mehrere Stunden vor dem Thore des Gebäudes, ohne daß wir uns zu enträthseln vermochten, was wohl ihr Zweck sein möge.

Endlich kam Herr H— und benachrichtigte uns, daß diese Menge, oder wenigstens diejenigen, welche es wünschten, einzeln oder paarweise in das Innere des Gerichtshauses eingelassen würden, um den unglücklichen jungen Mann zu sehen. Es ist seine Strafe oder sein Privilegium, — als was man es betrachten soll, habe ich nicht ausgeklügelt, — zu sitzen und die Besuche so vieler seiner Mitbürger zu empfangen, als Neigung haben ihn zu betrachten.

Herr H— schloß sich einer Abtheilung, welche eingelassen wurde, an, und betrat mit ihr ein Zimmer, welches durchaus nicht das Ansehen des Kerkers hatte. Am obern Ende saß der Verbrecher neben seinem Beichtvater, und vor ihm stand auf einem Tische ein Krucifix zwischen zwei brennenden Wachslichtern. Der Priester las aus einem Buche leise vor, während der Gefangene, dessen Glieder nicht gefesselt waren, aus einer langen Pfeife

rauchte, die ein Mann, der einer seiner Kerkermeister zu sein schien, so oft, als sie ausgeraucht war, wieder füllte.

Herr H— sagte, daß das Antlitz des jungen Mannes durchaus nichts Wildes, wohl aber einen verdummten, fast thierischen Ausdruck habe. Er schien dessen, was um ihn vorging, wenig zu achten, außer daß er, so oft einer der Ankommenden ein Geldstück auf das Tuch vor dem Krucifix warf, zum Danke seinen Kopf ein wenig neigte.

Das so gesammelte Geld bleibt der freien Verfügung des Gefangenen. Wenn er ein frommer Katholik ist, läßt er dafür Messen für die Ruhe seiner Seele lesen; er darf sich aber auch dafür während des letzten Tages und der letzten Nacht seines Daseins, was er nur will, zu essen und zu trinken kommen lassen, oder darüber zu Gunsten eines Verwandten oder Freundes verfügen.

Seine Hinrichtung ist auf übermorgen festgesetzt, wo er nach Sonnenaufgang bei der Spinnerin am Kreuz gehangen werden soll. Seine arme Schwester befindet sich in dem erbarmungswürdigsten Zustande des Leidens, und die aufopfernde Liebe, welche er so verzweifelt und gräßlich für sie an den Tag gelegt hat, scheint eben so sehr das Mitleid als die Entrüstung des Volkes zu erregen.

Die äußerste Seltenheit der Todesstrafen in Wien, ja überhaupt in irgend einem Theile von Oesterreich, macht, daß über diese traurige Geschichte viel geredet wird. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß in England Hunderte hingerichtet werden, ohne daß dies soviel Aufsehen veranlaßte, als es die Erwartung dieser einzigen Hinrichtung hier thut.

In Oesterreich finden die gerichtlichen Verhandlungen nicht öffentlich statt, weil man besorgt, dies möchte einen solchen Einfluß auf den Gerichtshof üben, daß darunter

die Zwecke der Gerechtigkeit leiden. Sobald aber die förmliche Untersuchung vorüber ist, wird das Ergebniß so offenbar wie das Licht des Tages. Weit entfernt, daß das Verfahren dieser väterlichsten aller Regierungen Diejenigen rechtfertigt, welche sie finsterer Geheimhaltung beschuldigen, hat vielmehr in Criminalfällen so wie in der That in allen übrigen, jedermann den freiesten Zutritt zu den Akten.

Alle Umstände, welche auf den Fall mit den unglücklichen jungen Mann Bezug haben, sind uns gesprächsweise so vollständig und vielleicht richtiger erzählt worden, als man solche Thatsachen durch das Mittel unserer einander widersprechenden Zeitungen zu erfahren pflegt. Der hohe Grad allgemeiner Theilnahme, die diese traurige Geschichte in ganz Wien erregt, erscheint uns als ganz außerordentlich, und führt klar zu dem Schlusse, daß solche gräßliche Verbrechen hier sehr selten sein müssen.

* * *

Im Laufe des gestrigen Tages verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser habe beschlossen, die Todesstrafe in Kerkerstrafe zu verwandeln, und heute sind diese Gerüchte vollkommen bestätigt worden. Die Verübung des Verbrechens veranlaßte allerdings ein allgemeines Gefühl des Schauders, aber eben so allgemein ist die Freude, die diese Nachricht erregt. Die Thatsache, daß diese fürchterliche Unthat verübt wurde, um die Unbilden einer verwaisten Schwester zu rächen, und der Umstand, daß die beiden jungen Leute so ganz allein in der Welt stehen und nur sich einander haben, hat alle Herzen zu ihren Gunsten erweicht.

Was den gütigen und gnadeliebenden Kaiser betrifft, würde er gewiß eine Ursache gefunden haben, wenn sich

keine dargeboten hätte, um das Todesurtheil eines Mitmenschen nicht unterzeichnen zu müssen. Der Kaiser Ferdinand hat diese schmerzliche Pflicht bis jetzt noch nicht erfüllt, und es steht zu hoffen, daß das glückliche Volk, über welches er regiert, ihm eine Nothwendigkeit ersparen wird, für die sein gütiges und mildes Herz so wenig geschaffen zu sein scheint. Seine Gefühle bei einer solchen Gelegenheit lassen sich aus dem Schicksal des Mannes entnehmen, der vor einigen Jahren zu Baden gegen ihn die ruchlose Mörderhand erhob, um ihn zu erschießen. Der Meuchelmörder wurde auf seinen Wunsch nicht nur nicht am Leben gestraft, sondern der barmherzige Monarch befahl auch, seinem Weibe und seinen Kindern Unterstützung zu reichen, damit sie durch ein Verbrechen, an welchem sie unschuldig waren, so wenig als möglich, leiden möchten.

Da dies die Gesinnungen und Gefühle des Kaisers sind, so ist es offenbar weniger ein Gegenstand des Erstaunens als der Freude, daß das Leben dieses schuldigen aber unglücklichen Mannes verschont worden ist. Die Strafe wurde dahin umgewandelt, daß er auf den Spielberg geführt wird, und dort vierzehn Jahre bleiben muß, und, wenn er sich während dieser Zeit gut beträgt, volle Begnadigung erhalten und in Freiheit gesetzt werden soll. Man erzählt, daß der junge Mann, als er seine Begnadigung hörte, in Ohnmacht sank, und mehrere Stunden in bewußtlosem Zustande blieb. Als er sich wieder erholte, war er so schwach, daß er für einige Zeit nicht im Stande sein wird, seine traurge Reise nach dem Spielberge anzutreten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trollope, Frances Milton,

Wien und die Oesterreicher, sammt Reisebildern aus Schwaben, Baiern, Tyrol und Salzburg in drei Bänden

Bd.: 2. Band

Leipzig 1838

It.sing. 1457 y-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469505-3